Digitized by Google

9 3,201

Digitized by Google

A

Trublet, Abe, Saggi de' costumi trad. dal Fran-
cese. Greifswald 1744.

Digitized by Google

3.3.201

Digitized by Google

B I

Digitized by Google

Digitized by Google

Des Abtes Trublet
Gedanken
über verſchiedene Sachen,
welche zur
Gelehrſamkeit
und
Sittenlehre
gehören.

Aus dem Franzöſiſchen überſetzet
von
Chriſtianen Marianen von **Steinwehr,**
gebohrnen Romanus.

Mit Kön. Pohln. und Churfl. Sächſiſ. allergn. Freyheit.

Greifswald und Leipzig,
verlegts Johann Jacob Weitbrecht, 1744.

Digitized by Google

9.3.201

Digitized by Google

Seiner Hochwohlgebohrnen Excellenz,

Herrn

Herrn Friedrich von Reichenbach,

Seiner Königl. Majeſt. in Preuſſen hochbetrautem Geheimen-Rathe, des königlichen Conſiſtorii hochanſehnlichem Præſidenten, auch Oberkirchen und Reventien-Directori, ingleichen des franzöſiſchen Ober-Conſiſtorii und aller geiſtlichen Sachen, der königlichen Univerſitæten Ober-Curatori, Directori Montis pietatis &c.

Digitized by Google

Hochwohlgebohrner Herr,
Hochgeneigter Herr Geheimer-Rath,

Wenn Ergebenheit, Hochachtung und Ehrfurcht uns treiben, auf das Wohlwollen hochverdienter Männer aufmerkſam zu ſeyn, und ſich alsdann deren ungeheuchelte Bezeugung bey aller Unvollkommenheit dennoch ein geneigtes Anſehen verſpricht; ſo fällt es mir faſt eben ſo ſchwer, da **Eurer Excellenz** ich dieſe Ueberſetzung eines ſcharfſinnigen und beliebten Buches gehor-

gehorſamſt wiedme, meine Freyheit zu entſchuldigen, als meine freudige Hoffnung einer gnädigen Aufnahme an den Tag zu legen.

Der Ruhm der Staatskunde und des unermüdeten Eifers die Wiſſenſchaften zu ſchützen, den **Eurer Excellenz** die Gerechtigkeit auch in fernen Landen ertheilet, ſetzet **Eure Excellenz** zugleich denen Großen bey, deren gnädige Neigung man deſto zuverſichtlicher ſuchet, je mehr ihre ausnehmende Leutſeligkeit die Herzen an ſich ziehet. Da nun **Eure Excellenz** auch mich inſonderheit mit verſchiedenen Merkmaalen Dero Vorſorge und Wohlgewogenheit beehret, und über dieſes, nebſt Dero gnädigen Frau Gemahlinn meine geringen Blätter eines unerwarteten Beyfalles gewürdiget, ſo müßte ich befürchten, der Freymüthigkeit, mit welcher ich **Eure Excel-**

lenz verehren darf, zuwider zu handeln, wenn ich Bedenken trüge, meine ungemeine Verpflichtung dafür öffentlich zu beſtätigen, und **Eurer Excellenz** fernere Gnade mit der Gewißheit zu erbitten, welche der immerwährenden Hochſchätzung gleichet, in der ich verharre

Hochwohlgebohrner Herr,

Hochgeneigter Herr Geheimer-Rath,

Eurer Excellenz

gehorſamſte Dienerin

Chriſtiana Mariana von Steinwehr,
gebohrne Romanus.

Vorrede.

Der vorhabende Druck der gegenwärtigen Ueberſetzung iſt ſchon im Jahr 1738 in den Leipziger gelehrten Zeitungen angekündiget worden. Es wird alſo meine Leſer nicht befremden, daß ſie von einer Feder an das Licht tritt, die ihnen ſchon damals bekannt geweſen.

Es wäre überflüßig, die Urſachen anzuführen, welche mich die Zeit daher abgehalten, dieſelbe zum Vorſcheine zu bringen. Man wird aus der Veränderung des Namens ſelbſt ſchließen können, daß auch dieſe etwas zur Verzögerung beygetragen habe.

Nunmehro kann mich nichts mehr hindern, dieſes ſcharfſinnige und in Frankreich durchgehends angenehme Buch, welches man ſeiner Vortrefflichkeit wegen auch nur erſt neulich ins

Engliſche überſetzet hat, in Deutſcher Sprache überſetzt herauszugeben.

Ich habe bey dem, was ich ſelbſt geſchrieben und überſetzet, allemal nicht bloß auf mein eigenes Vergnügen, ſondern auch auf das Beſte meines Geſchlechts geſehen, und daſſelbe inſonderheit durch die Ueberſetzung der Unterredungen der Frau von Scudery, von Dingen die zu einer wohlanſtändigen Aufführung gehören, zu den verſchiedenen Qvellen des Angenehmen und Unangenehmen in dem Umgange, nebſt den Mitteln jenes zu erwählen und dieſes zu vermeiden, welche dieſe geſchickte Lehrerinn entdecket, näher zu führen geſuchet. Ich ſchmeichle mir, damit mehr Dank als Unerkenntlichkeit verdienet zu haben; und deswegen habe ich ihm durch dieſes vortreffliche Buch auf eine angenehme Art eine Ueberzeugung von dem Nutzen beybringen wollen, den es durch Leſung wohl abgefaßter Schriften ſowohl, im ordentlichen Denken als auch im Schreiben und Sprechen erhalten kann.

Nun möchte es ſcheinen, als ob ich bey dieſer Ueberſetzung auf das Frauenzimmer faſt gar nicht hätte ſehen können. Die meiſten Abhandlungen aus der Litteratur, die doch einen

nen großen Theil dieſes Buchs ausmachen, ſcheinen für die wenigſten meines Geſchlechts zu ſeyn. Wenige darunter wollen etwas ſchreiben, und vielleicht iſt es gut, daß es wenige wollen. Wer ſchreiben will, muß ſeine Gedanken wohl bey einander behalten; dasjenige, wovon es handeln will, ofte überdenken, und ſich durch keine ſinnliche Ergötzlichkeiten ſtören laſſen. Wenige unſers Geſchlechts können ſich zu ſolcher Arbeit und Gedult gewöhnen. Spatzieren fahren, zu Gaſte ſeyn, Beſuch machen, Gegenbeſuch annehmen, heiſſet bey ihnen ſchon eine groſſe Arbeit: Es iſt auch in der That, dergleichen vermeynte Stundenverkürzung oftmals mit ſo vieler Beſchwerlichkeit verbunden, als ſonſt die nützlichſten Beſchäfftigungen nicht mit ſich führen. Der Spiegel erfodert viele Aufmerkſamkeit, alle Geſichtszüge in reizende Ordnung zu bringen; was brauchet es nicht für Mühe, ſein Spiel wohl zu überdenken, und der Geſellſchaft darinnen zu zeigen, wie ſtark man im urtheilen ſey! Jedoch einige bezeigen ſich geduldig, wenn der andere zu zeitig ausſpielt, oder nicht recht weggeworfen hat. Haben ſie es zu einer ſolchen Gelaſſenheit gebracht, ſo beſorgen ſie keinen Vorwurf der Uebereilung, und ſchicken ſich ihren Gedanken nach zu al-

len. Sie lachen, wenn jemand zweifeln wollte, ſie könnten nicht auch, gleich andern, ſich mit Bücherſchreiben einlaſſen. Sie vergeſſen aber dabey, daß das Buchſtabieren aus dem Grunde gelernet zu haben, auch nur zum Sylben- und Wörter ſchreiben nothwendig iſt. Daran gedenke ich mit Kummer, wie kläglich die Federn vieler unſers Frauenzimmers geführet werden.

Ich wollte ſie gerne aus Menſchenliebe entſchuldigen, weil ſie in der erſten Jugend und in den Schulſtunden verſäumet worden. Allein was hindert ſie, wann ſie bey erwachſenen Jahren den Fehler einſehen, ihn nicht zu verbeſſern? Wann ſie ſich des Tages nur ein Stündchen darinnen von einem Freunde oder Freundinn unterrichten lieſſen; würde es um wenige Monate zu thun ſeyn, ſo wäre ihnen geholfen. Noch weniger bekümmern ſie ſich darum, wie ſie reden; das kann man zum öftern aus den gemeinen und unüberlegten Geſprächen urtheilen. Theils zwingen ſie ſich nach ihrer Einbildung wohl zu reden; in der That aber ſind es nichts, als leere Worte. Noch mehr, was hat der Deutſche nicht für eine blinde Begierde zu der franzöſiſchen Sprache? Es dünkt ihm, er ſey nicht recht belebt und

artig

artig, wo er ſich nur allein zu ſeiner Mutterſprache hielte. Es fällt ihm ein, er müſſe eilends Franzöſiſch lernen. Er überleget aber nicht, daß es ſchwer ſey, eine ausländiſche Sprache auch nur angenehm auszuſprechen; vielmehr aber ſie regelmäßig zu reden. Er bedenket nicht, daß reden und reden zweyerley iſt: ſo reden, daß den Zuhörer die ſprachrichtige Nettigkeit vergnüge, und zur Bewunderung der Geſchicklichkeit des Redenden reize; oder ſo reden, daß dem Zuhörer über dem zerſtümmelten Franzöſiſchen das Herze vor Mitleiden brechen möchte. Auch hurtig und viel von gemeinen Dingen reden, überzeuget einen Verſtändigen nicht, daß der Sprecher Nachdruck und Anmuth der Sprache in ſeiner Gewalt habe. Er merket wohl den Reichthum am guten Willen des Redners, aber auch die von ihm unerkannte Armuth bey der Ausübung. Jedoch es wäre auch denen, die ſich in der Deutſchen Wohlredenheit vor andern hervorthun wollen, ofte zu rathen, ſie hielten mit ihren Worten etwas ſparſamer haus, damit ſie ſich bey aufgeweckten Kennern nicht gar zu lächerlich machten. Der Grund dieſer unbedachten Selbſtvergeßung lieget wohl darinn, daß die allerwenigſten zu wiſſen begehren, warum ihnen und

andern, was ſie reden oder ſchreiben, hören oder leſen, gefallen könne und müſſe; und warum eines leichter oder ſchwerer ſey, als das andere. O wie viele Stunden müſſen ſie zu dieſen nützlichen und erbaulichen Unterſuchungen anwenden, in denen ſie ſich um Stadt-Hiſtorien erkundigen könnten, damit immer eine mehr, als die andere, die Geſellſchaften mit neuen Nachrichten unterhalten könne!

Es ſey alſo ferne, daß ich faſt dieſem ganzen edlen Geſchlechte mit einer ſo mühſamen Sache beſchwerlich fallen wollte. Genug, wenn nur erſt einige, die etwan ihr eigener innerlicher Trieb dazu führet, vernünftige Urſachen ihres Vergnügens am Bücherleſen zu wiſſen, dieſelben faſſen. Vielleicht ſind ſie ſo glücklich und geſchickt, andere zu lehren, wie ſie ſinnreiche Scribenten nicht zum bloßen Zeitvertreibe leſen, oder wenn es hoch kömmt, nur bey der Empfindung des Angenehmen beſtehen bleiben, ſondern vielmehr mit critiſchen Augen die Urſache des Gefallens betrachten ſollen; um dadurch das Leſen nützlicher Bücher gemeiner zu machen. Vielleicht werden auch die von dem tiefſinnigen Verfaſſer gegebnen Proben der Beurtheilung des wahren und ſcheinbaren Schönen, den Trieb zum

Leſen

Leſen beſtändiger und nutzbarer machen, der wegen der vorgedachten Urſachen nur flüchtig und fruchtlos ſeyn mußte.

Diejenigen, welche ſittliche Betrachtungen über verſchiedene wichtige Stücke, und über Eigenſchaften, Fehler und Vollkommenheiten der menſchlichen Seele lieben, werden, ohne ſich über die Länge zu beſchweren, Materien finden, dabey ſie ihr Nachdenken üben können.

Was iſt aber erbaulicher, als auf ſeine eignen Fehler und Vollkommenheiten, ſo wohl als auf anderer Schwäche und Stärke des Geiſtes Achtung zu geben? Gewiß, man findet dabey ſo viel zu betrachten, daß man ſich öfters, wenn ich ſo reden darf, im Nachdenken vor Luſt und Verdruß in ſich ſelbſt verliehrt; da zumahlen die täglichen Handlungen der Menſchen dieſen Gedanken ſo reiche Nahrung geben.

Der Nutzen dieſer ſo vortrefflichen Bemühung dauret bis in die ſpäteſten Jahre; und wie glücklich wird man ſich in denen noch ſchätzen, wenn man bedenket, daß man ſeinen Verſtand und ſein Herze bey Zeiten, auch durch

durch Leſen ſcharſſinniger, und zur Tugend führender Schriften gebildet hat! Die gegenwärtige wird dazu nicht wenig beytragen.

Ich gebe zu, daß ſich der Verfaſſer ſehr ofte kürzer ausgedruckt, als daß man die Wahrheit ſeiner Sätze ſo gleich einſehen könne. Ich räume auch ein, daß er es zuweilen verrathe, es habe ihm Mühe gekoſtet, bekannten Gedanken ein neues Kleid anzulegen. Weil aber die allermeiſten richtig ſind, und dieſer neue Auſputz dennoch angemeſſen und artig iſt, ſo habe ich gehoffet, es werde dieſe Arbeit ſo wohl den Beyfall der meiſten Deutſchen Leſer davon tragen, als ſie ihn unter des Verfaſſers gelehrten und witzigen Landesleuten gefunden hat.

Digitized by Google

Gedanken

über verſchiedene Sachen,

welche

zur Gelehrſamkeit

und

Sittenlehre

gehören.

Erſter Theil.

Digitized by Google

X

※)o(※

Inhalt
der Gedanken des erſten Theils.

Von der Art, ſeine Gedanken in kurzen, und nicht verbundenen Sätzen abzufaſſen. pag. 3

Von dem Umgange 18

Von der Gabe zu reden und zu ſchreiben 43

Von denen zur Geſellſchaft nothwendigen Eigenſchaften 61

Von der Prüfung ſinnreicher Schriften 62

Warum uns der Anblick derer, die wir beleidiget haben, misfällig und unangenehm iſt 76

Von den Wirkungen der Gewohnheit, der Eigenliebe und der Beſcheidenheit 79

Von dem unverſtellten Weſen, und den unterſchiedenen Arten der Beſcheidenheit 87

Von der Nothwendigkeit ſeinen natürlichen Gaben zu folgen 92

Von dem eingenommenen Gemüthe 106

Vom Hochmuthe und ſeinen Wirkungen 110

Von der Sanftmuth 117

Abbildung des Balzac, und Schutzſchrift für ihn pag. 120
Abbildung der Gemüthsart zweyerley Bücherſchreiber 132
Von dem Geſchmacke und der natürlichen Geſchicklichkeit 133
Vom Glücke 134
Von dem Leſen und dem Gedächtniſſe 162
Von dem Adel 170
Gedanken von dem Geſchmacke, worinnen man die Regel unterſuchet, man müſſe für alle Leute ſchreiben 177
Fortſetzung der Anmerkungen über den Geſchmack 206

❋ ❋ ❋

Von der Art ſeine Gedanken in kurzen und nicht verbundenen Sätzen abzufaſſen.

Ich mache den Anfang dieſer Gedanken ſogleich mit einigen Anmerkungen, über die Geſtalt, ſo ich ihnen gegeben habe. Ich will unterſuchen, was von der Art in kurzen, und nicht verbundenen Sätzen zu ſchreiben, ſo wohl in Anſehung der Verfaſſer, als Leſer, zu halten ſey. Ich will die Bücher, welche aus dergleichen Gedanken beſtehen, mit denen, die in einem ordentlichen Zuſammenhange geſchrieben ſind, vergleichen; man wird daraus erkennen, daß ſo wohl jene, als dieſe, ihre beſonderen Vorzüge haben.

I.

Das allerſchwerſte im Schreiben iſt die Ordnung und Lehrart. Es giebt Leute, die ſonſt viel Verſtand beſitzen, hierzu aber entweder aus Faulheit oder allzu groſſer Lebhaftigkeit unfähig ſind. Zuweilen aber liegt es auch daran, daß ihr Verſtand ſich nicht weit genug erſtreckt.

Man kann einen ſcharfen und reichen Verſtand haben, und fähig ſeyn, viele gute Gedanken hervor zu brin-

gen; er kann aber nicht zureichen, alle dieſe Gedanken, auf einmal in einem Blicke zu überſehen; welches doch nöthig iſt, wenn man ſie geſchickt zuſammen fügen, und ein ordentliches Gebäude daraus aufführen will.

Dieſe Zuſammenfügung erfordert gemeiniglich viele Arbeit; und es giebt ſehr träge Leute, welche doch alle Eigenſchaften haben, die zu einem vortrefflichen Verſtande gehören.

Eine groſſe Lebhaftigkeit ſchicket ſich faſt niemals zu einer ſtarken, wenigſtens ſehr ſelten, zu einer anhaltenden Beſchäfftigung mit einerley Sache. Daher kömmt es auch, daß die meiſten Leute von lebhaftem Verſtande, nicht leicht in einem Zuſammenhange denken; ſie hüpfen von einer Sache auf die andere, ſie denken viel, aber ohne Ordnung und Folge.

Es iſt nicht genug, daß eine Schrift ordentlich ausgeführet ſey; es muß auch alles darinnen vollſtändig und gründlich, voller neuen und wahren Gedanken ſeyn. Eine geringe Anzahl guter Sachen, die unter einer Menge unzähliger gemeinen und mittelmäßigen Dinge begraben liegen, machen eine Schrift kalt und ſeichte. Was noch gutes darinnen iſt, würde, wenn es von dem übrigen getrennet wär, ein abgeſonderten und kurz gefaßten Sätzen, dem Leſer mehr Vergnügen, und dem Verfaſſer mehr Ehre machen. Wir würden bey dem Beſten aus dem Werke, beſſer fahren, als bey dem Ganzen.

II.

Aus des Herrn Paſcals Schriften ſehen wir, daß er ein vortrefflicher Kopf, und zu dem groſſen Werke von der Religion, das er ſich zu ſchreiben vorgeſetzt hatte, ſehr geſchickt geweſen ſey.

Viel=

Vielleicht aber iſt es doch für ſeinen Ruhm gut geweſen, daß ihn ſeine ſchlechte Geſundheit verhindert hat, ſein Vorhaben auszuführen. Vielleicht würde uns das ganze Werk, wenn wir es hätten, gegen die Materialien, welche Herr Paſcal zuſammen getragen hatte, und die ſich noch in der Sammlung ſeiner Gedanken befinden, viel zu ſchlecht vorgekommen ſeyn. Zum wenigſten iſt es gewiß, daß zwiſchen dem Haufen dieſer abgeſonderten Gedanken, und dem Werke, wovon ſie ein Theil ſeyn ſollten, eine groſſe Kluft befeſtiget war; und daß ein Menſch, zu dem, was Herr Paſcal gethan hat, fähig ſeyn könne, der es doch dazu nicht ſeyn würde, was ſich dieſer zu thun vorgenommen hatte.

III.

Was würde das für ein Troſt für diejenigen ſeyn, welche die Gelehrſamkeit lieben, was für eine Hülfe für die Bücherſchreiber, wenn die groſſen Leute, welche vor der Verfertigung ihrer Werke geſtorben ſind, einige Gedanken, die darein kommen ſollten, wie Herr Paſcal, aufgeſchrieben hätten; ſonderlich aber die Hauptgedanken, die der Grund des ganzen Gebäudes ſeyn ſollten.

Das Beſte in einem Werke ſind öfters die erſten Einfälle, die Gedanken, die man in ſich ſelbſt gefunden, ohne ſie zu ſuchen, und die Gelegenheit gegeben haben, daſſelbe zu unternehmen.

IV.

Sollte man nicht überhaupt wünſchen, daß alle die, welche denken, keinen guten Gedanken verlohren gehen lieſſen, der ihnen im Leſen, im Nachdenken, und in der Unterredung von einer Sache beyfiele? Diejenigen, ſo ganze Werke in einem Zuſammenhange ſchreiben, wür-

den in dem, was ſie alſo nach und nach und ohne den geringſten Zwang geſammlet haben, einen reichen Vorrath antreffen.

Auf wie viel Gedanken kömmt man nicht bey einer Sache, von ohngefehr, die man nicht wieder finden kann, wenn man etwas darüber ſchreiben will? Es giebt in dem menſchlichen Leben gewiſſe glückliche Augenblicke, die nicht wieder kommen. Die Hitze der Unterredung, anderer Leute Gedanken bringen uns zuweilen auf ſolche, die man in der Studierſtube, und bey vielem Kopfbrechen, vergeblich ſuchen würde.

Wenn man ſich auch ſo gar aller Gedanken leichtlich erinnern könnte, die man von einer Sache gehabt, ſo bald man ſie hat ausführen wollen; würden nicht dennoch viele andere Gedanken, die mit dem, worauf der Schriftſteller vornehmlich gedacht, und wovon er hat ſchreiben wollen, keine Verbindung haben, darüber ganz und gar verlohren gehen?

V.

Was vergnüget einen Leſer, der Verſtand hat, in einer Schrift? Dasjenige, was ihm Licht giebt. Was ihn auf Gedanken bringt. Zuweilen iſt es ein deutlicher Grundſatz, zuweilen ein neuer Beweis einer Wahrheit, manchmal eine ungemein glückliche Art, eine ziemliche bekannte Sache auszudrucken. Das iſt es eben, was ein Menſch, der Verſtand hat, in Büchern ſuchet, und was er gerne behalten will. Allein ſehr oft trifft er in groſſen Bänden nur eine kleine Anzahl ſolcher Dinge an.

Man hat ſchon ſeit langer Zeit ein groſſes Geſchrey wider die Menge der Bücher gemacht; man giebt aber

auch

auch zu, und es iſt faſt zum Sprichworte geworden, daß man noch keines hat, darinnen nicht etwas gut es zu finden ſey. Es wäre alſo zu wünſchen, daß man drey Viertel davon unterdrückte. Nachdem man einen Auszug von demjenigen gemacht, was verdienete, aufbehalten zu werden. Es würde gewiß ein artiges Buch ſeyn, wenn es wohl geſchrieben wäre, das den Titel hätte: **Auszug der Bücher, die man nicht lieſet.** Wer würde aber eine ſolche Arbeit wohl unternehmen? Es würde nicht nur ſehr mühſam, ſehr langweilig und verdrüßlich ſeyn; ſondern man würde auch nicht wohl fortkommen, wenn man nicht entweder die eigentlich ſo genannten beſonderen Gaben, oder zum wenigſten ſolche Eigenſchaften beſäſſe, die faſt eben ſo ſelten ſind, als dieſe Gaben ſelbſt. Und bey dem allen würde man auch bey der beſten Ausführung wenig Ruhm davon haben. Dergleichen gute Sammlungen ſind eben ſo rar, als die guten Bücher.

VI.

Es giebt Leute, die ſehr reich an Einfällen ſind, bey denen ein mäßiger Fleiß, und ſo zu ſagen der erſte Anblick einer vorhabenden Sache, ſo viel Gedanken erwecket, daß es ihnen nur ſchwer fällt, eine Wahl zu treffen. Sie werfen vieles weg, woraus ſich andere eine Ehre machen würden, wenn ſie es gefunden hätten. Wenn ſie zum Exempel eine Abhandlung aufſetzen ſollen, die eine Stunde im Vorleſen daurete, ſo würden ſie überaus ſehr daüber betreten ſeyn, wie ſie ſich bey aller der Materie, die ſie unter der Hand haben, in die vorgeſchriebnen Gränzen einſchlieſſen; alles in wenig Worten, und doch ſo ſagen würden, wie es ſeyn ſoll, daß mit der Kürze zugleich die Artigkeit verbunden wäre. Ich geſtehe es,

es giebt einige dergleichen Köpfe; allein wie viele andre hingegen, deren Witz unfruchtbar und enge eingeſchränket iſt, ob ſie gleich ſonſt viel Urtheilungskraft beſitzen, können das vorgeſetzte Maaß nicht anders, als mit Hülfe vieler mittelmäßigen Dinge erreichen; oder müſſen, welches eben ſo viel iſt, ihre Gedanken ſo weit ausdehnen, daß ihnen dadurch alle Kraft und Annehmlichkeit benommen wird.

Man wird vielleicht ſagen, und mein Buch ein Exempel davon ſeyn: ein Verfaſſer, der in kurzen und abgeſonderten Sätzen ſchreibt, könne in eben dieſen Fehler gerathen, und uns, an ſtatt einer kleinen Anzahl guter Gedanken, eine unendliche Menge mittelmäßig. liefern.

Ich antworte hierauf ſo viel: die Schriften von ſolcher Art ſind gemeiniglich mit mehrerm Fleiſſe verfertiget, als die, ſo an einander hangen; wenn ſie der Verfaſſer ſelbſt heraus giebt. Der Leſer vermuthet, und erfordert es auch von einem Verfaſſer, der ſich nicht um Ordnung und Lehrart bekümmern darf.

Viele abgeſonderte Gedanken mit einander in eine Sammlung zu bringen, brauchet man nur einen unterbrochnen Fleiß, bey dem man oft abſetzen und ruhen kann. Iſt die Sammlung fertig, ſo kann man leicht davon wegnehmen, was etwan dem Leſer nicht gefallen möchte. An ſtatt, daß bey einem zuſam̃enhangenden Werke der Verfaſſer oft gezwungen iſt, gewiſſe ſeichte Stellen zu laſſen, die er bey allen ſeinen Kräften nicht hat verbeſſern, und doch auch nicht wegſtreichen können, weil ſie mit den andern nothwendig verknüpfet waren.

Die

Die Verbindung der Sätze durch Bindewörter iſt meiſtentheils eine Quelle einer matten Schreibart. Man würde die meiſten an einander hangenden Werke ſehr abkürzen, und doch nichts davon nehmen, was zur Sache gehöret, wenn man alles ausſtreichen wollte, was der Verfaſſer, bloß um ſeine Gedanken zuſammen zu bringen, zu verbinden, und ſeiner Arbeit eine gewiſſe Geſtalt zu geben, geſetzt hat.

Uebrigens geſtehe ich, daß wer in abgeſonderten Sätzen ſchreibt, unterweilen in ſeiner Wahl nicht allzuſcharf ſeyn könne. Wenig Leute können viel gutes machen; alle manchmal etwas ſchlechtes oder mittelmäßiges. Man findet nicht allzeit bey der Gabe, etwas hervorzubringen, den ſichern Geſchmack, dadurch man es von dem andern unterſcheidet. Noch mehr, man merket zuweilen ſelbſt die Schwäche gewiſſer Oerter in ſeinem Werke; man kann ſich aber aus einem Triebe der ſo gar natürlichen Liebe gegen alle Früchte ſeines Verſtandes nicht überwinden, ſie zu unterdrucken. Dieſe Liebe iſt lebhafter und wirkſamer, als die Erkenntniß, wodurch ſie beſtritten wird. Sie erſticket dieſe, und mit ihr alle Kraft; man iſt entweder blind, oder ſiehet ſich ſelbſt ſo viel nach. Der Leſer aber kann ganz wohl, wenn er etwas zum andern male lieſet, dieſen Mangel der Erkenntniß, oder dieſe überflüßige Nachſicht des Schriftſtellers erſetzen, und durch einen Strich die Oerter anzeigen, welche verdienen, noch einmal geleſen zu werden.

VII.

Die Art in abgeſonderten Gedanken zu ſchreiben, iſt gewiſſer maßen eine groſſe Hülfe des Gedächtniſſes. Das beſte Mittel, die Hauptſache eines etwas weitläufti-

künftigen Werkes zu behalten, iſt dieſes, daß man ſelbiges in Regeln, Sprüche und Abtheilungen bringe.

Unter denen, welche ihren Verſtand durchs Bücherleſen gebeſſert haben, findet man nicht ſelten ihrer viele, die ſo viele Gedanken des Herrn *de la Roche Foucauld*, und des Herrn *de la Bruyere*, als ſchöne Stellen aus unſern Poeten, auswendig wiſſen. Ein ſinnreicher Gedanke kurz und nett gefaſſet, drücket ſich faſt ſo leicht in das Gedächtniß ein, als ein ſchöner Vers. Hingegen iſt ein zuſammenhangender Aufſatz weit angenehmer zu leſen, als einzelne Gedanken, ſonderlich wenn ſie von unterſchiedenen Sachen handeln.

Der Verſtand pfleget ſich nicht gerne bey einerley lange aufzuhalten. Er hat aber auch eben kein Vergnügen allzugeſchwind von einem auf das andere zu kommen, das ſich nicht auf einander beziehet.

Die Folge der Dinge ziehet uns in einer ordentlich verfaſſeten Abhandlung nach ſich; man will gerne das Ende davon ſehen, wie in einem Roman, wo die Begebenheiten in einer ſolchen Ordnung auf einander folgen, daß ſie die Neugierigkeit vermehret, indem ſie dieſelbe vergnüget.

Ein Buch voller einzelnen Gedanken leget man hin, und nimmt es nach Belieben wieder. Das iſt eine groſſe Bequemlichkeit. Allein man fähret nicht fort, ſo lange zu leſen, als man will; es bindet nicht genug, ja es ermüdet uns ſo gar.

Es iſt wohl niemand, der dieſes nicht ſollte erfahren haben, wenn er die Regeln des Herrn *de la Roche Foucauld* lieſt. Unter allen Büchern von ſolchen einzelnen Gedanken kann man dieſes wohl am wenigſten ohne

Ermü-

Ermüdung und Ueberdruß nach einander fort leſen. Eines theils ſind faſt alle Regeln ſo fein und künſtlich, daß eine groſſe Aufmerkſamkeit des Leſers dazu gehöret. Andern theils aber iſt unter ihnen nicht der geringſte Zuſammenhang anzutreffen. Daher kömmt es, daß man gar zu geſchwinde, wie ich bereits geſagt habe, von einer zur andern geht, weil ſie alle ſehr kurz gefaſſet ſind.

Leſer von mittelmäßigem Verſtande merken vor allen andern dieſen Ueberdruß, und dieſe Schläfrigkeit dabey. Man wird es überdrüßig, wenn man nicht verſtehet, was man lieſt. Man wird matt und ſchläfrig, wenn man es nur mit Mühe und groſſem Nachſinnen verſteht. Denjenigen aber, welche ſelbſt einen ſehr ſcharfen und feinen Verſtand haben, iſt nichts angenehmers, als ein Werk, welches fein und ſcharfſinnig geſchrieben iſt. Je mehr ſie dergleichen Verſtand haben, deſto weniger brauchen ſie Mühe, dasjenige, was ſie leſen, wohl zu verſtehen, und die ganze Schönheit daran zu merken.

Dieſe feine und ſcharfſinnige Art gefällt ihnen ſonderlich in den Werken von der Art, als wir itzo vor uns haben; in den kurzen Anmerkungen, Lehrſprüchen und ſo weiter. Sie iſt auch in der That eine der vornehmſten Eigenſchaften dieſer Schreibart. Ich gebe gerne zu, daß man hierinnen wie in allen andern Dingen, das rechte Mittel halten muß. Man muß die Künſteley, das Schimernde, Prächtige, und ſo gar die allzu kurze Schreibart vermeiden. Allein, gegen einen oder zween Verfaſſer, denen man dieſe Fehler mit Recht vorwerfen kann, ſind ſehr viele, die in Anſehung der Einrichtung der Gedanken ſehr ſchlechtes Zeug ſchreiben; hingegen aber, wie viel überaus wohl gedachte und gut ausge-

drückte Sachen findet man nicht gegen eine kleine Anzahl einiger nicht allzu glücklichen Einfälle, in den Schriften derer, die man beſchuldiget, ſie ſchrieben nicht natürlich, ſie liefen den Einfällen nach, und verfielen darüber in das Falſche, oder wollten es gar zu ſchön machen?

VIII.

Es ſcheinet, der Herr de la Bruyere muß ſich an den Vorwurf nicht gekehret haben, welchen man den Herrn de la Roche Foucauld gemacht hat, daß er ſo ſehr gekünſtelt, und auf eine unrechte Weiſe ſcharfſinnig geſchrieben hätte. Wenn dieſer Vorwurf gegründet iſt, ſo iſt der Verfaſſer der Charactere eben ſo zu tadeln, als derjenige, der die Maximen aufgeſezt hat, und die Schreibart dieſer beyden Werke muß einerley Richter und Vertheidiger haben. Doch der la Bruyere hat die andern und wichtigern Unbequemlichkeiten bey dem Buche der moraliſchen Betrachtungen vermieden, indem er die meiſten ſeiner Gedanken etwas ausgedehnet, ſie, wie ſie auf einander folgen, geſetzt, und diejenigen, die zu einerley Materien gehören, unter einerley Titel gebracht hat.

Der Herr de la Roche Foucauld ſchränkt ſich faſt allzeit in die Kürze der Sprüche und Regeln ein; daher kömmt es auch, daß ſeine Gedanken bey nahe auf einerley Art abgefaſſet ſind. Und da er ſie auſſerdem ſo zuſammen geſtellet hat, wie ſie ihm von ohngefehr einfielen, ſo wird man bey der beſtändigen Abwechſelung der Materien müde, und bey ſeiner unveränderten Schreibart verdrüßlich. Der Herr de la Bruyere hingegen verändert auf vielerley Art den Vortrag ſeiner Gedanken, und faſſet ſie bald kurz, bald weitläuftiger ab, hat auch alle

alle Ordnung, ſo viel ſichs nur thun läßt, in ſeinem Werke angebracht.

Dieſen letztern Vortheil hat man auch bey den Gedanken des Herrn la Roche Foucauld, in der Ausgabe von 1714 und den folgenden in acht genommen; man hat ſie daſelbſt unter gewiſſe Titel gebracht, und man lieſt ſie, wie ich glaube, nach dieſer neuen Einrichtung mit mehr Vergnügen.

Man findet alſo bey dem Herrn de la Roche Foucauld, und bey dem Herrn de la Bruyere, ja ſo gar bey dem Herrn de la Bruyere allein, Exempel von zwo Arten ſolcher abgekürzten Gedanken.

Wir haben noch eine dritte Art davon in den Gedanken des Herrn Paſcal, in denen Menagianen, Huetianen und andern guten Schriften von dieſer Art. Dieſe ſind zuweilen weitläuftig genug ausgeführt, und bey nahe kleine Abhandlungen. Sie betreffen allerley Dinge ohne Unterſcheid. Bald iſt es eine critiſche Anmerkung, bald eine gelehrte Entdeckung, zuweilen eine moraliſche Gedanke. Dieſe Abwechſelung iſt ſehr angenehm, auch ſind die guten Bücher von dieſer Art ſehr wohl aufgenommen worden. Das hat aber auch gemacht, daß die Menge der ſchlechten bey nahe unzählig geworden.

Ich wollte gerne die Verſuche des Montaigne mit dem Herrn Huet unter die Bücher in ana ſtellen; allein es iſt doch zwiſchen dieſem Buche und den gewöhnlichen in ana einiger Unterſchied. Dieſe beſtehen aus vielen Stücken, welche einem oder mehr Gedanken über einerley Sachen, ohne Ausſchweifungen in ſich faſſen, ſie müſſen nur nicht allzu kurz ſeyn; hernach höret der Verfaſſer auf, und gehet in einem andern Stücke auf eine andere Materie.

Hingegen wollen wir nun ſehen, wie Montaigne ſchrieb. Es fielen ihm einige Gedanken von einer Sache ein, er ſetzte ſich hin, und ſchrieb ſie auf; allein wenn dieſe Gedanken ihn auf etwas anders brachten, welches mit jenen auch nur eine kleine Verwandſchaft hatte, ſo folgte er dieſem neuen Gedanken ſo lange, als er ihm zu andern Anleitung gab, kam hernach wieder zu ſeiner Materie, die er auch wieder verließ, und zuweilen nicht mehr darauf kommen wollte. Das ſind Ausſchweifungen in Ausſchweifungen, beſtändige Entfernungen von ſeinem Hauptzwecke, aber angenehme und oft unmerkliche, wozu ein beyläufiger Satz, auch ſo gar ein einziges Wort, Gelegenheit gegeben hat.

Man müßte eben ſo viel Verſtand, guten Geſchmack, Freymüthigkeit und Witz im Ausdrucke, als Montaigne haben, wenn man ihm eine ſo groſſe Unordnung in ſeiner Schreibart zu gute halten, und ſo gar dadurch gefallen wollte. Man könnte das auf ihn ziehen, was Quintilian, obwohl in einem andern Verſtande, vom Seneca geſagt hat: Dulcibus abundat vitiis, er iſt voller angenehmer Fehler. Ich wollte es alſo niemand rathen, daß er ſeine Feder mit gleicher Freyheit laufen lieſſe. Ich werde mich auch ſehr in acht nehmen, dem Montaigne hierinnen nachzuahmen. Ich bitte indeſſen den Leſer, daß er mir eine zuläßige Freyheit verſtatte, wodurch ich einer ſtrengen Lehrart überhoben ſeyn kann, und daß er von mir nichts anders, als abgekürzte Gedanken erwarte. Ich kann es eben nicht verſprechen, ihm unter dieſer Bedingung zu gefallen; allein ich würde ihm noch weniger gefallen, wenn ich mir die ſchärfſten Regeln vorſchriebe.

IX.

IX.

Ein Menſch, der geleſen und gedacht hat, macht ſich gemeiniglich von den unterſchiednen Materien, die er bey ſeinem Nachdenken und Leſen vor Augen gehabt hat, eine Art von Lehrgebäude. Kurze Auszüge dergleichen zuſammen hangender Schriften, Schriften, in welchen man ohne das Neue ſo ſehr zu ſuchen, aber auch ohne es zu vermeiden, ſich bemühete, dasjenige in wenig Worte einzuſchlieſſen, was geſagt iſt, und was man von einer jeglichen Materie ſelbſten gutes gedacht hat, und alſo eine groſſe Anzahl hin und wieder zerſtreuter Wahrheiten zuſammen zu bringen; dergleichen Schriften, ſage ich, würden nach dem Geſchmacke verſtändiger Perſonen ſeyn, welche die Kürze lieben, und gerne viel Sachen auf einmal, und ſo zu reden, mit einem Blicke überſehen wollen. Die bekannteſten Sätze und Schlüſſe würden durch eine glückliche Verbindung ganz neu ausſehen. Dieſes würde ihnen allen mehr Stärke und Licht geben. Ich habe nach dieſer Vorſchrift einige Stücke gemacht, welche in dieſer Sammlung zu finden ſind. Man wird alſo in dieſen Stücken Gedanken antreffen, die man in andern Büchern wird geſehen haben, und ich zweifle nicht, ich werde ſie auch an andern Orten angebracht haben; es iſt aber unvermerkt und ohne Vorſatz geſchehen.

Unterdeſſen glaube ich nicht, daß man es als eine bloße Wiederholung anſehen kann, wenn man etwas, das andere geſagt haben, nur zu dem Ende wiederholet, damit man es aus einander wickeln, etwas dazu ſetzen, es auf eine neue Art anbringen, und es mit andern Wahrheiten vereinigen möge, die dadurch unterſtützet werden, und die es hinwiederum unterſtützen. Jedoch ich denke nicht, daß ich

ich etwas ſollte wiederholet haben, wo ich nur dieſe Gelegenheit dazu gefunden; ich weis wohl, was uns ſo wohl ein gutes als ſchlechtes Gedächtniß für Streiche ſpielet. Es fällt einem oft was ein, was man geleſen hat. Dahero kömmt es, daß man etwas für eine Erfindung annimmt, was doch nur eine bloße Erinnerung iſt. Diejenigen, welche am meiſten denken, ſind nicht vor dieſem Betruge bewahret; und ich würde ſehr glücklich ſeyn, wenn ich mich nur guter Sachen erinnerte, und bey dem Mangel des Witzes zum wenigſten einen guten Geſchmack gehabt hätte.

Mit denen Sachen, wovon ich habe reden hören, die nicht gedruckt ſind, und die wahrſcheinlicher Weiſe ohne mich nicht gedruckt wären, iſt es ganz anders beſchaffen. Ich geſtehe es, daß ich die meiſten von dieſer Art mit Fleiß hingeſetzt habe, damit ſie nicht in Anſehung des gemeinen Beſten verlohren gehen möchten, ſondern mein Buch gründlicher machten. Vielleicht aber werden meine und eines andern Gedanken einander beyderſeits Schaden thun; vielleicht wird dasjenige, was von mir iſt, von dem andern, was nicht von mir iſt, ausgetilget werden; und die entlehnten Gedanken, die nur den geringſten Theil meines Werks ausmachen, und nicht im Stande ſind, es in den Gang zu bringen, werden in Anſehung des gemeinen Beſten eben ſo gut verlohren gehen.

X.

Ich beſorge, es werden in dieſem Werke einige Stellen allzutiefſinnig und metaphyſiſch ſeyn. Ich verſpreche nur ſolche Dinge, die zur Gelehrſamkeit und Sittenlehre gehören; und mein Leſer wird ſich vermuthlich nicht zu gar zu groſſer Aufmerkſamkeit bereiten. Zum wenig=

wenigſten ſage ich zum voraus, daß er einigemal eine ziemliche Reihe von Schlüſſen finden wird, deren Verbindung und Stärke er ohne einige Aufmerkſamkeit ſchwerlich wird einſehen können.

Wenn ein gemeiner Leſer nicht alles verſteht, was er in einem Buche lieſt, deſſen Inhalt in etwas erhaben iſt, ſo ſuchet er insgemein die Schuld in ſich ſelber. Er bildet ſich aber nicht ein, daß der Fehler an ihm liegen könne, wenn es ihm ſchwer wird, Gedanken über die Beredſamkeit, über die Poeſie, über die Tugenden und Laſter zu verſtehen. Weil er viel Schriften geleſen hat, welche dieſe Materie angehen, worinnen er keine Schwierigkeit fand, ſo thut er ſo gleich den Ausſpruch, daß diejenigen nichts taugten, welche ihm nicht ſo deutlich vorkommen, und überleget doch gar nicht, daß Schriften, welche von einerley Materie handeln, und einerley Titel haben, von ſehr unterſchiedener Art ſeyn können; daß einige nur deßwegen für dunkel gehalten werden, weil ſie gründlicher und beſſer gedacht ſind, und man ſich dabey vorgeſetzt hat, vielmehr deutliche Begriffe zu geben, als verwirrte Gedanken hervor zu bringen.

Man kann von der Philoſophie als ein Redner und Poet reden, und hingegen auch von der Poeſie und Beredſamkeit als ein Philoſoph.

Man kann nicht leicht eine Sache, ſie ſey auch was für eine ſie wolle, gründlich unterſuchen, den Urſachen von den gemeinſten nachſpüren, und den feinſten Unterſcheid, der ſich unter den Dingen findet, entdecken, daß man ſich nicht ein wenig von den Sinnen entfernen ſollte; ſich von dem Sinnen aber entfernen, und dunkel ſeyn, iſt für diejenigen einerley, die gewohnt ſind, ſich mehr ihrer

Einbildungskraft, als ihres Verſtandes, zu bedienen. Dergleichen Leſer halten das nur für eine deutliche Schrift, welche ſie auf eine lebhafte Weiſe in Bewegung ſetzet. Ein philoſophiſcher Leſer hingegen trifft nur darinnen öfters Dunkelheit und Verwirrung an, wo kleine Geiſter alles in der größten Deutlichkeit zu ſehen glauben.

Von dem Umgange.

I.

Die Menſchen ſtehen nur durch die gewechſelte Mittheilung ihrer Gedanken, mit einander in Geſellſchaft. Die Wörter, welche auf eine unendliche Weiſe, durch die Mienen des Geſichts, die Gebehrden, die unterſchiedene Abwechſelung der Stimme, verändert werden, ſind ein Mittel dieſer Mittheilung.

Alle andere Mittel würden nicht ſo leicht, auch nicht ſo zureichend ſeyn. Ich rede, und in dem Augenblicke bekömmt derjenige, der mich höret, meine Gedanken und Meynung; meine ganze Seele geht einiger maßen in die ſeinige.

Dieſe Mittheilung meiner Gedanken verurſacht in ihm neue, welche er mir hinwiederum mittheilt. Daraus entſteht das allerlebhafteſte Vergnügen, dadurch breitet ſich unſere Erkenntniß aus, dieſer gewechſelte Handel iſt die vornehmſte Quelle des Reichthums des Verſtandes.

Es iſt wahr, wir unterhalten uns mit den Abweſenden durch Schreiben, welches uns auch ſo gar die Gedanken derer aufbehält, die nicht mehr leben. Allein die Kunſt zu ſchreiben, wie wir ſie itzo haben, gründet ſich auch auf das Vermögen zu reden, ſetzet daſſelbige zum voraus,

aus, und hat ihm ſeinen Urſprung zu danken. Die Schrift iſt nicht das unmittelbare Zeichen unſrer Gedanken, ſondern der Worte, die ſie ausdrücken.

So viel Verſtand auch ein taub und ſtumm gebohrner Menſch haben, und ſo geſchickt man ihn auch unterrichten möchte, ſo würde man ihm doch nur durch die Schrift eine kleine Anzahl Gedanken mittheilen können, die wir einander durch die Rede ſo leicht mittheilen. Noch mehr aber würde die Kunſt zu ſchreiben, ſo wie ſie von taub und ſtumm gebohrnen Menſchen unter einander könnte eingeführet werden, ſehr unvollkommen ſeyn.

Alle andere Mittel, deren man ſich in Ermanglung, der Rede bedienen könnte, dergleichen die Gebehrden und andere äuſſerliche Merkmahle ſind, verbinden ſich ſo gar mit der Rede; ſie ſchließt keinen davon aus, ſie ſtützet ſich, ſo zu reden, auf alle, und dennoch kann ſie ihrer nicht ſo viel verſchaffen, als wir nöthig haben. Man hat keine Sprache, die nicht ſehr unvollkommen ſey; man erfähret das alle Tage, und die Leute, welche den meiſten Verſtand haben, erfahren es auch am meiſten. Ihre Fertigkeit in der Sprache, in welcher ſie ſich ausdrücken wollen, und ihre Geſchicklichkeit, ſie zu gebrauchen, kann den Mangel nicht erſetzen. Sie können nicht alles, was ſie denken, eben ſo ſagen, wie ſie es denken; ſie können nicht durch ihre Rede von ihren Gedanken ein ähnliches Bild geben; zuweilen laſſen ſie dieſe gar fahren, weil ſie dieſelbe nicht nach ihrem Sinne beſchreiben können. Bey tauſend Gelegenheiten erräth man etwas eher, als daß man einander verſtehen ſollte. Die Einſicht des Zuhörers ergänzet die Unvollkommenheit der Rede, und durch das, was man ihm ſaget, urtheilet er von dem, was man

ihm ſagen will, ob man es ihm gleich nicht deutlich gnug ſaget.

Dasjenige, was man Verſtand oder Einſicht nennet, hilft uns oft weniger, die Gedanken des andern einzuſehen, als eine gewiſſe Uebereinſtimmung in dem Verſtande, in der Gemüthsart, und dem Geſchmacke. Leute, unter welchen die Natur dieſe Aehnlichkeit aufgerichtet, oder die zum wenigſten auf einen Augenblick glauben, daß ſie von eben der Meynung ſind, und alſo thun, als wenn ſie einerley Gedanken hätten, dürfen einander ihre Gedanken nur halb ſagen.

Zween Menſchen, welche beyde viel Verſtand beſitzen, die aber auf eine unterſchiedene Art denken, werden oft Mühe haben, einander zu verſtehen. Herr Arnauld, ein guter Metaphyſicus, nach ſeiner Art, verſtund den Pater Malebranſche nicht, der doch weit geringern Leuten, als der Herr Arnauld, ſehr deutlich war, die aber in ihrem Verſtande mehr Gleichheit mit den ſeinigen hatten, und ihm, ſo zu reden, im kleinen ähnlich waren.

II.

Die Leute gehen mit einander um, entweder um der Nothwendigkeit, oder um des Vergnügens willen.

Die noch ungeſitteten Völker, und unter den geſitteten, Leute, die viel Geſchäffte und viel Arbeit haben, reden nicht leicht mit einander in der bloßen Abſicht, einander zu vergnügen. Die Nothwendigkeiten des Lebens, ihre Geſchäffte ſind gemeiniglich dasjenige, wovon ſie ſprechen, auch ſo gar zu der Zeit, die ſie zu ihrer Ergötzung beſtimmen. Ein Künſtler redet mit dem Glaſe in der Hand von ſeiner Arbeit, ein Kaufmann von ſeiner Handlung.

Man

Man ſaget, die Engelländer wüßten wenig von dieſer Art des Umgangs, der nur aufs Vergnügen abzielet. Von Natur reden ſie wenig, und halten auch eine ſolche Gemüthsart für keinen Fehler; ſie zwingen ſich nicht zu reden; das Geſpräch wird matt, und höret oft unter ihnen auf, und ſie halten nicht wie unſere Franzoſen dafür, daß die Höflichkeit erfordere, daſſelbige wiederum anzufangen, und es fortzuführen, es möge auch koſten, was es wolle, das iſt durch die trockenſte und zuweilen einfältigſte Unterredung; denn dahin führet uns die Schuldigkeit zu reden nothwendiger Weiſe, wenn man eigentlich nichts mehr zu ſagen hat. Hierdurch ſetzet man ſich in die Gewohnheit von nichts zu reden.

Der Franzoſe redet, ſagen die Ausländer, aber er denket nicht. Dieſer Vorwurf iſt vielleicht nicht ohne Grund; man muß aber auch den Umgang nicht zum Studieren machen, und alles daraus verbannen, was nicht ernſthaft iſt. Man würde unrecht thun, wenn man die ſinnreichen Kleinigkeiten, einen feinen und leichten Scherz, lauter nichts nennen wollte. Man findet unter uns ſehr viel Leute, die viel plaudern, das iſt wahr; dahero ob gleich ein ſolcher Plauderer in einer gewiſſen Bedeutung zuweilen ein Mann ſeyn kann, der viel Verſtand hat, ſo iſt er doch ſelten gründlich.

Die Franzoſen reden zuweilen alle zugleich, wenn ſie bey einander ſind; ſie machen in ihren Geſprächen ein groſſes Lärmen. Hingegen ſollte man von dem Stillſchweigen, welches man oft mitten unter einer Anzahl Engelländer findet, urtheilen, ſie befürchten, ſie möchten einander in ihren Gedanken ſtören; die Franzoſen verſtehen einander nicht bey dem Geſchrey, welches ſie machen,

die Engelländer ſagen kein Wort, dieſes kömmt denn auf eines hinaus.

III.

Ein Plauderer iſt ein liebes Kind der Natur, ſie hat ihm ein Geſchenk gegeben, welches ſehr geſchickt iſt, ſein Glück zu befeſtigen; ſie hat ihm durch dieſen vorgegebenen Fehler ein kräftiges Mittel wider die lange Weile zubereitet, die eine von den größten Uebeln dieſes Lebens iſt.

Ich bitte die Geſellſchaft deswegen um Verzeihung, ich habe zuweilen gewünſcht, ein Plauderer von Natur zu ſeyn; ich habe diejenigen Leute zuweilen beneidet, die mir bis in den Tod verdrüßlich geweſen ſind.

Ich habe Mitleiden mit einem Misvergnügten, der mich verdrüßlich macht, und ich wollte gerne, daß ich ihn davon könnte los machen. Und ich kann mich kaum enthalten, einigen Widerwillen wider einen Misvergnügten zu haben, der ihm um deſto weniger beſchwerlich fällt, je mehr er mir beſchwerlich fällt.

IV.

Es iſt bey nahe ein eben ſo groß Misvergnügen, ſich in Geſellſchaft und Umgange mit ſolchen Plauderern zu befinden, die in der That Verſtand haben, uns aber nöthigen, ihnen beſtändig zuzuhören, als mit ſolchen einfältigen Leuten, die nicht fähig ſind, uns zu verſtehen, und geſchickt zu antworten.

Woferne man nur verſtanden wird, und nach der Leute Geſchmacke iſt, ſo vertreibt man ſich die Zeit lieber mit Reden als mit Zuhören. Derjenige, welcher redet, iſt beſtändig in Arbeit, und beſchäfftigter, als der, ſo zuhöret.

Die

Die Eitelkeit verzuckert das Vergnügen zu reden, es iſt zugleich ein Vergnügen des Verſtandes und des Herzens; das Vergnügen hingegen zu hören, iſt gemeiniglich nur ein Vergnügen des Verſtandes; es ſchmeichelt der Eigenliebe nicht, es hat ſo gar etwas an ſich, das uns erniedriget.

Das Geſpräch gefällt uns niemals beſſer, als mit denjenigen, die weniger Verſtand haben, als wir.

Es iſt nicht nöthig, daß eine gute Geſellſchaft ſehr zahlreich ſey, man kann ſie alsdenn nicht recht genieſſen, man iſt zu ſehr zerſtreuet. Wenn hingegen eine ſchlechte Geſellſchaft zahlreich iſt, ſo leidet man dabey nicht ſo viel, zum wenigſten trifft man allerley daſelbſt an.

In der beſten Geſellſchaft wird man bald verdrüßlich werden, wenn man ein bloßer Zuhörer iſt, und es iſt zuweilen ſchwer, wenn die Anzahl groß iſt, daß die Reyhe zu reden auch an uns kömmt; doch iſt dieſes auch ſo gar ein Vortheil, wenn uns die Geſellſchaft nicht gefällt. Ein verſtändiger und ſinnreicher Kopf hat nicht ſo viel Mühe und Verdruß, den Einfältigen zuzuhören, wenn ſie mit einander reden, als mit ihnen ſelbſt zu ſprechen, und ihnen zu antworten. Man kann ſich auch davon frey machen, ſie anzuhören; man kann ohne Veränderung des Orts auf gewiſſe Art aus der Geſellſchaft gehen, ich will ſagen, in ſich ſelbſt zurücke kehren, und an dasjenige gedenken, was man will.

V.

Ungeachtet aller Fehler, welche man den Franzoſen zuſchreibt, ſo muß man doch, nach dem Ausſpruche billiger Ausländer, die Geſchicklichkeit mit andern umzugehen in Frankreich ſuchen. Sie iſt unter ihnen weit gemeiner,

meiner, und wird auch weit höher geſchätzt, als bey allen andern Völkern, weil ſie einerley Gemüthsneigung haben, welche macht, daß ſie dieſelbe hoch ſchätzen, ſo werden ſie auch geſchickt, es in derſelbigen hoch zu bringen. Vermöge eben dieſer Lebhaftigkeit, welche ihnen ſelbſt zur Laſt wird, und macht, daß ſie den Umgang ſuchen, ſich daſelbſt von dieſer Laſt zu befreyen, reden ſie überaus gerne. Daher kömmt es, daß dieſes das wichtigſte Geſchäffte dererjenigen iſt, die nicht viel zu thun haben.

Der Franzoſe kann nicht, wie ein ruhiger und ernſthaftger Spanier, eine müßige Einſamkeit ertragen, und ſo zu reden, mit ſich ſelbſt vergnügt, und durch die Ruhe allein glückſelig ſeyn. Wenn er nichts zu thun hat, ſo ſuchet er ſich einen, der mit ihm, oder mit dem er reden kann, und er findet ihn auch gar leichte, unter den Leuten, die am meiſten beſchäfftiget ſind, und es nicht allzeit übel nehmen, wenn man ſie auf einige Augenblicke von ihrer verdrüßlichen und mühſamen Arbeit abhält.

VI.

Das Vergnügen aus dem Umgange mit andern Leuten miſchet ſich bey den Franzoſen in alle ihre Ergötzlichkeiten, und es ſcheinet zuweilen bey nahe, als ob es dieſelben vertreiben wollte. Sie gehen zu dem Schauſpiele mehr zu ſchwatzen, als das Schauſpiel ſelbſt zu ſehen. Diejenigen Spiele, welche ſie Spiele der Bekanntſchaft und Geſellſchaft nennen, ſind oft nichts anders, als eine Art des Umganges, dabey man die Karten in der Hand hat, ſo iſt es auch bey Gaſtereyen. Das Vergnügen ſich mit angenehmen Gäſten zu unterhalten, iſt für ſie der Zucker zu ihrer guten Mahlzeit; und das nennen

nen ſie eben die Kunſt zu bewirthen, wenn ſie ihre Gäſte wohl auszuleſen und zuſammen zu bitten wiſſen.

Das Vergnügen des Umganges, vermiſcht mit der Luſt einer guten Mahlzeit, iſt an ſich ſelbſt ein Mittel wider die Unmäßigkeit, und die Franzoſen ſitzen wohl länger bey Tiſche, ſind aber in der That weit mäßiger, als die meiſten Völker.

VII.

Es giebt zweyerley Arten der Geſpräche im Umgange; das eine hängt zuſammen, und betrifft eine Sache; in dem andern redet man nach und nach von vielen verſchiedenen Dingen, wie man von ungefehr darauf kömmt. Dieſes iſt am gewöhnlichſten, und ſchicket ſich am beſten für das franzöſche Naturel.

Die erſte iſt doch in der Mitten des vergangnen Jahrhundertes ſehr im Gebrauche geweſen. Das Spielen war noch nicht überall ſo eingeführt, als itzo; man wendete weniger Zeit darauf, und mehr auf das Geſpräche. Der Geſchmack war noch nicht zu der Vollkommenheit gekommen, als ſeit dem geſchehen iſt; er war aber in Anſehung der Dinge, die den Verſtand angehen, weit lebhafter als itzo, und ohne ſie recht zu kennen, liebte man ſie mehr. Die Kenntniß der angenehmen Wiſſenſchaften machte damals einem Menſchen, der die Welt kennete, ein gröſſeres Anſehen. Und ſo groß iſt die Unbeſtändigkeit, und der Eigenſinn der Gewohnheit ſo wunderlich, daß es nicht wohl ſtund, wenn man ſich einen Ruhm aus der Unwiſſenheit zu machen ſchien.

Es iſt wohl niemand, der nicht von den berühmten Zuſammenkünften, oder vielmehr Unterredungen in dem Pallaſte der Rambouillet hat reden hören. Ich begreife

es ganz wohl, daß ſie nicht nur erbaulich, ſondern auch angenehm ſeyn konnten; aber alle Dinge ſind den Misbräuchen unterworfen, und da man viel Verſtand haben mußte, ſeine Perſon in dergleichen Geſellſchaft wohl zu ſpielen, und ſonderlich der ihm am meiſten zeigen wollte, ſo mußte man befürchten, daß man zu ſehr künſtelte, und pedantiſch wurde, wenn man ihn gar zu fein und zierlich zu machen ſuchte. Dieſe Geſpräche brachten auch in der That, wie man ſaget, die Bande der Zieräffgen, oder der überklugen Frauenzimmer zu wege, und gaben zu den Luſtſpielen des Moliere Gelegenheit, welche dieſen Titel führen, und vielleicht die einzigen ſind, von denen man mit Wahrheit ſagen kann, daß ſie die Welt gebeſſert haben. Allein ſie haben ſie nur allzuſehr verbeſſert, und damit man dieſes lächerliche vermeiden möchte, welches Moliere ſo wohl abgemalet, ob er es gleich ein wenig zu arg gemacht hat, ſo iſt man in den entgegen geſetzten Fehler gerathen, der weit ſtrafbarer iſt. Man iſt grob und unwiſſend geworden, aus Furcht, man möchte für einen Klügling und Wortſpieler gehalten werden.

VIII.

Außer einigen Worthöflichkeiten und einigen Antworten darauf, kann man alles, was man in der Geſellſchaft ſpricht, in dieſe zwey Begriffe bringen, erzählen und urtheilen. Man urtheilet über die öffentlichen Handlungen, über die Wiſſenſchaften, über die Mittel, ſeinen Endzweck wohl zu erreichen. Man erzählet Neuigkeiten, man ſaget, was einem ſelbſt oder einem andern begegnet iſt, man führet etwas aus den Geſchichten an. Dieſe zwey Arten in Geſellſchaft zu ſprechen, wechſeln untereinander

ander ab; man urtheilt über eine That, über eine Neuigkeit, und man unterſtützet ſein Urtheil mit dem, was geſchehen, oder durch ein Exempel.

Ohne Zweifel wird man ſagen, in der Geſellſchaft urtheile man nicht leichte. Allein wenn ich von Urtheilen rede, ſo verſtehe ich nicht dadurch einen Zuſammenhang auf einander richtig folgender und wohl verbundener Schlüſſe; wenig Leute ſind fähig, dergleichen Urtheile abzufaſſen; wenig Leute würden auch Luſt haben, ſie anzuhören. Alſo würde ſich dieſe Art zu urtheilen, auch ſehr ſchlecht in die Geſpräche ſchicken, womit man nur die Zeit zu vertreiben ſuchet. Indeſſen können doch die gewöhnlichſten Unterredungen mit kurzen, leichten und zuſammenhangenden Urtheilen angefüllet ſeyn, die doch wirkliche Urtheile ſind.

IX.

Die erſte Regel mit andern umzugehen, beſteht darinnen, daß man die Geſetze der Höflichkeit dabey beobachtet, ſo wohl diejenigen, welche man natürliche nennet, und hierdurch allen Völkern gemein ſind, als auch diejenigen, die ſich auf die wilkührliche Gewohnheit gründen, und dem Lande eigen ſind, wo man lebet. Von dieſer Regel kann ſich niemand frey ſprechen. Wenn man die andern nicht in acht nimmt, ſo kann es kommen, daß man nicht gefällt, wenn man aber dieſe übertritt, ſo beleidiget man andere.

Es liegt nicht an uns, viel Verſtand zu haben, etwas feines und artiges zu ſagen, etwas auf eine angenehme Weiſe zu erzählen: allein alle Menſchen könnten höflich ſeyn, zum wenigſten in gewiſſen Stücken.

Die Höflichkeit iſt unweit mehr geſchickt, uns beliebt, und unentbehrlich zu machen, als die ſeltenſten Eigenſchaften des Verſtandes. Dieſe merken faſt allzeit neidiſche Empfindungen des Herzens, die vom Haſſe nicht weit entfernet ſind.

X.

Machet euch beliebt, wenn ihr wollt, daß man euch hochachten ſoll. Habet ihr wenig Verdienſte? gut, bedienet euch eurer Geſchicklichkeit, fanget es liſtig an, verführet eure Richter, indem ihr ihre Herzen gewinnt.

Was man liebet, achtet man allzeit höher, als es werth iſt; was man nicht liebet, verehrt man ſo wenig, als es möglich iſt; man ſuchet ſo gar es zu verachten, und es geht gemeiniglich wohl von ſtatten. Anfangs iſt dieſer Verachtung nicht zu trauen, ſie iſt nicht im Verſtande, ſie iſt nur, wo man ſo ſagen kann, in Herzen und in den Geſprächen. Nach und nach wird ſie aufrichtiger, und endlich kömmt man ſo weit, daß man glaubet, man könne einen liebenswürdigen Menſchen, den man zu haſſen Urſache hat, mit dem aufrichtigſten Herzen verachten. Doch wenn man gezwungen iſt, ihn hoch zu ſchätzen, ſo haßt man ihn nur deſto mehr.

XI.

Man ſaget, wer geliebt werden will, der liebe. Dieſes Mittel iſt gut, aber es iſt nicht untrüglich. Hier wird ein weit ſicheres ſeyn: wer geliebt werden will, der ſchätze den andern hoch, oder ſcheine zum wenigſten ihn hoch zu ſchätzen. Die Hochachtung hat niemand undankbar gemacht, und außerdem hält man ſie auch leicht für aufrichtig. Das iſt noch nicht alles, und man kann auch darzu ſagen, wenn ihr wollet, daß man euch hoch ſchätzen ſoll, ſo ſchätzet andre

andre auch hoch; hierdurch bringet ihr die Eigenliebe anderer Leute auf eure Seite, ſie werden euch bald hoch ſchätzen. Verlaſſet euch darauf, um ihres Vortheils wegen. Sie ſind ſo erſchrecklich eitel, daß ſie ſich einbilden würden, ihr achtetet ſie hoch; und wenn ſie euch auch ſo gar verachteten, ſie werden ſichs aber um deſto mehr einbilden, je mehr ſie euch ſelbſt hoch ſchätzen. Zum wenigſten macht der, welcher uns hoch ſchätzet, einen Unterſcheid, ſonderlich wenn er unſern Mitbuhler verachtet.

XII.

Wer viel verehrungs würdige Eigenſchaften hat, der muß auch viel liebenswürdiges haben. Ein Menſch, der in Anſehung ſeines Verſtandes nicht ſonderlich iſt, muß um ſo viel mehr ein beſſeres Herz beſitzen.

Man ſaget zuweilen, man müſſe die Annehmlichkeiten des Verſtandes durch ein gutes Herz erſetzen, und dieſes iſt gewiſſer maßen wahr; man ſollte aber vielmehr ſagen, man ſollte ſuchen, einiger maßen den Eigenſchaften des Verſtandes durch die Eigenſchaften des Herzens die Wage zu halten.

Wer die große Gabe hat, mit andern Leuten umzugehen, ſoll auch eine große Höflichkeit beſitzen. Derjenige, welcher vor allen andern den Vorzug haben will, der muß auch jedem höflich begegnen.

Ich war einſtens in einem gewiſſen Hauſe mit dem Herrn * * *. Er machte daſelbſt, wie gewöhnlich, groß Aufſehen, und die ganze zahlreiche Geſellſchaft hörte ihm, meines Erachtens, mit Vergnügen zu, außer zwey oder drey lebhaften Köpfen, die allzeit ſehr ernſthaft thaten. Als die Geſellſchaft aus einander gehen wollte, bemerkte ich, daß er mit einem jeden von ihnen überaus freundlich und

höflich redete. Wir giengen mit einander fort, und weil ich ſehr bekannt mit ihm war, ſo ſagte ich zu ihm, ihr habet ſehr wohl gethan, daß ihr dieſen Herren vor dem Abſchiede noch einige Höflichkeit erwieſen; ehe ihr kamet, machten ſie großes Aufſehen, und hernach hat man nicht mehr nach ihnen gefragt; die Aufmerkſamkeit der Geſellſchaft richtete ſich auf euch, das fiel ihnen ohne Zweifel beſchwerlich, und ihr mußtet es alſo mit etwas erſetzen.

XIII.

Ein anderer ſagte, man hätte nichts zu beſorgen, wenn man in dem Umgange derjenigen viel Verſtand zeigte, die eines Theils ſo viel Einſicht haben, denjenigen, den wir beſitzen, vollkommen zu merken, und andern Theils, entweder durch ihren Zwang, oder durch ihr Vermögen, über uns ſo hoch erhaben ſind, daß ſie nicht erniedriget werden können. Bey meines gleichen unterdrücke ich ein Theil meines Verſtandes, ich laſſe ihm nicht zu, ſeine Stärke zu zeigen, als bey den Großen, die ſelbſt Verſtand haben. Ich habe niemals gemerkt, daß ich bey ihnen einige Eiferſucht verurſachet hätte, und wenn ſie ja zuweilen ſo gethan hätten, ſo habe ich allzeit wohl geſehen, daß es auf ihrer Seite nur eine Höflichkeit war.

Ganz anders würde es ſeyn, fuhr er fort, wenn dieſe Großen meine Herren wären, oder werden könnten, wenn ich die Abſicht hätte, in ihre Dienſte zu treten, oder Gelegenheit hätte, öfters bey ihnen alleine zu ſeyn, indem ich bey ihnen lebte; alsdenn würde ich ſie nur ſuchen, mit der ſüſſen Einbildung ihrer Hoheit zu erhalten. Ich würde ſie bey der Meynung laſſen, ihr Verſtand ſey ſo groß, als ihr Glück, ich würde mich wohl in acht nehmen, ihnen

ihnen zu zeigen, daß ich ihnen überlegen wäre, und ich würde ihnen meinen Fehler auf das genauſte verbergen. Sie in der Geſellſchaft zu ergötzen, würde ich mich bemühen, ſie dahin zu bringen, daß ſie ſelbſt viel ſprächen, und von mir glauben müßten, ich hätte meine größte Luſt daran.

Sehr viele haben durch eine entgegen geſetzte Aufführung ſich bey den Groſſen viel geſchadet, ſie haben ſich verhaßt gemacht, da ſie meynten, ſich hoch ans Brett zu bringen.

Die ungereimte Eitelkeit mag hierzu ſagen, was ſie will, ſo iſt es doch allzeit beſſer, in dem Umgange mit andern zu gefallen, als ſich daſelbſt vor andern ſehen zu laſſen.

XIV.

Die andere allgemeine Regel des Umgangs iſt dieſe, daß man ſich nach dem Geſchmacke der Gemüthsneigung und gegenwärtigen Beſchaffenheit derer richte, mit welchen man redet. Dieſe Regel iſt eine Folge von der vorhergehenden; die Höflichkeit ſchreibt ſie uns vor. Man muß aber noch etwas mehr, als Höflichkeit haben, wenn man ſie beobachten will. Es iſt auch ſo gar unmöglich, ſie vollkommen zu beobachten. Denn außerdem, daß dieſe ſeine Empfindung des Unterſcheids in dem Verſtande und der Gemüthsart, und was ſich nach dieſem Unterſchiede für beyde ſchicket, überaus ſelten zu finden iſt, ſo iſt es auch noch etwas anders, zu wiſſen, was ſich zu ſagen ſchicket, und auch in dem Stande zu ſeyn, es zu ſagen.

Es iſt alſo kein Menſch fähig, jedermann in dem Umgange gleich durch zu gefallen, Rede, Sachen, Arten, nach den Gelegenheiten und Perſonen nach Gefallen zu verän-

verändern. Die Allgemeinheit der Eigenſchaften des Verſtandes würden nicht ohne eine Allgemeinheit der Wiſſenſchaften und Erkenntniß, und beyde nicht ohne die Eigenſchaften des Herzens, und ohne viele Sanftmuth und Höflichkeit zureichen. Dahero muß alles beyſammen ſeyn, wenn ein warhaftig liebenswürdiger angenehmer Menſch im Umgange daraus werden ſoll. Denn ich mag denjenigen dieſen Titel nicht geben, welche nur wegen einiger guten Eigenſchaften gefallen. Dergleichen ſind die, welche nur etwas zu erzählen, Spöttereyen vorzubringen, oder nur von gewiſſen Dingen zu reden wiſſen; daran haben nur einige Leute Gefallen, und auch nur auf eine gewiſſe Zeit; bey einerley wird man allzeit verdrüßlich.

Wenn ich ſage, man müſſe alles, wofern es möglich wäre, beyſammen haben, wo man ſich in Geſellſchaft vollkommen ſchicken wollte, ſo will ich dadurch nicht ſagen, daß man es in allen müſſe hoch gebracht haben; gar nicht, man iſt eigentlich zu reden, nicht verbunden, es in einer Sache hochgebracht zu haben.

Wenn man ſchreiben will, ſo muß man ſich bey einer einzigen Sache aufhalten. Man muß eine Wiſſenſchaft ergründen. Man muß auf die Stimme der Natur Achtung geben, welche uns zu etwas gewiſſen ruffet, und gemeiniglich alles andere unterſaget. Man muß ſeine Freunde zu Rathe ziehen, ſeiner Eigenliebe nicht trauen, die ſich zu allen geſchickt hält, die ſich durch einen näriſchen Eigenſinn zuweilen einkommen läßt, mit unüberwindlichen Schwierigkeiten zu ringen. Man muß in ſich ſelbſt ein Mistrauen ſetzen, auch in die Reizung, welche uns vielmehr zu dieſer als zu einer andern Art treibt.

Ja

ja auch auf den Geſchmack, welcher macht, daß man von den Schriften dieſer Art noch ziemlich wohl urtheilet. Dieſe Reizung und dieſer Geſchmack ſind nicht allzeit ſichere Bürgen der Geſchicklichkeit. Es iſt noch ein groſſer Unterſchied zwiſchen einem Liebhaber und Kenner, und zwiſchen einem ſo gar mittelmäßigen Künſtler. Ich wiederhole es noch einmal, wenn man was ſchreiben will, ſo hüte man ſich vor dem Ehrgeize, in allen ſtark zu ſeyn. Wenn man aber auf nichts weiter ſehen will, als auf den Umgang, ſo wird man durch dieſe Art der Geſchicklichkeit, welche aus der Zuſammenfaſſung vieler obenhin erkannten Wiſſenſchaften und vieler mittelmäßigen Eigenſchaften entſtehet, weit mehr fortkommen, als durch das groſſe Anſehen, welches man nur in gewiſſen Dingen erlanget hat.

Ich will nicht ſagen, man müſſe ſeinem Naturell in dem Umgange nicht eben ſo wohl folgen, als wenn man ſchreibt; nicht weiter gehen, als darauf, was man weis, und von demjenigen, was man nicht weis, nur reden, um ſich davon zu unterrichten. Dieſes iſt auch eine ſehr wichtige Regel; man kann darinnen nicht fehlen, ohne lächerlich zu werden, und doch fehlet man darinnen oftmals. Man will vom Kriege und Staatsſachen reden, und verſteht nur die ſchönen Wiſſenſchaften. Man iſt nur geſchickt, von einer Sache vernünftig und ernſthaft zu reden. Unterdeſſen will man doch Scherz treiben. Man ſcherzet aber auf die unangenehmſte Weiſe von der Welt. Daher geſchicht es, daß ein anſehnlicher Mann zuweilen unerträglich fällt.

XV.

Man muß das ſeyn, was man iſt, ſagt man beſtändig

zu jederman, man muß ſeine Art niemals verlaſſen, in ſeinen Gebehrden, in ſeinen Reden ungekünſtelt und richtig ſeyn. Allein warum ſagt man dieſes? denn es koſtet Mühe, dieſes alles nicht zu ſeyn; man muß die Natur zwingen, und man hat kein Exempel, daß es bey dieſem Zwange wohl von ſtatten gegangen. Wunderbare Wirkungen der Eitelkeit! ſie iſt unter allen Leidenſchaften die unglückſeligſte in ihrem Unternehmen, weil ſie in ihrer Ausführung am wenigſten klug iſt.

Man ſtrebet nach Hochachtung, fürchtet ſich aber weit mehr vor der Verachtung; gut, ihr werdet dieſe Hochachtung durch dieſe Eigenſchaften, die ihr habet, gewiß erhalten. Da ihr euch hingegen überaus verächtlich machen werdet, wenn ihr ſolche annehmet, die ihr nicht habet; laſſet ſie andern, das iſt ihr Theil. Das eurige iſt vielleicht eben ſo gut, und es liegt nur an euch, es noch beſſer zu machen. Wenn ihr euch angelegen ſeyn laſſet, das Gute, welches ihr von der Natur empfangen habet, zu beſſern und vollkommener zu machen: ſo werdet ihr euch ganz gewiß in den Stand ſetzen, zu gefallen; zum wenigſten könnt ihr nur dadurch gefallen.

XVI.

Es iſt eine bloſſe Eitelkeit, und eine ſehr grobe und übel gerathene Eitelkeit, die uns verleiten kann, von demjenigen zu reden, was wir nicht verſtehen. Denn unſere Unwiſſenheit kann uns nicht unbekannt ſeyn. Man erkennet bey nahe, was man weis, und was man nicht weis, zuweilen aber glaubet man aus gutem Herzen, man habe eine Geſchicklichkeit zu gewiſſen Dingen, zu welchen man ſie nicht hat. Es iſt kein ſo unangenehmer Luſtigmacher, kein

ſo verdrießlicher Schwätzer, der nicht glauben ſollte, er ſey ein ſehr angenehmer und beliebter Menſch.

Ich ſage nicht, daß die Eitelkeit allezeit an dieſem Betruge Theil habe; aber es dünkt mich auch, daß die Neigung, welche uns zu gewiſſen Dingen treibet, bey nahe von ſich ſelbſt zureichend ſey, uns zu überreden, daß wir dazu geſchickt ſind. Aus dieſer Ueberredung entſtehet gemeiniglich die Eitelkeit; die Eitelkeit aber iſt nicht allezeit die vornehmſte Urſache dieſer Ueberredung. Man glaubet, dasjenige gut zu machen, was man thut; ſonſten würde man es nicht thun, wenn man ſeine Freyheit hat, es zu thun, oder zu laſſen; dasjenige aber, was uns bewegt, es zu thun, iſt nicht allzeit die bloſſe Begierde, uns von andern zu unterſcheiden, andern zu gefallen, es iſt auch das Vergnügen, das wir ſelbſt daran haben, und darinnen beſteht oft alle Eitelkeit, deren wir gewiſſe Perſonen mit Unrecht beſchuldigen. Dieſer Menſch höret nicht auf, andere luſtig zu machen, und hat doch gar keine Gabe, luſtig zu machen. Iſt das nicht eine Eitelkeit! ſagen wir zuweilen; wir ſollten vielmehr ſprechen, iſt das nicht ein gewaltiges Vergehen, iſt es nicht eine ſchreckliche Blindheit. Man nehme einem ſo ſchlechten Luſtigmacher alle ſeine Eitelkeit, er wird doch nicht aufhören, luſtig zu machen; er thut es nicht anderer wegen, er ergötzet ſich ſelbſt daran, und wenn er glaubt, daß er andere ergötze, ſo thut er es doch um ſeinet willen. Er ſaget nicht, wie die, von welchen ich allererſt geſagt habe: das Luſtigmachen iſt in Geſellſchaft etwas überaus angenehmes; es bringt den Ruhm eines aufgeweckten Kopfes zu wege, dahero muß ich andere luſtig machen. Allein durch einen Irrthum der Natur, wo ich ſo reden darf, welcher in ihm

den Geſchmack am Luſtigmachen, von der Geſchicklichkeit, durch welche es einem darinnen glücket, getrennet hat. Fühlet er eine Neigung luſtig zu machen, ſo thut er es auch.

Im übrigen iſt es ſehr leicht bey andern zu unterſcheiden, was ſie aus Eitelkeit oder aus einer natürlichen Neigung thun, und ich gebe es zu, daß man ſich hierinnen nicht leicht betrüge, ob man gleich aus Leichtfertigkeit von ſolchen Perſonen oft ganz anders redet, als man denkt. In der Abſicht jemand verhaßt zu machen, ergreift man zuweilen den falſchen Schein, ihm ein Laſter zuzuſchreiben, deſſen er, wie man wohl weis, nicht leicht ſchuldig iſt.

XVII.

Es iſt nichts lächerlichers, wenn man in der Geſellſchaft ſeine Gemüthsart und ſein Naturell verlaſſen will, als wenn man ein Luſtigmacher ſeyn will, da man doch nicht dazu gebohren iſt. Noch ärger iſt es, wenn man die Natur zwinget, und dadurch etwas begehet, das ſich zu ſeinem Stande nicht ſchickt, und alſo mit dem Lächerlichen zugleich das unanſtändige verbindet.

In keiner Sache ſoll man weniger thun, als ob man was ſeyn wollte, als in dieſer, einen Luſtigmacher abzugeben; aller anderer Zwang bringt nicht ſo viel Gefahr. Eine ſchlechte Luſtigmacherey iſt alles, was man nur ſchlecht nennen kann. Die gute hingegen iſt ſehr ſchwer und ſelten zu finden, und die beſte hat doch noch ihre Unbequemlichkeit. Die Eigenſchaften der vorſetzlichen Luſtigmacher, derer, die beſtändig gute Einfälle vorbringen, und was artiges erzählen wollen, erwerben ſich wenig Hochachtung in der Welt, und ſetzen ſich in Anſehung ihrer

ihrer Eigenliebe alle Tage in Gefahr, viel tauſend kleine beiſſende Unannehmlichkeiten zu erfahren. Diejenigen, für welche dieſe Herren dergleichen kleine Stückchen ſpielen, haben nicht mehr Ehrerbiethung für ſie, als die Zuſchauer für die Comödianten; und zuweilen glaubet man, man habe Recht, etwas frey mit ihnen umzugehen. Ein Menſch, der andere zu lachen macht, hilft ſich nicht viel auf dieſe Art. Etwas zu ihrem Vergnügen beytragen, heißt ſich in ihren Augen geringe machen; und indem ſie ſeine gute Gabe loben, verachten ſie doch allezeit die Perſon.

So vollkommen auch die Geſchicklichkeit zum Luſtigmachen ſeyn möchte, ſo werden doch die Zuhörer ihrer zuweilen überdrüßig, wenn man nicht inne zu halten, und zu rechter Zeit das Ende zu finden weis. Die beſten Luſtigmacher ſind oft an guten Einfällen ſehr arm; das Gelächter, welches ſie erwecken, iſt oft ein ſpöttiſches Gelächter.

Es giebt Luſtigmacher, die mehr ſchädlich als ergötzende Narren ſind, und deren einziges Amt iſt, die eine Hälfte Zuhörer auf Koſten der andern zu ergötzen. Ein ſehr gefährliches Amt, deſſen Frucht ein allgemeiner Haß iſt.

XVIII.

Es ſind noch viele andere Regeln, die von den bereits angeführten herrühren, und von Stück zu Stück vorſchreiben, was man im Umgange mit andern thun und vermeiden ſoll. Allein ſie ſind viel zu gemein; alſo iſt es unnöthig, ſie anzuzeigen, nicht als wenn man ſie nicht eben ſo oft als die andern ſehr feinen, ſehr ausgeſuchten, und dahero ſehr wenig bekannten Regeln übertrete, ſon-

dern weil man den Fehler nicht aus Unwiſſenheit begeht. Nichts iſt in Anſehung der Fehler, welche den Umgang betreffen, gewöhnlicher, als ſolche zu begehen, die denjenigen gleich ſind, ſo man an andern angemerkt hat, und ſie nachzuthun, auch ſo gar, wenn man ſie beſtraft. Und damit ich nur ein Exempel davon gebe, welches ſchon tauſendmal, und bey erängender Gelegenheit iſt angeführet worden, ſo iſt keine gemeinere Regel als dieſe, welche verbietet, oft und lange von ſich ſelbſt zu reden. Inzwiſchen iſt die Beſtrafung dieſes Fehlers bey nahe allezeit eine Gelegenheit darein zu fallen, für diejenigen, die darzu geneigt ſind. Ich habe ſelbſt ein langes und verdrüßliches Geſpräch, in welchem derjenige, der es hielt, ſelbſten der Stof darzu war, durch dieſen Eingang anfangen hören: Ich rede niemals von mir, das iſt mein Fehler nicht.

Der Fehler, viel von ſich ſelbſten zu reden, welchen man denjenigen, die viel Verſtand haben, nicht vergeben würde, zeigt gemeiniglich an, daß man deſſen ſehr wenig habe. Es iſt dazu noch was ſeltenes, von ſich ſelbſten mit einer völligen Aufrichtigkeit zu reden, weil die Eigenliebe hier das Wort führet, und dieſes vermehret den Verdruß, welchen dergleichen Reden verurſachen.

Ich würde einen Menſchen, der ſo wohl durch die Eigenſchaften des Herzens als des Verſtandes hochachtungswürdig iſt, mit groſſem Vergnügen zuhören, wenn er natürlich und aufrichtig von ſich ſelbſt mit mir ſpräche; mich deucht, man könnte in einer ſolchen Unterredung ſehr viel lernen. Eine Seele von einem gewiſſen Range, iſt ein ſo wohl angenehmes als auch lehrreiches Schaubild, wenn ſie ſich bloß zeiget.

XIX.

Digitized by Google

XIX.

Einige Gelehrte haben den Montaigne getadelt, daß er in ſeinen Verſuchen zu viel von ſich ſelber geſprochen, und ſie haben einigermaßen recht. Es giebt gewiſſe Dinge, die man andern von ſich nicht ſagen kann, ohne einige Gefahr für ſie, man ſage ſie auch auf was für Weiſe man wolle. Montaigne aber geht noch viel weiter; er rühmt ſich recht ärgerlicher Dinge, deren Geſtändniß ſo gar nicht einmal erlaubt war, und dieſes ſchicket ſich gewiß für einen rechtſchaffenen Mann gar nicht. Es werden wohl wenige Leute ſeyn, die nicht gerne einige Stellen aus ſeinen Verſuchen ausſtreichen möchten, wo er von ſich ſelber redet. Dieſes aber würde ein wenig zu ſtrenge verfahren ſeyn, wenn man ſie alle unter dem Vorwande ausſtreichen wollte, daß die Eitelkeit einigen Theil daran habe; die meiſten dieſer Stücke ſind die angenehmſten in dem ganzen Werke.

Montaigne hat ſtudiert, er hat den Menſchen abgemalt, indem er ſich ſelbſt ausſtudiert, und ſich ſelbſt malet. Und dieſes iſt auch in der That eine gute Art, ihn auszuſtudieren, und ein gut Mittel ihn nach dem Leben zu malen.

Sich ſelbſten in einem Buche mit Dingen vermengen, die der Stof darzu ſind, iſt nicht gut, man kann aber wie Montaigne, den Stoff ſeines Buchs von ſich ſelber machen, und andere Sachen mit ſich vermengen.

Wenn Montaigne in der Geſellſchaft ſo viel von ſich ſelber redete, als er in ſeinen Verſuchen redet, ſo könnte dieſes vielleicht anſtößig ſeyn; ſo aber iſt in dieſer Abſicht zwiſchen einem Geſpräche und einem Buche ein groſſer

Unter-

Unterſchied; man kann mit Vergnügen leſen, was man nicht ohne Anſtoß angehöret haben würde.

Der Leſer bekümmert ſich wenig darum, ob ein Verfaſſer etwas aus Eitelkeit geſagt hat, wofern dieſe nur nicht gemacht, daß er die Unwahrheit geſprochen, ſonderlich wenn der Verfaſſer ſchon ſeit langer Zeit tod iſt. Nur die gleichzeitige Eitelkeit, wo ich ſo reden darf, die Eitelkeit, die mit uns zugleich lebet, bringt uns auf, und kränket uns. Ich lache über eine Eitelkeit, mit welcher die meinige niemals etwas zu thun bekommen wird.

Es wäre zu wünſchen, daß ſo viel groſſe Leute, welche ſo ſchöne Werke verfertiget haben, uns in den aufrichtigen Nachrichten, nach dem Beyſpiele des Montaigne, eine richtige Abbildung ihres Herzens und ihres Verſtandes gegeben hätten. Gewiſſe philoſophiſche Leſer würden aus dieſen Nachrichten weit mehr als aus allen ihren Schriften machen.

XX.

Von ſich ſelber zu reden, wenn man viel Verſtand hat, iſt eben ſo viel, als zu ſingen, wenn man eine ſchöne Stimme hat. Man muß keines von beyden eher thun, als bis man gebethen wird, und bald aufhören. Allein an ſtatt daß man auf die erſte Bitte, welche man an uns thut, ſinget, ſo ſteht es ſehr wohl, daß man zur Vermeidung des Verdachts der Eigenliebe, es anfangs abſchlägt, von ſich ſelbſt zu reden, und daß man nicht eher nachgiebt, als bis man darzu genöthiget wird.

Wir haben in den Romanen der Mademoiſelle Scuderie ein Muſter von den gelehrten und ſinnreichen Unterredungen in dem Pallaſte Rambouillet, wovon ich ſchon

ſchon in der vorhergehenden Schrift geredet habe. Vielleicht wird man ſagen, dieſes könne uns eben keine gar zu groſſe Vorſtellung davon machen, und man muß auch in der That geſtehen, daß die Unterredungen dieſer Romanen den meiſten Leuten verdrüßlich ſcheinen, und daß ſie vieles darzu beygetragen haben, die Romanen ſelbſt ins Abnehmen zu bringen. Ich will nicht ſagen, daß die meiſten nicht ſehr ſchön wären, ſondern nur, daß ſie in einem Romane nicht wohl angebracht ſind, wo der Leſer mehr wiſſen will, was man gethan, als geſprochen habe. Sie unterbrechen zuweilen die Erzählung, wenn ſie am nöthigſten iſt, und verſchieben eine Auflöſung, die man mit vieler Ungedult erwartete.

Bey der Neugierigkeit, welche mich dringet, das Ende einer Geſchichte zu ſehen, finde ich eure Erzählung viel zu lang, und ihr ſetzet noch allerhand Ausſchweiffungen darzu. Ich brenne vor Verlangen, zu wiſſen, wie es euren Perſonen ergehen wird, und ihr entdecket mir ihre Meynungen von der Liebe, und von der verliebten Artigkeit.

Alles dieſes kann ſehr fein und wohl gedacht ſeyn, aber ich verlange ganz was anders. Befriediget eine Neugierigkeit, welche ihr erweckt habet. Eure Langſamkeit und eure Einſchaltung machen mich ganz matt, oder vielmehr der Verdruß nimmt mich ein, und ich laſſe ein Buch liegen, wo man nichts zu Ende bringt.

Außer dem laſſet ihr fünf oder ſechs Perſonen auf einmal reden, dieſes würde vielleicht in einem Zimmer ſehr lebhaft, abwechſelnd, und folglich in der That angenehm ſeyn. Aber in einem Buche, in einem Geſpräche, machen ſo viel verſchiedene Perſonen nur Verwirrungen, ich kann

alle dieſe Perſonen nicht genau von einander unterſcheiden, ich merke nicht genau genug den Unterſchied ihrer Gemüthsarten, auch nicht die Urſache, warum der eine vielmehr etwas ſaget, als der andere, und alſo ſchmecke ich nicht das wahre Vergnügen des Geſprächs, und es iſt mir nicht, als wenn ich einer Unterredung beywohnete.

Das ſind die Urſachen, warum die Geſpräche in einem Romane ein Misvergnügen erwecken müſſen, ob ſie gleich ſinnreich und wohl geſchrieben ſind. Es folget aber daraus gar nicht, daß dergleichen Geſpräche, und zwar über ſehr wichtige Sachen, die verſtändige Perſonen mit einander halten, nicht ſehr nützlich und angenehm ſeyn können. Wir haben noch einige Bände abgetheilter Unterredungen von der Mademoiſelle Scudery, über unterſchiedene Dinge aus der Sittenlehre; eine ſo feine und leichte Feder, als die ihrige, war zu dieſer Schreibart ſehr geſchickt; ſo wurden auch dieſe Geſpräche, als ſie zum Vorſcheine kamen, ſehr hochgehalten. Indeſſen lieſt man ſie heut zutage nicht mehr, und die vornehmſte Urſache der Vergeſſenheit, worein ſie gerathen ſind, iſt, daß ſie eine Sache nachahmen, welche nicht mehr beſteht, und daran wir den Geſchmack verlohren haben. Vor dieſem las man ſie, ſich zu guten Sitten und zur Höflichkeit zu gewöhnen; die Sitten und die Höflichkeit unſrer Zeit aber, ſind von den Sitten und der Höflichkeit der vergangenen Zeit ſehr unterſchieden, und man würde ſich nur lächerlich machen, wenn man ſie lernen wollte.

Ich habe ihre Geſpräche geleſen, ſagte eine Dame zu mir, welcher ich einen Theil gelehnet hatte, ich werde ſie aber meinen Töchtern nicht zu leſen geben; vielleicht würden ſie ihnen ſehr ſchön vorkommen, und ſie würden ſich dieſel-

ben

ben gerne zu Nutze machen. Denn es iſt viel Verſtand darinnen; es wäre für ſie, bey dergleichen Büchern nicht ſo gefährlich, wann ſie weniger Witz hätten. Dieſe Unterredungen ſind ſehr ernſthaft, und doch haben ſie mich zu lachen gemacht. Als ich ſie las, deuchte mir es, ich wäre in einer Geſellſchaft, wo jedermann nach der alten Mode gekleidet wäre. Ich bildete mir ein, ſie hätten alle Mäntelchen, Hüftenwülſte und lange Ermel.

Von der Gabe zu reden, und zu ſchreiben.

I.

Es giebt viel Leute, welche gut ſchreiben, und ſchlecht reden, oder zum wenigſten viel beſſer ſchreiben, als ſie reden; andere reden gut, und ſchreiben ſchlecht, oder zum wenigſten reden ſie beſſer, als ſie ſchreiben. Die Erfahrung giebt uns täglich neue Proben. Wir wollen ſehen, ob wir den Grund davon finden können. Dieſe Materie hat, wie man ſieht, viel Verwandtſchaft mit der vorhergehenden; ich werde unterſuchen, warum alle diejenigen, welche die Gabe haben, in der Geſellſchaft zu reden, ſie nicht haben, zu ſchreiben, und warum alle diejenigen, welche die Gabe zum ſchreiben haben, nicht die Gabe haben, in der Geſellſchaft zu reden.

II.

Die erſte Frage, wie es komme, daß man gut ſchreibt, und ſchlecht ſpricht, iſt ſehr leicht zu beantworten. Wenn man wohl reden will, ſo muß man geſchwinde und richtig

denken. Nun aber giebt es gute, aber auch langſame und ſchläfrige Köpfe, die nur langſam und mit vieler Mühe denken. Zum wenigſten ſtellen ſich ihnen ihre Gedanken nur verwirrt vor; ſie wickeln ſie erſt durch das Nachdenken auseinander, und dieſes bringt ſie zu dem Grade der Richtigkeit, wobey der Ausdruck von ſich ſelbſten folget.

Herr Nicole, einer der größten Autoren der vorigen Zeiten, hatte wenig Fertigkeit zu reden, und er ſagte bey Gelegenheit des Herrn von T . . . , eines Mannes, der vortrefflich wohl redete, in dem Zimmer iſt er mir überlegen, ich bin aber nicht ſo bald an der unterſten Stufe von der Treppe, ſo beſchäm ich ihn.

III.

Die ſich ausdrücklich aufs Bücherſchreiben legen, gehen ſelten mit viel Leuten um; ſie ſind einſam, leſen und ſchreiben mehr, als ſie reden. Die Art, wie man im Umgange zu reden pflegt, iſt ihnen nicht geläufig, und wovon man gemeiniglich redet, das iſt ihnen noch weniger bekannt, und ſie können ſich nichts daraus machen. Die meiſten legen ſich gar auf Sachen, davon man faſt niemals in Geſellſchaft redet; oder ſie ſchreiben von Dingen, die den Geſchmack und die Artigkeit angehen, auf eine tiefſinnige und gründliche Weiſe, die in Büchern gefallen kann, wo man dieſe Sachen philoſophiſch unterſuchet, die aber in der Geſellſchaft ſehr beſchwerlich und verdrüßlich anzuhören ſind.

IV.

Leute von einem ſeltenen und hohen Verſtande haben oft weniger Fertigkeit, ſich auszudrucken, als Leute von einem mittelmäßigen Verſtande ſind; weil ſie mehr denken, das heißt, weil ihre Gedanken neuer, feiner, gründlicher

licher ſind. Wenn man nur gemeine und ungekünſtelte Gedanken hat, ſo darf man ſich nicht verwundern, daß dieſe Gedanken klar und deutlich ſind. Es iſt aber auch natürlich, daß neue und in einander verwickelte, und daß gründliche Gedanken ſich anfangs nur dem Verſtande verwirrt vorſtellen, und daß man ſich folglich nicht im Augenblicke wohl ausdrucken könne. Im Schreiben und Reden erfährt man dieſes täglich, und ſonderlich in Ueberſetzungen aus einer Sprache in die andere, daß dieſes die beſten Gedanken ſind, wo der Ausdruck viel Mühe koſtet.

Unterdeſſen kömmt dieſe Schwierigkeit des Ausdrucks nicht allezeit von der Verwirrung der Gedanken her; man hat zuweilen eine ſehr lebhafte Empfindung, und einen klaren Begriff von dem, was man ſagen will, ohne daß man es ſo ſagen kann, wie man will. Wenn das nicht wäre, ſo wäre es überaus leicht, gut zu überſetzen, und jeder witziger Kopf würde, wenn er beyde Sprachen wohl verſtünde, im überſetzen, die Feder beſtändig laufen laſſen. Unterdeſſen wenn man zum Ueberſetzen nicht ſo viel natürliche Geſchicklichkeit braucht, als von ſich ſelbſten etwas zu ſchreiben, ſo braucht man doch nicht weniger Zeit und Arbeit darzu. Man verſtehet eine Stelle im Horaz, oder Ovid vollkommen wohl, man merket ihre ganze Schönheit und das Feine darinnen, und doch gelinget es erſt nach langem Nachdenken, daß man ſie gut geben kann, zuweilen aber kann man gar nicht damit zu rechte kommen.

Unſere Sprache kömmt uns in den Schriften der beſten Männer ſehr reich vor; ich bin aber gewiß verſichert, daß ſie dieſelbe in vielen Gelegenheiten arm gefunden

haben, daß ſie nicht allezeit geſagt haben, was ſie ſagen wollten, und daß ſie oft ihre Gedanken mit ihrem Ausdrucke nicht haben erreichen können.

Es gehet einem guten Schreiber bey demjenigen, was er in Gedanken hat, wenn er ſchreibt, bey nahe, wie bey einer Ueberſetzung in Anſehung ihres Originals; der Ueberſetzer kann den Schriftſteller; den er überſetzt, nicht überall erreichen, und es ihm gleich thun. Und derjenige, welcher ſeine eigene Gedanken aufſchreibt, kann auch nicht, wo ich ſo reden darf, ſeine Gedanken ſelbſt erreichen, und es ſich ſelbſt gleich thun.

Ich bin ſelten mit dem vollkommen zufrieden, was ich ſchreibe, ſagte einmal einer von unſern beſten Autoren zu mir. Mir dünkt, ich bin beſſer, als meine Schriften, ich denke noch mehr, als ich ausdrücke, und wenn man meine Gedanken ſehen ſollte, wenn ich eine Sache ausarbeite, welche ich wohl ausgedacht habe, ſo würde man mehr Sachen ſehen, als ich aufs Pappier ſetzen kann.

Es iſt alſo gewiß, die Schönheit der Gedanken, das heißt ihre Neuigkeit, ihre Feinheit, ihre Gründlichkeit, iſt an ſich ſelbſt eine Hinderniß ſich wohl auszudrücken; dahero folget, daß ein Menſch, welcher Verſtand hat, eben deswegen, weil er Verſtand hat, oft weniger Fertigkeit zu reden beſitzet, als viel Leute, die einen ſeichten Verſtand haben.

V.

Die Reinlichkeit und Zierlichkeit der Schreibart machen einem groſſen Theil des Werthes angenehmer Schriften aus; und wenn man ſie nicht in allen Arten der Schriften nothwendig fodert, ſo kann man zum wenigſten ſagen, daß die wohl geſchriebnen doch allzeit viel gewinnen. Hinge=

Hingegen eine gar gekünſtelte Art in Geſellſchaft zu reden, ſchicket ſich nicht zum Umgange, außer dem, daß es nicht möglich iſt, ſie ſo gleich zu erhaſchen. Indeſſen gewinnet man einen Geſchmack daran, und indem man ſchreibt, findet man ihn an einer gewiſſen Richtigkeit der Gedanken und des Ausdrucks, ohne welche man ſich zu reden ſchämen würde. Man wollte gerne nichts ſagen, welches nicht auch verdiente geſchrieben zu werden. Indem man redet, fertiget man ſo zu reden etwas aus. Daher kommt das gezwungene und mühſame Weſen, welches denjenigen beſchwerlich fällt, welche dieſe künſtlichen Redner anhören; diejenige Schläfrigkeit im Ausdrucke, welche ſie ungeduldig macht; dieß iſt eine Schulfüchſerey, und noch mehr, eine übel verſtandene Eitelkeit. Es wäre beſſer ſie redeten nicht ſo gut, und nur geſchwinder.

Man ſoll nicht ſchreiben, wie man redet, es wären denn nur Briefe, welche nichts anders als eine geſchriebene Unterredung ſind; man würde ſonſten zu nachläßig ſchreiben: man kann nicht, und ſoll auch nicht reden, wie man ſchreibt; es würde nicht natürlich genug ſeyn. Ich glaube, man hat ſich vorgeſetzt gehabt, den erſten zu loben, von welchem man geſagt hat, er rede es, als wenn es gedruckt wäre. Aber dieſer Ausdruck, der anfangs ein Lob war, und noch darzu ein ſehr hoch getriebnes Lob, hat in den folgenden Zeiten darzu gedienet, etwas lächerliches anzuzeigen.

VI.

Fertig reden, und gut reden, mit vieler Beſchwerlichkeit reden, und übel reden, halten die meiſten Leute für einerley, und es ſoll auch ſo ſeyn. Die Pein, welche mir derjenige verurſacht, dem das Reden ſo ſchwer ankömmt,

hindert

hindert nicht, daß ich die wirkliche Güte desjenigen, was er ſaget, merke; es iſt alſo ſehr natürlich, daß ich nicht vortheilhaft davon urtheile.

Außer dem iſt dieſes Urtheil auch nicht ganz und gar falſch, und es iſt gewiſſer maßen wahr, daß derjenige, welcher mit einiger Beſchwerlichkeit redet, übel redet. Es kann wohl ſeyn, daß man in ſeiner Rede nichts zu tadeln findet, der Fehler, wenn ich ſo reden darf, iſt nicht darinnen zu ſuchen, was er redet, ſondern in demjenigen, welcher redet. Denn man redet mit weniger oder größerer Fertigkeit, nachdem die Gedanken, ſie mögen ſeyn, wie ſie wollen, geſchwinder oder langſamer auf einander folgen. Nun aber iſt dieſe geſchwinde Folge der Gedanken auf einander ein Gut, ein Vortheil, und das Gegentheil ein Uebel, ein Fehler. Es iſt daher allezeit etwas gutes, wenn man geſchwind und fertig reden kann. Und es iſt allezeit ein wahrhaftiger Fehler, ſchwer und langſam zu reden. Jedoch ein ſolcher Fehler, welcher, wie ich geſagt habe, nicht allezeit deswegen da iſt, weil diejenigen, welche ihn haben, weniger Verſtand hätten, als diejenigen, welche ihn nicht haben. Es läßt uns nur vermuthen, daß ſie weniger haben, als ſie haben könnten.

Wenn ich ſage, die Fertigkeit zu reden, entſtehe aus der Geſchwindigkeit, auf welcher die Gedanken auf einander folgen, ſo verſtehe ich eine gemäßigte Geſchwindigkeit; ſonſten würden ſich die Gedanken unter einander verwirren, und eine die andere vertreiben. Der Ueberfluß der Gedanken würde machen, daß man gar nicht reden könnte. Es giebt Narren, welche es nur wegen der allzugeſchwinden Folge der Gedanken ſind. Dieſes iſt auch eine Wirkung der Trunkenheit; man hat alſo Urſache

zu ſagen, daß eine allzu groſſe Lebhaftigkeit der Narrheit ſehr nahe kömmt. Und man könnte noch darzu ſagen, den gewöhnlichen Zuſtand gewiſſer Leute recht auszudrücken, daß ſie gebohrne Trunkene wären.

Die Geſchwindigkeit in der Rede dienet zur Bedeckung ihrer Fehler, wie ſie auch ihre Schönheiten erhebet. Es iſt wahr, ſie würde den allzu feinen und zierlichen Schönheiten ſchaden; aber dergleichen Schönheiten ſchicken ſich nicht in die Geſpräche, und die Geſchwindigkeit iſt ihnen ſo weſentlich, daß man vielmehr alles daraus verbannen muß, was da Zeit erfodert, alles wohl zu faſſen, und zu empfinden, ſo ſchön es auch immer ſeyn möchte, als daß man mit einer gewiſſen Langſamkeit ſprechen wollte.

Wer geſchwinde redet, der macht uns aufmerkſam, und bewegt uns durch die Menge ſeiner Gedanken, welche er uns bey nahe auf einmal vorſtellt, an ſtatt daß derjenige, welcher langſam redet, und uns wenig giebt, und auf das warten läßt, was er uns giebt, nothwendig viel Verdruß und Misfallen erwecken muß, ſonderlich wenn wir ſelbſt viel Lebhaftigkeit beſitzen.

VII.

Diejenigen, welche nicht unter viel Leuten geweſen ſind, ſind gemeiniglich furchtſam, und deswegen in ihren Reden gezwungen und ſchüchtern. Es liegt nicht allzeit daran, als ob ſie nicht reden könnten; bey gewiſſen Leuten hat man zuweilen einen bey nahe als einen dummen Menſchen angeſehen, der doch bey andern und unter ſeinen guten Freunden das Anſehen haben wird, als ob er viel Verſtand beſäſſe.

Die Furchtſamkeit leget die natürliche Geſchicklichkeit in Feſſeln. Eine beſcheidene Verwegenheit, die Zuverſicht

mit Vergnügen angehört zu werden, die Erkenntniß der Gemüthsart derjenigen, mit welchen man redet, machen, daß er ſo zu reden, da recht zu Hauſe iſt, und geben ihm Gelegenheit, ſich zu zeigen, wie er iſt.

VIII.

Einer, der Bücher ſchreibt, bringet nicht allezeit eine völlige Freyheit ſeines Geiſtes mit in die Geſellſchaft. Er leget zuweilen einen Beſuch ab, und iſt noch ſehr mit den Gedanken beſchäfftiget, welche er erſt in ſeiner Studierſtube überdacht und geſchrieben hat; er iſt noch von der Sache gantz voll, die er anitzo ausführet, wie kann der reden, da er nicht in dem Stande iſt, zu hören? Daher entſtehen die Zerſtreuungen der gelehrten Leute, welche zuweilen ſehr artige Comödien hervor bringen.

Zu dieſen Zerſtreuungen kömmt noch die Erſchöpfung der Lebensgeiſter, welche durch die Arbeit ſeines Nachſinnens verurſachet wird.

Ein Mann, welcher Bücher ſchreibt, will in einem Beſuche ſich von einer langen und mühſamen Arbeit ein wenig erholen; er läßt ſich anmelden, der Mann iſt wegen ſeines Verſtandes bekannt, ein jeder genießt ſchon im Voraus das Vergnügen ſeines Umgangs, und glaubt, er würde Wunderdinge vorbringen; nichts weniger als das. Auf die erſte Bewillkommung, folget ein tiefes Stillſchweigen, welches niemand unterbrechen will; man wartet, bis er reden wird. Iſt man müde, vergeblich darauf zu warten, ſo ermuntert man ihn durch einige Worte, und er antwortet durch lauter einſylbige. Wo iſt nun da ſein Verſtand und ſeine gewöhnliche Lebhaftigkeit? wo iſt ſeine ſo feurige und fruchtbare Einbildungskraft hingekommen? Es iſt nichts mehr da, einige Stunden voll Arbeit

Arbeit, haben dieſen groſſen Mann unter die gemeinſten Leute geſetzt, die Hälfte ſeines Verſtandes iſt verraucht, und die andere iſt noch in ſeiner Schrift.

Allein außer dieſen groſſen Erſchöpfungen, welche durch einen gar zu ſtarken Fleiß verurſachet werden, iſt es auch eine gewöhnliche Wirkung des beſtändigen Studierens, die Lebhaftigkeit des Verſtandes zu ſchwächen, und ihn in Anſehung der Geſellſchaft unaufgeräumt zu machen.

Seit dem der Herr . . . . hat angefangen, Bücher zu ſchreiben, ſagt eine gewiſſe Dame zu ihren Freundinnen, finde ich nicht mehr, daß er Verſtand hat. Seine Bücher vertreiben mir wohl die Zeit, alleine ſeine Geſpräche waren eine weit beſſere Quelle darzu; daraus floß alle Tage was neues. Ich habe viel verlohren, da die Welt viel gewonnen hat; ſie hat mir meinen Freund und mein Vergnügen entführt.

IX.

Dieſes ſind, wie mich deucht, die vornehmſten Urſachen von dem, was man alle Tage ſiehet, daß nehmlich die meiſten, welche gut ſchreiben, übel reden, oder zum wenigſten in der Geſellſchaft ſehr wenig vorbringen, und ſich ſehr öfters durch Leute, von weit wenigerm Verſtande hierinnen übertroffen ſehen.

Dieſes alles nun deutlicher zu machen, braucht man Exempel. Ich ſollte alſo meine Grundſätze auf einige unſerer berühmteſten Bücherſchreiber anwenden, welche die Gabe wohl zu reden, mit der Gabe wohl zu ſchreiben nicht verbunden haben. Die Urſachen aber, welche mich verhindern, ſind folgende: Unter denjenigen, welche ich erwählen könnte, ſind einige als Corneille und la Fontaine,

ſo ſchon vor langer Zeit geſtorben, und ich habe ſie nicht gekannt. Wollte ich es nun wagen, dasjenige, was in der Art ihres Verſtandes beſonders ſeyn könnte, einzig und allein aus dem, was ich in Anſehung dieſer Bücherverfaſſer geleſen, oder nur gehöret habe, ohne ſie ſelbſt von Perſon gekannt zu haben, zu erklären: ſo hieſſe das ein Gebäude auf einen ſchlechten Grund ſetzen, und ich müßte Gefahr laufen, an ſtatt der Wahrheit nur bloße Einbildungen bekannt zu machen. Es giebt noch unter uns Bücherſchreiber, deren Umgang nicht mit der Vortrefflichkeit ihrer Schriften überein kömmt. Ich bin mit einigen von ihnen lange Zeit umgegangen, und könnte davon mit ſehr viel Erkenntniß reden; aber ich weis wohl, daß man über die noch lebenden Schriftſteller keine Anmerkungen machen ſoll, die weiter, als auf ihre Schriften, und im geringſten auf die Perſonen gehen, und ich befürchte bey nahe ſchon, daß ich zu viel davon werde geſagt haben. Wir wollen dahero zur andern Frage kommen, und unterſuchen, wie es zugehe, daß man gut redet, und übel ſchreibet.

X.

Dieſer Punct iſt nicht ſo leicht zu erklären, als der erſte. Reden und ſchreiben, möchte man ſagen, wenn man könnte wider die Erfahrung ein Urtheil fällen, ſind bloß dem Grade nach unterſchieden; und es iſt weit ſchwerer zu reden, als zu ſchreiben, weil derjenige, welcher redet, in dem Augenblicke haben muß, was er reden ſoll, oder zum wenigſten die Art es zu ſagen, an ſtatt daß derjenige, welcher ſchreibt, Herr iſt, und ſo viel Zeit darauf zu wenden hat, als er will: Dahero derjenige, welcher wohl ſpricht, keine Mühe haben wird, noch beſſer zu ſchreiben. Die Gedanken,

welche er anfangs nicht finden konnte, werden ihm bey neuem Nachſinnen einfallen, die Beurtheilungskraft wird unter denjenigen eine Wahl anſtellen, welche die Einbildungskraft verwirrt vorgebracht hatte. Wenn er es noch einmal durchſieht, ſo wird er dasjenige vollkommner machen, wovon er anfangs nur einen bloßen Entwurf aufgeſetzet hatte. In dem Geſpräche aber muß man ſagen, was ſich den Gedanken ſo gleich vorſtellet, und es auch ſo ſagen, wie es ſich vorſtellt, man hat nicht die Zeit, es vollkommner zu machen, oder etwas beſſers zu ſuchen, und die Wahl, welche man unter ſeinen Gedanken und Ausdrückungen machen kann, iſt allzugeſchwinde, als daß man ſich darauf verlaſſen könnte.

Die Erfahrung widerſpricht zuweilen allen dieſen Urtheilen. Wir ſehen öfters in einem Augenblicke, was ſie wahres und falſches in ſich enthalten; ich erinnere aber gleich anfangs, daß diejenigen, welche am beſten reden, beſſer zu reden ſcheinen, als ſie in der That reden.

Die Ohren, wie man geſagt hat, ſind nicht ſo ſchwer zu vergnügen, als die Augen; der Verſtand kann nur eine geſchwinde Prüfung über dasjenige anſtellen, was er durch ihre Vermittelung empfängt, und in der Prrüfung ſelbſt laufen oft tauſend Dinge zuſammen, die ihn verführen. Jeder Umſtand hat ſeine Wirkung, alle Annehmlichkeiten, alle Vortheile desjenigen, welcher redet, kommen dem, was er redet, zu ſtatten, und überſetzen uns gemeiniglich in ſeinem eigenthümlichen Werthe. Wir erfahren! es alle Tage, wenn wir eine Rede leſen, die wir ſelbſt haben halten hören, oder ein theatraliſches Stück, welches wir haben vorſtellen ſehen. Iſt es uns nicht oft wiederfahren, daß wir von dem erſten Begriffe, dem wir uns da-

von gemacht hatten, viel nachgelaſſen, ja dasjenige, was wir vorher hochgeſchätzt, hernach ſo gar völlig verachtet haben? Indem wir dieſe widerſprechenden Urtheile fällen, glauben wir nicht, daß wir uns, eigentlich zu reden, widerſprechen. Wir geſtehen es ohne Bedenken, und ſchreiben den Unterſcheid, nicht ſo wohl uns, als den Sachen ſelbſt zu, welche ſich gewiſſer maßen verändert haben. Dieſe Rede, dieſes theatraliſche Stücke ſollte uns in den Umſtänden gefallen, wo ſie uns beyde gefallen haben. Von unſerm Vergnügen ſchlieſſen wir auf die wirkliche Güte dieſer Werke. Es iſt eine ſehr natürliche Folge; denn ſie waren nur gemacht, uns zu vergnügen. Wenn ſie uns hernach misfallen, ſo kömmt es daher, weil ſie von allem dem Zuſatze, welcher dabey anzutreffen war, entblöſſet ſind. Und dieſer Eindruck iſt auch billig. Unſer Vergnügen war nur durch dieſen Zuſatz verurſachet worden, welchen wir aus einem faſt unüberwindlichen Irrthume mit den Sachen ſelbſt vermengten.

Es iſt daher gewiß, wenn dasjenige, was ein Weltmann, der ſehr wohl redet, in der Geſellſchaft ſaget, geſchrieben wäre; wenn wir das leſen könnten, was wir nur gehört haben: ſo würden wir weit mehr Fehler von allerhand Art finden, als wir darinnen gefunden haben. Der Eindruck wahrer Schönheiten aber würde viel ſchwächer ſeyn. Sie ſind ſehr vermehret worden, weil wir ſie nicht vermutheten, und außer dem waren ſie in dem Munde desjenigen, welcher redete, durch tauſend Annehmlichkeiten, die man nicht ausdrucken kann, ſchöner gemacht worden. Ich gab einmal einem Freunde, der in der Geſellſchaft viel Aufſehens machte, den Rath, er ſollte alle Tage einige Augenblicke darauf verwenden, ſich

deſſen

deſſen zu erinnern, und es aufzuſchreiben, was er den ganzen Tag über gutes geredet hätte. Allein er antwortete mir mit mehrerer Wahrheit, als er vielleicht ſelbſt dachte, es wäre viel Bosheit in meinem Rathe; und ich hätte ihm denſelben nur gegeben, ihn in etwas zu demüthigen.

XI.

Wenn wir aber von der Gabe zu reden bey denjenigen auf ihren wahren Werth ſehen wollen, die es darinnen ſehr weit bringen, es mag nun in dem Geſpräche, oder in Reden ſeyn, die man aus dem Stegreife hält, dergleichen die Prediger oder Advocaten thun, die ſich nicht zwingen, ſelbige aufzuſetzen, und ſie auswendig zu lernen, ſo iſt es doch wahr, daß die meiſten unter ihnen wirklich beſſer reden, als ſie ſchreiben; und daß ihre Reden, welche ſie nicht aufgeſetzet, und nur nach einer allgemeinen Vorbereitung gehalten, weit beſſer ſind, als die, daran ſie lange Zeit, und ſehr fleißig gearbeitet haben.

Dieſer Unterſchied kann nirgends anders herkommen, als von den verſchiedenen Beſchaffenheiten, darinnen ſich eben der Menſch in ſeiner Studierſtube, in Geſellſchaft, und wenn er öffentlich erſcheinet, befindet. Wenn einige bey dem Anblicke einiger Leute, die ſie hören, und noch mehr bey dem Anblicke einer zahlreichen Verſammlung erſchrecken und verſtummen: ſo giebt es hingegen andere, bey welchen dieſes alles eine ganz andere Wirkung hervor bringt. Da ſie in ihrer Studierſtube kalt und ſchläfrig ſind, ſo werden ſie in der Geſellſchaft, und ſonderlich in öffentlichen Reden hitzig und munter. Sie werden von ihren Zuhörern erweckt. Dieſe Hitze der Einbildungskraft giebt ihrer Stimme und den Gebehrden eine Stärke,

und eine Lebhaftigkeit, welche die Bewegung der Lebensgeiſter noch mehr verdoppelt. Die Bewegungen des Leibes werden mit der Bewegung der Seelen verbunden, von welcher ſie verurſachet worden ſind; ſie gerathen in eine Art der Trunkenheit; alsdenn ſtellen ſich ihnen dieſe glücklichen Einfälle, dieſe kräftigen Worte, dieſe lebhaften und natürlichen Einrichtungen ihrer Gedanken in Menge vor, die man ein andermal vergebens ſuchen würde, wenn man nicht mehr in der Beſchaffenheit der Seelen iſt, durch welche ſie hervor gebracht worden.

Dahero kömmt es, daß die rechte und große Beredſamkeit, die Beredſamkeit, welche überredet, welche angreift, welche in Bewegung ſetzet, ſich nicht leicht in den Büchern findet. Ich will nicht nur ſagen, daß ein Buch, wenn man es lieſt, niemals ſo viel Eindruck haben wird, als eine Rede, die man hält, weil ein groſſer Theil der Beredſamkeit in dem äuſſerlichen Vortrage beſtehet. Ich ſage noch mehr, daß die Beredſamkeit der Gedanken und der Worte niemals in einer Rede, die mit Bequemlichkeit verfertiget worden, ſo hoch ſteigen wird, als in einer Rede, die ein von Natur beredter Mann, ohne langes Nachdenken hält.

Die größten Redner, welche in den vergangenen Zeiten zum Vorſcheine gekommen ſind, mögen vielleicht nicht diejenigen ſeyn, von welchen wir Schriften haben; und wenn ich den Cicero und Demoſthenes für die beredteſten Männer ihrer Zeit halte, ſo urtheile ich davon nicht ſo wohl nach ihren Reden, als vielmehr nach dem Zeugniſſe derjenigen, die mit ihnen zu gleicher Zeit gelebet haben. Außer dem darf man auch nicht glauben, daß ſie alle

dieſe

dieſe Reden, welche wir unter ihren Namen heute zu tage nachleſen, Wort von Wort hergeſagt haben.

Unter den Rednern, welche ihre Reden aufgeſchrieben haben, ſind diejenigen Reden nicht eben die beredtſten, welche ſie am meiſten ausgearbeitet; man ſiehet an dieſen wohl, daß ſie alle richtiger, ordentlicher und feiner abgefaſſet ſind. Man findet aber bey den andern mehr Stärke, und mehrere von den groſſen Gemüthsbewegungen, welche die rechte Art der wahren Beredſamkeit ausmachen. Es iſt alſo nichts ſonderbares, wenn man ſagt, daß es leichter ſey, im Reden als im Schreiben beredt zu ſeyn. Es iſt eine Meynung, welches ſo gar die geſchickteſten Redner aus ihrer eigenen Erfahrung behauptet haben.

Ich habe einen gewiſſen Mann gekannt, welcher niemals etwas ſchrieb, wenn er nicht vorhero vielmals mit ſeinen Freunden über die Materie geſprochen hatte, die er ausführen wollte, und dieſes nicht etwan Gedanken zu betteln, ſondern zu machen, daß ſie durch die Erhitzung der Einbildungskraft entſtehen möchten; in welche er bey dem Reden geſetzt ward. Er ſagte, durch dieſe Beyhülfe hätte er in einem Augenblicke gefunden, was ihm in ſeiner Studierſtube ganze Tage würde gekoſtet haben, und vielleicht hätte er es gar nicht finden können. Ich rede, fuhr er weiter fort, mit meinem Diener, wenn kein beſſerer Zuhörer da iſt. Diß erwecket allzeit mehr, als wenn man alleine nachdenkt.

XII.

Ich habe noch eine andere Urſache anzuführen, welche ich zu erklären verſuchen will, die in der That nicht ſo allgemein iſt, als die erſte, die ich aber doch für eben ſo gründlich halte.

Es giebt, ſo zu reden, einen Geſchmack des natürlichen Triebes, und einen Geſchmack der Ueberlegung. Einige haben nur die erſte Art des Geſchmacks; eine fertige und geſchwinde Empfindung des Guten, die von keinem Vernunftſchluſſe entſtehet. Der erſte Eindruck, welchen ſie bekommen, iſt der ſicherſte; wenn ſie bey demſelben nachdenken, und das Urtheil, welches ſie in einer guten Folgerung gefället haben, unterſuchen, ſo verwirren ſie ſich, und wiſſen nicht, woran ſie ſich halten ſollen, und hören oft mit einem ſchlechten Urtheile auf, und dieſes begegnet ihnen, wenn ſie ſchreiben. Die Zeit, welche ſie haben, ihre Gedanken zu prüfen, dienet ihnen nur darzu, daß ſie eine ſchlechte Wahl anſtellen. Währender Zeit aber, da ihr Urtheil ſich verirrt, erkaltet auch die Einbildungskraft; die Unterſuchung löſchet alle ihr Feuer aus, und es bleibet weder Licht noch Hitze übrig.

XIII.

Endlich giebt es auch lebhafte Geiſter, die zu einer einſamen Arbeit, wegen der Zerſtreuung, welche ſie in Menge belagern, ſo bald ſie ſich ihnen ſelbſt überlaſſen haben, bey nahe unfähig ſind. Ihre herumſchweifende Einbildungskraft verirret ſich aus einem Gedanken in den andern. Da ſie wegen ihrer Lebhaftigkeit zu dem ſtärkſten Eindrucke fähig ſind, ſo fehlet ihnen nur das Vermögen, ihn feſte zu machen. Und das iſt ein Werk des Umganges, und des öffentlichen Vortrags. Der Anblick, die Geſpräche derjenigen, die mit ihnen reden, und welchen ſie zu antworten verbunden ſind, die Aufmerkſamkeit und die Blicke einer zahlreichen Verſammlung, die ihnen zuhöret, ſie beurtheilet, und welcher ſie gefallen wollen, alles dieſes hält ihre Leichtſinnigkeit an, und heftet ſie an

den gegenwärtigen Gegenſtand, rufft ſie wieder dahin zurücke, wenn ſie ſich ein wenig davon entfernet haben, und bringt endlich Zuſammenhang und Ordnung in ihre Gedanken.

XIV.

Ein gewiſſer Mann ſagte, ich glaube, ich würde ſchöne Bücher ſchreiben, woferne ich mich alles deſſen wieder erinnern könnte, was ich in der Geſellſchaft geſagt hatte, wenn ich wieder nach Hauſe gekommen. Man beſchuldigte ihn deswegen eines groſſen Hochmuths; allein wenn er geſagt hätte, weil ich nach jedermanns Geſtändniſſe wohl rede, ſo glaube ich, ich würde auch wohl ſchreiben, wenn ich ſchreiben wollte; ſo würde dieſe Rede ohne Zweifel nicht ſo widrig geweſen ſeyn, wie die erſte, und man würde zum wenigſten einen Schein der Wahrheit darinnen gefunden haben. Man giebt zu, daß ein Menſch, welcher in den Geſprächen viel Verſtand zeiget, ſich für tüchtig hält, etwas gutes zu ſchreiben. Man kann es aber nicht vertragen, daß er ſich zu denken unterſtehet, dasjenige, was er augenblicks und ohne Vorbereitung ſaget, verdiente gedruckt zu werden, und man könnte es mit Vergnügen leſen. Unterdeſſen giebt es viel Leute, welche ſich ſehr betrügen würden, wenn ſie das erſte Urtheil von ſich ſelbſt fällten, und die berechtiget ſeyn würden, das zweyte zu fällen; ſie können glauben, daß ſie wohl ſchrieben, wenn ſie ſo wohl ſchrieben, als ſie reden: aber ſie können ſich nicht ohne eine ſehr übel gegründete Einbildung für tüchtig darzu halten.

Damit man aber wiſſe, worauf man eigentlich ſehen ſoll, und damit ich in dem Stande ſeyn möge, von gewiſſen Leuten unter meinen Bekannten, die Verſtand ha-

haben, richtig zu urtheilen, welche ſo fertig reden, und nichts deſtoweniger mit vieler Beredſamkeit und Richtigkeit zu reden ſcheinen, ſo wollte ich wohl, daß man die Kunſt wieder finden könnte, die man verlohren, mit Zeichen ſo geſchwinde zu ſchreiben, als man redet. Wenn die Herren von . . . . . mich beſuchen würden, ſo wollte ich einen meiner Schreiber ſolcher Zeichen hinter die Tapeten verſtecken; ich wollte mich bemühen, ihren Verſtand in Bewegung zu ſetzen, und ſie ſo weit zu bringen ſuchen, daß ſie von demjenigen reden müßten, was ſie am beſten verſtünden. Vielleicht würde ich, wie ich ſchon geſagt habe, wenn ich alsdenn läſe, was mein Schreiber würde aufgeſetzt haben, und welches mir ſo viel Vergnügen machte, zuzuhören, ganz anders urtheilen. Vielleicht aber würde ich es auch allemal für ſchön halten. Wenn ich dieſe ſinnreichen und gelehrten Geſpräche drucken lieſſe: ſo würde ich der Welt etwas mittheilen, welches, ohne daß es demjenigen ſchwer geworden wäre, die davon Urheber ſind, weit beſſer ſeyn würde, als eine unzählige Menge Schriften, die man bey müßigen Stunden ſehr fleißig ausgearbeitet hat. Ja vielleicht würde dieſes Buch, welches ſonſt nichts in ſich hielte, als was dieſe Herren ohne Vorbereitung, und faſt ſpielend geſagt haben, weit beſſer ſeyn, als alles, was ſie ſelbſt in ihrer Studierſtube, mit vieler Zeit und Mühe hätten aufſetzen können.

Von

Von denen zur Geſellſchaft nöthigen Eigenſchaften.

Es giebt gewiſſe Leute, welche eine kalte, ſchwere Einbildungskraft, bey einem groſſen Pfunde des Verſtandes, wie auch etwas hartes und trocknes in ihren Arten und Geſprächen, und doch ein ſehr gutes Herz haben. Man findet in ihrem Umgange nicht viel angenehmes, ſo viel gute Eigenſchaften ſie auch ſonſt haben; man ſchätzet ſie hoch, aber man liebet ſie wenig. Was iſt aber ein Umgang, wenn man nur Hochachtung und keine Freundſchaft hat? Zur Annehmlichkeit der Geſellſchaft gehört ein gutes Herz, das ſich durch freundliche und liebkoſende Arten, leutſelige Geſpräche, und ich weis nicht, durch was für etwas ſchmeichelndes und einſchleichendes offenbaret, und uns zuweilen bey artigen, wohlgeſitteten Leuten, welche ſich dieſes durch die Kunſt geſchafft haben, auf eine angenehme Weiſe betrügt. Ueber dieſes gehöret ein guter Verſtand darzu, welcher durch eine gemäßigte Hitze erweckt wird, und der Geſellſchaft diejenige Lebhaftigkeit verſchaffen und ſie in derſelben ausbreiten kann, davon ſie recht angenehm wird. Die Trockenheit hat das Anſehn einer gewiſſen Strenge, die Kaltſinnigkeit hat das Anſehn der Tummheit.

Leute, die keinen ſonderbaren Witz haben, in der That aber gut ſind, gleichen den Bäumen, die vortreffliche Früchte bringen, aber nichts angenehmes für das Geſichte haben. Sie gehören in den Küchengarten; einen andern Garten würden ſie überaus ſehr verſtellen, und diejenigen, die in

der That Verſtand haben, aber einen ſehr langſamen und trocknen Verſtand, welche mit Mühe erweckt werden, aber in ihrer Hitze ein groſſes Aufſehen machen, gleichen demjenigen Räuchwercke, welches ſeinen Geruch erſt ausbreitet, wenn es angezündet wird.

Von der Prüfung ſinnreicher Schriften.

I.

Da ſich der Geſchmack ohne die natürliche Geſchicklichkeit finden kann, oder vielmehr die Gabe zu urtheilen, ohne etwas ſelbſt machen zu können: ſo iſt es gewiß, daß man die Fehler einer Schrift erkennen kann, und daß man ſo gar das Recht hat, davon zu reden, und ſie anzugeben, ohne daß man fähig iſt, es beſſer zu machen. Man hat auch die Antwort des Menſchenfeindes bey dem Moliere ſehr gebilliget, welche er einem Poeten gab, deſſen Verſe er getadelt, und der zu ihm geſagt hatte, er ſollte es beſſer machen.

Ich könnte ſo, wie ihr, im Dichten mich verſteigen,
Doch nehm ich mich in acht, es vor der Welt zu zeigen.

Man kann alſo, ich ſag es noch einmal, man kann ein Werk beurtheilen, und doch nicht fähig ſeyn, es beſſer zu machen. Man kann ſo gar die vortrefflichſten Werke beurtheilen, weil keines ſchlechterdinges ohne Fehler iſt; alsdenn aber muß die Beurtheilung nicht nur ſehr beſcheiden und ſanftmüthig ſeyn, (ſie iſt unter keiner andern Bedingung erlaubt,) ſondern auch mit einer gewiſſen

Ehrer=

Ehrerbiethung für den Verfaſſer geſchehen, mit welchem wir zu thun haben; weil man in ihm noch gröſſere Eigenſchaften erkennen ſoll, als diejenigen ſind, welche uns das Recht geben, ihn zu beurtheilen. Ein guter Criticus iſt in ſeiner Art ſehr hoch zu ſchätzen, aber ein Mann, der von Natur Geſchicklichkeit hat, gehört zu den groſſen Geiſtern.

Viele unter denen, welche von anderer Leute Schriften wohl urtheilen, und doch niemals ſelbſt etwas geſchrieben haben, laſſen ſich gewiſſer maßen, durch ihre Einſicht und guten Geſchmack betrügen. Weil ſie die Fehler einer Schrift wahrnehmen, ſo bilden ſie ſich ein, ſie würden dieſelbe vermieden haben. Das gewiſſe Gute, das ſie beſitzen, verführet ſie bey demjenigen, was ſie nicht haben; und ſie ſchlieſſen, wo ich ſo reden kann, vom gut urtheilen auf das gut machen; ein Schluß, welcher auf alle Arten falſch iſt.

Denn erſtlich iſt es nicht allzeit wahr, daß ſie die Fehler vermieden hätten, die ſie in eines andern Schriften wahrnehmen; vielleicht würden ſie dieſelben in ihrer eigenen nicht eingeſehen haben. Wir unterſuchen anderer Leute Schriften, mit dem heimlichen Verlangen, Fehler darinnen zu finden; dieſe Bosheit machet unſere Augen helle, und hilft uns die Fehler merken: zum wenigſten unterſuchen wir ſie ohne Unterſcheid, indem wir ſie mit den Regeln und guten Schriften von eben der Art vergleichen. Der Geſchmack urtheilet, ſo zu reden, alleine in uns. Was aber bey uns von unſerm eignen Werke urtheilet, das iſt der durch Eigenliebe in uns verführte und verblendete Geſchmack. Auf dieſe Weiſe iſt es ſehr natürlich und ſehr leicht, daß ein Fehler in eines andern Schrift, der uns ſo

gleich in die Augen gefallen wäre, uns bey dem unſrigen entgeht, und ſo gar für eine Schönheit angeſehen wird.

Ich gieng einſtens mit einem jungen Bücherſchreiber, welcher ein Stücke von ſeiner Arbeit einem andern ſehr berühmten Schriftſteller verleſen wollte. Dieſer zeigte mir überaus wohl die Fehler der Schrift, welche man ihm vorlas. Ich bewunderte die Richtigkeit in ſeinem Urtheilen. Wiewohl kann er ſich auf ſeinen Geſchmack verlaſſen, ſagte ich bey mir ſelbſt! wie fein iſt doch ſeine Empfindung, wie gut verſteht er doch die Regeln! hierauf las er uns auch etwas von ſeiner Arbeit vor. Mitten unter den gröſten Schönheiten fand ich mit Erſtaunen, viel wichtige Fehler, und der Ausgang hat mich ſeit dem gelehrt, daß ich mich nicht betrogen. Die Stellen, die mir anſtößig waren, wurden ſehr harte getadelt, ſo bald ſein Werck zum Vorſcheine kam. Ich nahm mir die Freyheit, ihm meine Meynung zu ſagen; er antwortete mir darauf mit vieler Höflichkeit und Sanftmuth: wir konnten aber niemals einig darüber werden. Es geſchahe nicht aus einer böſen Meynung; ich ſah es wohl, daß er aufrichtig mit mir redete. Ich verdiente es in der That nicht, daß er meiner Meynung viel nachgäbe. Alleine das Urtheil, welches die Welt davon fällete, und die Gründe der Tadeler konnten ihn doch nicht zur Erkenntniß bringen; ſo ſehr ſcharfſinnig und aufgeklärt er mir bey dem Werke meines Freundes zu ſeyn ſchien, ſo blind kam er mir bey ſeinem eigenen vor; und ich gieng von ihm voller Verwunderung, über dieſe Vermiſchung des Lichtes und der Finſterniß, die mir ſo wunderbar vorkam. Ich habe nach der Zeit viel hundert dergleichen Exempel geſehen, und wundere mich nicht mehr.

Zum andern, wenn es auch wahr wäre, daß wir die Fehler, die wir in andrer Leute Schriften bemerken, vermieden hätten: ſo folgt daraus noch gar nicht, daß es uns in allen beſſer von ſtatten gegangen wäre, weil wir eines Theils vielleicht in andere Fehler, und darzu weit gröſſere würden gefallen ſeyn, und andern Theils, in unſere Schrift vielleicht nicht ſo vieles ſchönes geſetzt hätten, als wir in derjenigen finden, die wir tadeln. Eben diejenige Einrichtung des Verſtandes, welche uns von gewiſſen Fehlern entfernet, lenket uns auf andere, und führet uns von gewiſſen Schönheiten ab.

Wenn aber auch zum dritten, ein Menſch fähig wäre, nicht nur die Fehler einer Schrift anzumerken, ſondern ſie auch zu verbeſſern, und an ihrer Stelle was ſchönes zu ſetzen, und ſo gar zu den Schönheiten des Verfaſſers noch andere hinzu zu fügen: ſo ſollte er ſich doch keines Vorzugs über ihm anmaſſen. Er kann zu allem dieſen fähig ſeyn, ohne es darzu zu ſeyn, daß er dieſes Werk gemacht hätte, wie man es ihm gebracht hat. Vielleicht hätte er weder den Entwurf darzu machen, noch die Theile zuſammen ſtellen, noch die erſten Schönheiten erdenken können, welche ihn auf diejenigen gebracht, die er darzu geſetzt hat.

Ein ſolcher, der ein Werk ſehr gut verbeſſert, würde niemals eines machen, welches werth wäre, daß man es verbeſſerte.

II.

Ein Bücherſchreiber würde glücklich ſeyn, wenn er nur von Kunſtverwandten beurtheilet würde, und dieſe auch nach ihrer wahren Einſicht urtheilten. Denn man darf nicht glauben, daß ſie allzeit dasjenige von einem

Werke gedenken, was ſie davon ſagen. Die Eiferſucht macht, daß ſie von denjenigen oft auf die verächtlichſte Weiſe reden, welches ſie doch in der That ſehr hoch halten. Sie würden weit gefälliger, als diejenigen ſeyn, welche nicht ſchreiben, wenn ſie nur aufrichtig wären. Zuweilen verblendet ſie auch der Neid durch den Haß, den er ihnen eingiebt, bey dem Verdienſte ihrer Mitbuhler, daß er ſo gar macht, daß ſie unter einer aufrichtigen Art viel böſes ſagen; eine auf gewiſſe Weiſe viel ſchändlichere Aufrichtigkeit, als die Lügen, weil ſie weit mehr Parteilichkeit voraus ſetzt.

III.

Die mittelmäßigen Bücherſchreiber ſind unter den Bücherſchreibern etwas gemeines; aber Leute, welche fähig ſind, mittelmäßige Bücherſchreiber zu ſeyn, ſind unter den Menſchen etwas ſehr ſeltenes, ich ſage ſo gar unter denjenigen, welche thun, als ob ſie viel Verſtand und Gelehrſamkeit beſäſſen.

Ein gewiſſer Menſch zeiget in ſeinen Büchern einen mittelmäßigen Verſtand, wenn man ihn mit den Schriftſtellern des erſten Ranges vergleicht; er iſt aber oft ein Menſch von vielem Verſtande, wenn man ihn mit den meiſten Leuten vergleichet, die ihn mit ſo viel Hochmuth und Schärfe beurtheilen.

Ich möchte gerne zu dergleichen hoffärtigen Richtern ſagen: bedenket doch, meine Herren, was ihr euch durch euer verächtliches Tadeln, durch gering ſchätzige Gebehrden, und richterliche Ausſprüche ſelbſt für Schaden bringt: diejenigen, welche ihr ſo tief herunter ſetzet, gelten tauſendmal mehr, als ihr ſelbſt; wer ſeyd ihr denn, und in welche Reihe ſoll man euch ſtellen?

Damit

Damit euer Geſchmack gut werde, und ihr euch darauf verlaſſen könnt, ſo lernet die Regel: Leſet vortreffliche Muſter, höret Leuten zu, die Verſtand haben, gebet auf die Gründe Achtung, womit ſie ihr Urtheil unterſtützen. Damit ihr aber zu der Beſcheidenheit deſto mehr angewöhnet werden möget, die weit ſchätzbarer iſt, als die ſcharfſinnigſte Einſicht, ſo unterſuchet euch, und erkennet euch ſelbſt; alsdenn wird euer Tadeln ſo wohl ſanfte, als vernünftig ſeyn. Die Empfindung eurer Schwachheit wird machen, daß ihr die Fehler, welche ihr in den Schriften finden werdet, nicht ſo ſtark merket. Dadurch werdet ihr ſie mit mehrerm Vergnügen leſen. Eure hochmüthige Zärtlichkeit dienet nur zur Verringerung eures Vergnügens, ohne euch Ehre zu bringen. Ein Menſch, welchem nichts gefallen kann, iſt ſo wohl zu beklagen, als zu verachten. Höret alſo auf, die Schriften und ihre Verfaſſer zu läſtern, wie ihr es zu thun pflegt. Fangt doch an, die Wirkungen eures ungerechten Ekels zu unterdrücken; ich will ſagen, dieſe harten und groben Redensarten: dieſes iſt ein recht ſchlechtes Buch, das iſt ein erbärmliches Stück, und andere dergleichen mehr, welche ſo gar denjenigen, die es nicht betrifft, unerträglich fallen können. Haltet mehr an euch zu tadeln, als zu loben, damit es ſcheinen möge, ihr tadelt nur mit Widerwillen; und zu dem Ende bedienet euch ſolcher Worte, die allzeit geringer ſind, als eure Gedanken, ſchwächer als euer Eindruck. Die ſittſame Mäßigung wird ſich alsbald aus euren Geſprächen in euren Meynungen einſchleichen. Uebrigens habe ich euch nichts mehr vorzuſchreiben, wenn ihr euch von dem Betruge der Eigenliebe losmachen könnt. Ich ſage es noch einmal, erkennet, wer ihr ſeyd, empfindet eure

Schwäche, ſo werdet ihr nicht mehr ſo eigenſinnig, auch nicht ſo ſcharf ſeyn. Ihr müſſet euch aber auch vor der allzugroßen Gefälligkeit und Nachſicht in Acht nehmen; denn dahin führet uns natürlicher Weiſe die richtige Abbildung, die man ſich von ſich ſelbſt machet.

IV.

Vielleicht wird man ſagen, die Bücherſchreiber ſind bey dem Beurtheilen allzu empfindlich. Allein man ſollte mehr Urſache haben, ſich zu verwundern, daß ſie es ſo wenig ſind, und daß ſich eine ſo groſſe Anzahl Schriftſteller nicht ſcheuet, ihre Arbeit an den Tag zu geben, und ſich der Prüfung einer Menge eigenſinniger Leute zu unterwerfen, die größten Theils aus ſolchen beſtehet, die nicht ſonderlich aufgekläret, aber doch ſo geſchwinde zu urtheilen, und in ihren Urtheilen ſo entſcheidend ſind, als ob ſie ganz gewiß wären, ſie könnten ſich nicht betrügen.

Dieſe Menge urtheilet in der That noch ziemlich von den Schriften, die mit Verſtand geſchrieben ſind, wenn es überhaupt geſchieht; Stück weiſe aber urtheilet ſie ſehr ſchlecht davon, und indem die meiſten einſtimmig ſagen, daß eine Schrift überhaupt gut ſey, ſo ſtimmen ſie ſehr ofte in dem Urtheilen, welches ein jeder über die unterſchiedenen Theile dieſer Schrift, über dieſe oder jene Stelle, und jede Stelle ins beſondere fället, nicht überein. Man kann dahero nicht ſagen, daß ſich jeder Bücherſchreiber ſchmeichele, der Prüfung zu entgehen, und daß ihm dieſes beherzt mache, etwas drucken zu laſſen. Es ſind ihrer viele hierzu nicht blind genug, ſo ſehr man wohl glaubt, daß ſie von ſich ſelber eingenommen ſind;

ſie

ſie wiſſen dieſe Mannigfaltigkeit der Urtheile, von welcher ich geredet habe, gar wohl.

Wenn man nun etwas drucken läßt, ſo iſts doch ungewiß, ob man damit fortkommen, und ob man die meiſten Stimmen erhalten werde. Das iſt aber gewiß, daß man ſie nicht alle bekommen wird. Man hat Bücher, die von jedermann verachtet, oder doch vergeſſen werden; man hat aber keine, welche von jedermann gebilliget werden, zum wenigſten nicht zu der Zeit, wenn ſie an den Tag kommen, und ſo lange als ſie noch neu ſind; gemeiniglich geſchiehet es erſt nach dem Tode der Verfaſſer, daß man ihren Schriften ein völliges Recht wiederfahren läßt, und ſie nach dem wahren Werthe ſchätzet. Die beſten Schriften ſind zu aller Zeit auf eine ſolche Art angegriffen, wodurch ihr Verfaſſer ſehr gedemüthiget worden. Hat Racine wohl ein Trauerſpiel an den Tag gegeben, worüber man nicht eine Unterſuchung hat drucken laſſen, worinnen man es nicht in die Reihe der mittelmäßigen Stücke geſetzt, und geſchloſſen, daß der Verfaſſer dem Boyer und Pradon beygeſellet werden müßte *? Ein Bücherſchreiber, welcher etwas heraus giebt, mag alſo noch ſo ſehr überzeugt ſeyn, daß dieſes Werck werde gelobet und hochgeſchätzet werden, ſo iſt er es doch weit mehr, daß man es tadeln und durchhecheln werde; woraus denn folget, daß ihm das Tadeln nicht ſo beſchwerlich ſeyn muß, als ihm das Lob Vergnügen bringen kann.

Uebrigens iſt dieſe Art der Empfindung ſehr vernünftig. Das Lob bringet an ſich ſelbſten weit mehr Ruhm, als das Tadeln demüthigen kan; und eine Schrift, von wel-

* S. Critiſche Betrachtungen über die Poeſie und Mahlerey des Abts du Bos.

welcher man ohngefehr ſo viel gutes als böſes ſagen kann, bringt denjenigen, welcher ſie gemacht hat, allzeit Ehre. Ohne dieſe Beſchaffenheit der Bücherſchreiber in Abſehen auf die unterſchiedlichen Urtheile, die man von ihren Schriften fällen kann, würde niemals eine zum Vorſcheine kommen.

Unterdeſſen iſts doch wahr, daß dieſe Furcht vor dem Tadeln, und ſonderlich vor dem boshaften, ſpöttiſchen und verächtlichen Tadeln bey einigen Perſonen einen ziemlichen Eindruck hat, ſie vom Schreiben, oder zum wenigſten vom drucken laſſen, abzuhalten. Wenn dieſe Furcht nur Leute ohne Verſtand, oder nur von einem mittelmäßigen Verſtande, von der Laufbahn der Bücherſchreiber abwendete, ſo wäre dieſes was recht ſehr gutes; denn man muß geſtehen, daß die Menge der ſchlechten Bücher ein großes Uebel iſt. Gemeiniglich aber werden die beſten Köpfe von dieſer Furcht am meiſten gerühret, weil ſie ſo wohl viel von dieſer Beſcheidenheit, welche macht, daß man ſich ſelbſt, und ſeiner Arbeit, nicht viel zutrauet, als auch viel von dieſem edlen Stolze haben, der bey dem Lächerlichen empfindlich macht, das man auch bey den beſten Dingen anbringen kann. Daher kömmts, daß ſo viel gute Geſchicklichkeiten begraben, und zum allgemeinen Beſten unbrauchbar ſind.

Vielleicht wird man auch ſagen, ein Verfaſſer dürfte nicht durch eine ſchlechte Prüfung gedemüthiget werden. Man darf aber nicht glauben, als ob nur einfältige Leute auf eine gute Schrift loszögen; man darf nicht glauben, daß wider eine gute Schrift nur ſchlechte Unterſuchungen ans Licht kämen, das iſt, dumme und einfältige Unterſuchungen; wir wollen nur noch einmal hören, was

der

der Abt du Bos ſaget; eine Bande, welche aus vielen andern beſtund, in welche Leute getreten, die ſo wohl wegen ihres Verſtandes, als des Standes, darinnen ſie ſich in der Welt befanden, anſehnlich waren, war eins geworden, die Phädra des Pradons zu erheben, und des Racine ſeine zu erniedrigen, die Verſchwörung des Marquis von Bedmar wider die Republik Venedig war nicht mit mehr Liſt angeſponnen, noch mit mehrerem Eifer fort geführet worden. Ich geſtehe ganz gerne mit dem ſcharfſinnigen Verfaſſer, welchen ich angeführet habe, daß dieſe berühmte Verbindung das Volk nicht hat verhindern können, die Phädra des Racine auch nach der vierten Vorſtellung zu bewundern, und dieſes wird allzeit das Schickſal der guten Schriften ſeyn. Der gute Erfolg iſt allezeit nur aufgeſchoben; währender Zeit aber, als man auf ihn wartet, und ſo gar bey dem guten Erfolge ſelber, ſind die leichtfertigſten und luſtigſten Sinnſchriften zum Vorſcheine gekommen. Wie viel höchſt unbillige, und doch überaus ſinnreiche Spöttereyen hat man darüber angeſtellt! wie viel ſehr unbillige und doch in Anſehung derjenigen, die ſie gemacht haben, ſehr aufrichtige Tadelſchriften hat man davon geſehen. Und das kränket eben einen Verfaſſer am allermeiſten, wenn er ſehen muß, daß einige von denjenigen, deren Beyfall er am meiſten ſuchet, ihm nicht gewogner ſind, und ſich hingegen wider ihn mit ſeinen Feinden vereinigen, ohne daß er von ihnen den Verdacht einer Leichtfertigkeit und Bosheit haben kann. Wir können gar nicht zweifeln, er fühlt die Streiche, welche man ihm giebt, zu der Zeit am heftigſten, da er thut, als wenn er dabey ganz unempfindlich wäre, und ſich wohl halten könne. Mitten in ſeinem Ruhme iſt er dadurch gede-

gedemüthiget worden, und ein heimlicher Verdruß vergället ihm die Freude, welche der glückliche Erfolg ſeiner Schrift verurſachet. Ich habe verſtändige Leute geſehen, die ſich verwunderten, nachdem ſie einige von dieſen Tadel- und Sinnſchriften geleſen hatten, daß es Leute gäbe, die ſo wenig empfindlich wären, daß ſie ſich dergleichen Schmähungen noch ausſetzten. Zum wenigſten ſprechen ſie ſo: Es wäre denjenigen, welche die Macht in der Hand haben, was leichtes, die Bekanntmachung ſolcher Schmähſchriften und ſatiriſchen Verſe zu hindern, und ſie ſollten dergleichen Unterſuchung nur erlauben, in ſo weit ſie für das gemeine Beſte nützlich ſeyn kann, dem Verfaſſer aber nicht zum Schimpfe gereichet. Können ſie aber dadurch hindern, was man davon redet? können ſie der allzu großen Freyheit im Urtheilen einen Zaum anlegen? können ſie die Leſer des angemaßten Rechtes berauben, von einer Schrift, welche durch den Druck gemein gemacht worden, zu ſagen, was ihnen gefällt? Sie würden es vergeblich unternehmen; ſo weit erſtreckt ſich ihre Macht nicht. Alles, was man dahero thun kann, iſt, daß man dergleichen unbarmherzigen Tadlern vorſtelle, welche nur deswegen die Bücher zu leſen ſcheinen, daß ſie Fehler darinnen finden möchten, und welche nach der Art, womit ſie von jedem neuen Werke ſprechen, diejenigen, welche ihnen zum erſten male zuhören, auf die Gedanken bringen, ſie müßten wider den Verfaſſer eine beſondere Feindſchaft hegen; alles dieſes, was man thun kann, ſage ich, iſt, daß man ihnen nicht nur die Unbilligkeit ihrer Aufführung, ſondern auch das Unrecht, welches ſie ſich ſelbſt thun, vorſtelle, und das Gute, deſſen ſie ſich berauben, indem ſie vortreffliche Leute von der Arbeit, oder zum wenigſten

von der Herausgabe ihrer Schriften abwendig machen. Es iſt aber gewiß, daß dieſer Rath die Welt nicht anders machen wird. Der Hochmuh und die Bosheit des menſchlichen Herzens wird machen, daß er in Anſehung der größten Anzahl allezeit vergebens ſeyn wird.

V.

Wie! ſagte jemand in einer Geſellſchaft, wo man einige Stellen aus einer Schrift geleſen hatte, darinnen viele Schönheiten und viele Fehler mit einander vermiſchet waren; wie hat ein Menſch, der ſo viel Verſtand beſitzt, als der von . . . . . ſo ſchlechte Sachen in ſein Buch ſetzen und darinnen ſtehen laſſen können? ich begreife das ganz und gar nicht. Verfertiget ihr nur ſelbſten etwas, antwortete einer von denen, die ihm zuhörten, ihr werdet zu einer dergleichen Frage Anlaß geben, und vielleicht werdet ihr dadurch die Auflöſung eurer Aufgabe finden.

VI.

Das Beurtheilen iſt was leichtes, das Beurtheilen iſt was verhaßtes, und dieſes aus einerley Grunde, weil man es gemeiniglich thut, die Fehler kenntlich zu machen. Wenn man in den Anmerkungen über ein theatraliſches Stück, welches vielen Beyfall erhalten hat, über ein Buch, welches man mit vielen Vergnügen geleſen, ſo billig wäre, die Schönheiten darinnen zu bemerken, und ſo geſchickt, ſie recht kenntbar zu machen. Wenn man ſich vielmehr vorſetzte, der Verfaſſer und der Leſer Verſtand aufzuklären, als andere, auf andere Unkoſten zu ergötzen, mit einem Wort, wenn das Beurtheilen eine vernünftige Unterſuchung wäre, ſo wohl das Gute, als das Böſe

bekannt zu machen, ſo ſchickte ſich die Art zu ſchreiben für die wackerſten Leute, und würde für die beſten Köpfe nicht zu niedrig ſeyn.

Wenn ich es recht ſagen ſoll, wie ich es meyne, man kann zuweilen den Grundſatz, daß das Tadeln etwas leichtes ſey, wider die Verfaſſer gebrauchen. Man kann ihnen ſagen, es bringe weniger Ruhm, gewiſſe Fehler angemerkt zu haben, aber mehr Schande, ſie begangen zu haben.

VII.

Wenn man ſonſten zu ſagen pfleget, daß die Nachkommen ein billiges Urtheil über die Schriften, und über die Verfaſſer ſprechen müſſen, ſo will man nicht von einer weit entfernten Nachkommenſchaft reden; ſonſten wäre der Satz nicht wahr. Wir ſind zu nahe bey den Verfaſſern, mit welchen wir zugleich leben, wir ſind zu weit von den Verfaſſern, die viele Jahrhundert vor uns gelebet haben, recht davon zu urtheilen. Wir laſſen denjenigen, welche mit uns zugleich leben, nicht völlig Recht wiederfahren, und wir führen uns zu gütig auf gegen die Alten. So lange ein Verfaſſer noch lebet, ſetzet man ſich im Tadeln nicht die geringſten Schranken; er hat aber auch ſeine Bewunderer, welche ihn durch ihre ausſchweifenden Lobſprüche bis in den Himmel erheben. Nach ſeinem Tode beruhiget ſich ſo wohl das Tadeln, als das Loben; auf beyden Seiten kömmt man in das rechte Mittel. Allein die Leute bleiben nicht lange dabey, die Hochachtung wächſt unvermerkt, und das Lob hat Ueberwucht. Die Nachkommen ſehen denjenigen für einen göttlichen Mann an, welchem diejenigen, ſo zugleich mit ihm lebten, den Namen eines großen Mannes ſtreitig gemacht haben. Wenn

man alſo die Erfahrung zu Rathe ziehen will, ſo kann man ſagen, die guten Schriften bekommen gemeiniglich ihren rechten Werth zu der Zeit, welche auf die unmittelbare folget, in welcher die Verfaſſer dieſer Schriften gelebt haben. Die folgenden Zeiten urtheilen nicht ſo wohl davon, weil ſie allzu gütig davon urtheilen; der Ruhm guter Schriften wird allezeit gröſſer; allein dieſes iſt vielleicht weniger die Probe des Werthes derjenigen Schriften, als eine Wirkung der Neigung, ſo die meiſten Menſchen haben, das Alterthum zu bewundern. Es iſt natürlich, daß die Hochachtung für eine gute Schrift wächſt, bis ſie von einer andern, von eben der Art, übertroffen worden. Ein jeder Tag, welcher vergeht, ohne, daß ein gleiches oder beſſeres Werk zum Vorſcheine kömmt, als dasjenige, welches in einer allgemeinen Hochachtung ſteht, muß es in dieſem Beſitze beſtätigen, weil dieſes die Seltenheit der Geſchicklichkeit, ſo dieſe Schrift in demjenigen, welcher ſie verfertiget hat, voraus ſetzet, je mehr und mehr bekräftiget. Es iſt aber natürlich, daß wir unſere Hochachtung für die Geſchicklichkeiten, und für die Schriften darnach meſſen, je ſeltner eines von beyden iſt. Es iſt auch vernünftig, daß wir uns nicht übereilen, ein neues Werk, ſo ſchön es uns auch vorkommen möchte, einem alten vorzuziehen, welches durch den Beyfall ſo vieler Jahrhunderte geheiliget iſt. Alleine, an ſtatt daß wir uns in ſo vernünftige Gränzen einſchlieſſen ſollten, geben wir zuweilen dem Vorurtheile des Alterthums allzuviel nach, und auf unterſchiedene Weiſe. Bald unterſtehen wir uns nicht, von dem Eindrucke Rechenſchaft zu geben, welches ein neues Werk in uns gemacht hat, um zu geſtehen, daß uns ein altes Werk weit mehr gefalle.

Bald gefällt uns, aus dem Vorurtheile des Alterthums, ein neues Werk nicht ſo ſehr, als es uns gefallen ſollte, da jenes wider unſer Wiſſen unſern Eindruck davon ſchwächt. Zuweilen widerſtehen wir ſo gar unſerm Vergnügen recht mit Vorſatze. Kurz, wir urtheilen oft ſo gar wider unſere Empfindung, da wir doch noch unſer Urtheil aufhalten ſollten. So gehts zu, daß ein altes Werk, ob es gleich durch ein neues übertroffen wird, in der Hochachtung der Menſchen lange Zeit den Vorzug behält.

Warum uns der Anblick derjenigen, die wir beleidigt haben, misfällig iſt.

I.

Man haſſet diejenigen nicht allezeit, die man beleidiget, aber faſt allezeit die, welche man beleidiget hat, nachdem die Beleidigung groß oder klein geweſen iſt. Wir glauben, diejenigen, die wir beleidiget haben, haſſen uns, weil ſie Recht haben, uns zu haſſen; und wegen dieſes eingebildeten oder wircklichen Haſſes, haſſen wir ſie wiederum. Es ſcheint, man ſollte diejenigen nicht haſſen, von welchen man mit Recht gehaſſet worden iſt; unterdeſſen geſchiehet es doch, daß man niemand mehr haßt, und es geſchieht ſelten, daß man diejenigen ſo ſehr haßt, von denen man ohne Verdienſt gehaßt wird.

So viel Freundſchaft uns diejenigen bezeigen, die wir beleidiget haben, ſo können wir doch nicht glauben, daß ſie nicht einige Empfindung des Unrechts behalten hätten, das wir ihnen angethan. Und wenn ſie uns auch ſolche über-

überzeugende Proben davon geben ſollten, daß es nicht möglich ſey, daran zu zweifeln, ſo iſt es doch in Anſehung unſerer eben ſo viel, als ob wir ihnen dafür viel ſchuldig wären. Wir lieben aber diejenigen nicht, denen wir viel ſchuldig ſind, zum wenigſten ſehen wir ſie nicht mit viel Vergnügen.

Die Gegenwart derjenigen, welche wir beleidigt haben, und die uns die Fehler großmüthig verziehen, iſt uns bey nahe allezeit unangenehm, wenn wir ſie auch nicht haſſen ſollten, weil ſie uns des begangnen Fehlers, und der empfangenen Wohlthat erinnert; eines Fehlers, welcher uns durch die Wohlthat, ſo darauf erfolget iſt, noch mehr demüthiget. Wir ſehen in ihnen unſere Wohlthäter, und die Zeugen unſrer Ungerechtigkeit.

II.

Man muß keinen Menſchen beleidigen, weil es unbillig iſt, und weil die Beleidigung eine Quelle iſt, daß man uns wieder beleidiget. Zuweilen brechen wir mit denjenigen, welche wir beleidiget haben, ohne daß ſie ſelbſt mit uns brechen; wir haſſen ſie, ohne daß ſie aufhören, uns zu lieben. Es giebt eine Gelegenheit, da man gar vernünftig ſagen könnte, ich bitte euch recht ſehr, die Beleidigung, ſo ihr mir gethan habet, zu vergeſſen und zu verzeihen.

Eine empfangene und vergebene Beleidigung gereicht den Beleidigten zu einem Vortheile über dem Beleidiger.

III.

Der Bewegungsgrund, welcher machet, daß wir diejenigen lieben, denen wir etwas Gutes erzeigt haben, machet auch zuweilen, daß wir diejenigen lieben, die uns beleidiget haben.

Das beſte Mittel dahin zu gelangen, daß wir einen lieben, den wir zu lieben Urſache haben, iſt ihm gutes zu erweiſen. Derjenige iſt in unſern Augen die liebenswürdigſte Perſon, welchen wir uns verbindlich gemacht haben, und der dafür erkenntlich iſt; woferne nur ſeine Erkenntlichkeit ſich nicht ganz und gar erſchöpft.

Eine feine, und ſo zu reden, in dem Herzen und in den Meynungen unendliche Erkenntlichkeit, muß in der That ſelbſt eingeſchränkt ſeyn.

Gerne Gutes erweiſen, iſt eine ſehr löbliche Sache, wenn der Bewegungsgrund darzu gut iſt, und allezeit was ſeltenes, der Bewegungsgrund mag auch ſeyn wie er will. Diejenigen aber zu lieben, welchen wir gutes gethan haben, iſt etwas ſehr natürliches und gar nichts löbliches. Es iſt eine bloße Wirkung der größten Eigenliebe.

Ob es gleich nichts ſonderliches iſt, diejenigen zu lieben, welchen man gutes gethan hat, ſo iſt es doch etwas ſchäzbares, wenn man es thut, damit man ſo weit kommen möge, daß man liebe. Die Tugend wendet zuweilen ſolche Mittel an, zu ihrem Endzwecke zu kommen, deren Fortgang ſie bloß den Leidenſchaften zuſchreibt. Lieben, damit man wieder geliebet werden möge, iſt eine Wirkung der Eigenliebe, und das iſt allen Menſchen gemein; ein gutes Herz, und ſo gar ein zärtliches Herz, liebt nur, damit es liebe.

Von

Von den Wirkungen der Gewohnheit, der Eigenliebe, und der Beſcheidenheit.

I.

Man gewöhnt ſich zu allen, entweder viel oder wenig. Unvermerkt geräth man mit allen Dingen in eine gewiſſe Vertraulichkeit, ſie mögen ſehr ſchön oder ſehr unangenehm ſeyn, daß man endlich davon nur ſchwach gerühret wird, und dieſes iſt nicht nur bey materialiſchen und ſinnlichen Dingen wahr, ſondern auch bey denen Eigenſchaften, die bloß den Geiſt angehen.

Man ſaget gemeiniglich, ihr möget eine ſchöne oder häßliche Frau heirathen, in ſechs Monaten wird es einerley ſeyn; das heißt die Sache augenſcheinlich zu hoch getrieben. Allein ſollte man nicht eher ſagen können, ihr möget eine Frau heirathen, ſie habe Verſtand oder nicht, in ſechs Monaten wird es einerley ſeyn? Man wird mir ohne Zweifel antworten, dieſes ſey noch weit höher getrieben. Ich gebe es auch zu: Ich weis, was man mir darauf ſagen könnte, und ich will nichts zu hoch treiben. Unterdeſſen iſt in beyden Redensarten etwas wahres zu finden; und es iſt gewiß, wie man der Schönheit gewohnt wird, ſo wird man auch des Verſtandes gewohnt. Der Eindruck der Eigenſchaften der Seele verlieret ſich weniger, als der Eindruck der Annehmlichkeiten des Leibes; unterdeſſen wird er doch ſchwach. Endlich wird man von einer ſchönen Perſon nicht mehr gerühret, wenn man ſie beſtändig vor Augen hat; man wird auch von dem Verſtande

ſtande desjenigen, mit welchem wir beſtändig umgehen, endlich nicht mehr gerühret. Wenn man nicht mehr von einer ſchönen Perſon eingenommen wird, ſo höret man eben nicht auf, ſie für ſchön zu halten; man höret auch nicht auf, eine Perſon von guten Eigenſchaften, wegen des langen Umgangs mit ihr, noch ferner hoch zu ſchätzen; man erkennet ſo gar ihren Werth deſto beſſer; man empfindet ihn aber nicht mehr ſo lebhaft; denn es iſt eine gewiſſe Empfindung bey der Hochachtung ſo wohl, als bey der Liebe und Freundſchaft, die weiter nichts als Hochachtung iſt. Sie hat in dem Anfange eine Lebhaftigkeit, welche nach und nach ſich vermindert, wie es ſo gar bey der Liebe zu geſchehen pflegt, ob gleich das Weſentliche in der Hochachtung bleibt, und zuweilen gar vermehret wird.

Hieraus folget, daß, wenn wir uns ſelbſt mit ſo vieler Gleichgültigkeit anſähen, als wir andere ſehen, wir unſere eigene Vorzüge nicht ſo lebhaft empfinden würden, als die ihrigen. Denn der Vorzug anderer kann uns niemals ſo bekannt ſeyn, als der unſrige.

Geſetzt, ein Menſch, der Verſtand hat, ſey von der Eigenliebe frey; er iſt es in der That nicht, jedermann hat Eigenliebe, doch kann uns das einige, was wir voraus ſetzen, ſo unmöglich es auch iſt, zum wenigſten darzu dienen, daß wir erkennen lernen, was in denjenigen, welche nicht ſo viel davon beſitzen, vorgehen ſoll, und in der That vorgeht.

Ein ſolcher Menſch, der auf gewiſſe Weiſe ſehr vertraut mit ſich ſelbſten iſt, würde ſich, ſo zu reden, nur mit einer ſchläfrigen Hochachtung werth ſchätzen, wie er beynahe denjenigen hochſchätzen würde, mit welchem er ſeit

langer

langer Zeit in einer genauen Verbindung gelebt. Er würde durch ſeine eignen Einfälle nicht ſo ſehr gerühret werden, als durch den Verſtand eines andern; er würde ſich über andere Dinge mehr als über ſich verwundern. Denn die Verwunderung entſteht aus dem Erſtaunen, und das Erſtaunen aus der Neuigkeit. Die Bewunderung iſt gemeiniglich die erſte Bewegung, die nicht lange dauret, und worauf eine weit ruhigere Neigung der Hochachtung folget. Das gröſte Lob, welches wir alſo einer Sache geben könnten, iſt dieſes, wenn wir ſagen: ſie ſey uns allzeit neu. Iſt dieſes nicht ein ſchöner Garten? rief ein gewiſſer Menſch aus, indem er ſchon tauſend mal in der Thuillerie geweſen. Wie? ſagte man zu ihm: wundert ihr euch dennoch darüber? es iſt ja, als wenn ihr niemals hier geweſen wäret. Die Thuillerie gab er zur Antwort, kömmt mir allzeit neu vor. Hierdurch eignete er ihr den gröſten Grad der Vollkommenheit und Schönheit zu, und rechtfertigte dieſe Verwunderung, welche durch die Gewohnheit nicht war erſchöpft worden. Eine mittelmäßige Schönheit, welche durch die Neuigkeit erhalten wird, kann in Verwunderung ſetzen; die Vollkommenheit aber allein kömmt uns allezeit neu vor.

Es ſollte uns nichts weniger neu vorkommen, als unſer eigenes Gute, es iſt was unvollkommenes und allezeit vor unſern Augen; allein außer dem, daß die Eigenliebe uns daſſelbe bey weitem nicht ſo unvollkommen vorſtellt, als es iſt, ſo verlieret dieſe Liebe niemals etwas von ihrer Lebhaftigkeit: ſie iſt ſo wohl die beſtändigſte als ſchmeichelhafteſte Liebe, wenn ſie uns etwas gutes vorſtellt, welches uns ſo ſehr einnimmt, daß wir zweifeln, ob ihm das unſrige gleich kömmt, und uns ſo gar das geheime Be-

kenntniß unſerer Niedrigkeit von uns heraus zwingt, ſo wird dieſes Bekenntniß bald widerrufen. Dieſe Art der Unbeſtändigkeit, welche uns gewiſſermaſſen von uns ſelbſt trennete, vergeht ſehr bald wieder; die Bezauberung der Neuigkeit verſchwindet. Die Verwunderung entſtund aus der unvollkommnen Erkenntniß der Sache; man hatte ſie nur auf einer Seite angeſehen. Durch eine genauere Prüfung entdecken wir die Fehler, welche uns bey dem erſten Anblicke entgangen waren; und wenn wir endlich alles unter einander verglichen haben, ſo iſt beynahe kein Menſch, der nicht in unſern Augen etwas gilt, und mit dem wir nicht gerne unſern Verſtand vertauſchen wollten. Wir finden wohl bey einigen ſolche Vortheile, welche wir gerne mit den unſrigen verbinden möchten; wir ſchmeicheln uns aber, ſie in anderer Abſicht zu übertreffen; und ich rede nicht nur von denjenigen, mit welchen wir uns auf eine wahrſcheinliche Weiſe vergleichen können, ſondern ich rede auch von denjenigen, welche uns nach anderer Leute Urtheile weit übertreffen. Wenn die Eigenliebe ſich in ihrer Gegen-Einanderſetzung nur etwas betröge, ſo müßte man ihr dieſes noch überhin gehen laſſen, und ſich über einen ſo geringen Unterſcheid nicht mit ihr zanken; alleine, die größte Entfernung verſchwindet zuweilen vor ihrem Geſichte; ſie iſt dem Glücke gleich, welches uns aus dem Staube hilft, uns auf den Thron zu ſetzen. Ein großer Mann wird zuweilen den Vorzug eines noch gröſſern über ihm beſſer merken, als ein anderer, der weit geringer, als dieſe beyde, iſt, ſeine Niedrigkeit, in Anſehung ihrer, wahrnehmen wird. Vielleicht glaubt Pradon nicht ſo weit von Corneillie entfernet zu ſeyn, als Racine ſelbſt es zu ſeyn glaubte; und ich bin gewiß verſichert,

ſichert, ſo lange de la Ruë und Gaillard dem Pater Bourdalouë, als einen Mann anſahen, dem ſie nicht nachahmen könnten, ſo waren viel andere Prediger, welche meynten, ſie wären eben nicht ſo weit von ihm entfernet, daß ſie ſich ihm nicht gleich ſchätzen könnten.

Allein man wird ſagen, wenn die Blindheit der Eigenliebe ſo weit gehet, ſo iſt ſie der Thorheit des Narren gleich, von welchem Horatius redet, der ſich einbildete, alle Schiffe, welche in den Hafen einliefen, wären ſeine, und ſich ohne Zweifel für den reichſten Mann in der Stadt hielte. Gewiß dieſe Verblendung der Eigenliebe iſt eine Thorheit, und nichts deſto weniger ſiehet man alle Tage unzählige Exempel davon. Wie viel würde man aber ihrer mehr ſehen, wenn ſich ein jeder unterſtünde, dasjenige zu ſagen, was er von ſich ſelbſt denkt? Das iſt der größte Unterſcheid zwiſchen den gewöhnlichen Narren, und den Narren der Eigenliebe. Jene reden, wie ſie denken, dieſe hingegen haben zuweilen die Kunſt und Klugheit, einen Theil ihrer Thorheit zu verbergen, nicht als ob ſie dieſelbe kennten, und den geringſten Argwohn hätten, ſich in der vortheilhaften Meynung, die ſie von ſich ſelbſt haben, zu betrügen. Es iſt einmal eingeführet, daß es lächerlich und verhaßt ſey, andern dergleichen Gedanken zu entdecken, ſie mögen nun ſo wahr ſeyn, als ſie wollen. Der Hochmüthige, welcher mit Beſcheidenheit von ſich redet, meynet nur die anſtößigen Wahrheiten zu unterdrucken.

Wenn ich ſage, es ſey faſt niemand, welchen wir in unſern Gedanken nicht für etwas halten, ſo muß dieſes in zweyerley Verſtande genommen werden; erſtlich und auf das genauſte von denjenigen, die ſich eigentlich unſers

gleichen nennen; denn das Wort unſers gleichen bedeutet eben nicht ſo viel, als uns gleich. Zweene Redner, zweene Poeten, in einerley Art der Beredſamkeit und Poeſie, ſind eines gleichen, ob ſie ſchon nicht einander gleich ſind. Ich halte alſo dafür, man könnte dieſen Betrug der Eigenliebe, wovon ich rede, durch folgende Maximen ausdrucken: wir halten uns faſt allezeit gegen unſers gleichen höher, oder zum wenigſten gleich.

Zum andern, ob gleich ein Hiſtorienſchreiber nicht meynet, die Gabe eines Redners, noch ein Redner, die Gabe eines Poeten zu haben: ſo glauben ſie doch beyde, daß ſie was rechts wären; nicht nur, weil ein jeder von ihnen ſich in ſeiner Art für ſo geſchickt hält, als es die andern in der ihrigen ſeyn können; ſondern auch, weil ein jeder für die Art, welche er wählet, eine vorgefaßte Meynung hat, und glaubet, es ſey die edelſte, nützlichſte und angenehmſte, ſonderlich aber ſie für diejenige anſiehet, welche die ſeltenſten Geſchicklichkeiten erfordere. Man muß auch zugeſtehen, daß dieſer Betrug nicht ſo thöricht iſt, als der erſte; es iſt weit mehr zu entſchuldigen, wenn man ſich in dem Werthe einer gewiſſen Art des Verdienſtes, als in dem Grade betrüget, in welchem man es beſitzet. Wenn man den Werth der Geſchicklichkeiten darnach beſtimmen ſollte, was den Menſchen am meiſten oder wenigſten Nutzen bringt, ſo wäre es nicht ſchwer zu wiſſen, welche den Vorzug verdieneten. Es gehet aber nicht an, dieſer Regel zu folgen, weil ſie uns dahin bringen würde, daß man die geringſten Geſchicklichkeiten, und die man ſo gar keine Geſchicklichkeiten nennt, den ſeltenſten und höchſten vorziehen müßte. Dahero iſt die ſehr ſcheinbare Regel entſtanden, daß alle Menſchen von Geſchicklichkeit Brüder unter einander ſind.

Ich habe ſagen hören, daß ein berühmter Comödiant, der ſeit einigen Jahren geſtorben iſt, hiervon ganz beſonders geſprochen und gemeynet hat, mit den Helden, welche er vorſtellete, und mit den größten Poeten, deren Verſe er herſagte, in einem Paare zu gehen.

Im übrigen hat dieſer Kunſthochmuth ſeinen Nutzen. Die Menſchen ſind von falſchen Vorſtellungen ganz voll, und es würde gefährlich ſeyn, ſie ihnen zu nehmen. Sie ſind zuweilen die Urſache ihrer beſten Handlungen. Das Gute in ihnen ſchreibet ſich von ihrem Böſen her, und es würde oft ſchwer ſeyn, es zu verbeſſern, ohne das andere zu zerſtöhren. Die Sittenlehre ſo wohl als die Arzneykunſt, ich verſtehe eine bloße menſchliche Sittenlehre, will nicht allzeit alle Uebel heilen.

II.

Man ſaget, ein Mann, der von dem Anſehen und der Vortrefflichkeit ſeiner Kunſt eingenommen iſt, tauge gemeiniglich in ſeiner Kunſt ſoviel nicht. Er hat auch in der That Urſache gnug, die Vortrefflichkeit derſelben deſto mehr zu erheben, je weniger er darinnen etwas vortreffliches leiſten kann. Außer dieſen iſt es auch bey nahe allezeit ein Zeichen eines geringen Verſtandes, wenn man für ſeine Kunſt allzuſehr eingenommen iſt. Alles dieſes iſt wahr; doch muß man auch zu gleicher Zeit bemerken, daß gleich wie viele Künſte ſind, die mehr Geſchicklichkeit und Einbildung, als Verſtand und Witz erfodern, ſo kann man auch mit der größten Fertigkeit in einer jeden dergleichen Kunſt die größte und närriſchſte Einbildung von der Hochachtung, welche ſie verdienet, verbinden. Ein Comödiant, ein Poet, können ihre Kunſt über alle andere ſetzen, und dem ungeachtet, darinnen was vortreff-

liches thun. Dieſe närriſche Einbildung in ihnen verkleinert nur die Menſchen, und man kann wider den Comödianten und Poeten nichts daraus ſchlieſſen.

III.

Die Eigen-Liebe ſteiget nicht in allen Menſchen gleich hoch, und ich verlange nicht, es von allen zu behaupten, was ich hier und anderswo von einigen ihrer Wirkungen ſage, ob ich gleich zuweilen auf eine allgemeine und unbeſtimmte Weiſe rede. Unterdeſſen ſind die Ausnahmen nicht ſo groß, als man es anfangs wohl glauben ſollte. Derjenige, welcher mich beſchuldiget, daß ich die Sache zu hoch triebe, wenn er mich nach demjenigen beurtheilet, was ſich in ihm zuträgt; iſt entweder nicht aufrichtig, oder er hat ſich ſelbſt nicht genug ausgeforſcht.

Ich geſtehe es, und der Leſer wird es auch ſelbſten gar wohl merken, ich habe einen großen Theil von demjenigen, was ich von der Eigenliebe geſagt habe, aus meinem Herzen genommen, und ich bin ganz voll davon. Ich erfahre täglich ſo wohl ihre Stärke, als ihre Kunſt; und vielleicht wird dieſes Bekenntniß nur darzu dienen, daß ſie nur mehr vergröſſert wird; vielleicht iſt es auch nur bloß ihre Wirkung. Ich bin den Schildwachen gleich, welche von den Feinden Nachricht geben, und die doch weit näher und ihren Streichen weit mehr ausgeſetzt ſind, als diejenigen, denen ſie davon Nachricht geben.

Von dem unverſtellten Weſen, und den unterſchiedenen Arten der Beſcheidenheit.

I.

So gemein auch die Eigenliebe iſt, welche uns in unſern Augen ſo ungemein vergrösſert, indem ſie andere erniedriget, ſo giebt es doch Leute von ſeltenen Eigenſchaften, und welchen dieſe Eigenſchaften bey nahe unbekannt ſind. Man muß ihnen davon Nachricht geben, man muß ihnen ihren Vorzug vor andern beweiſen; ſie wiſſen ihre gute Eigenſchaften nicht, wie die andern ihre Fehler nicht wiſſen. Sie nehmen zu wenig auf ſich, da die andern zu viel auf ſich nehmen, weil ſie ſich ſelbſt nicht kennen. Die Lobeserhebungen ſetzen ſie in Erſtaunen, und ſind ihnen bey nahe verdrüßlich, als eine Wirkung der Schmeicheley, oder der Unwiſſenheit, und man lobet ſie doch darum um deſto mehr. Was iſt aber der Bewegungsgrund dazu, daß wir ſie lieben? Iſt es allzeit ein tugendhafter Bewegungsgrund? Gar nicht, es iſt oft unſer eigner Hochmuth; wir lieben ſie aus Eigennutz, und ohne ſie hoch zu ſchätzen. Man ſaget ſo gar, dieſe unſchuldige Unwiſſenheit ſey oft ein Mangel der Einſicht, welche man bey einem großen Verdienſte wohl antreffen kann; man ſcheinet zuweilen beſcheiden, da man doch nur aufrichtig iſt; und es iſt wahr, wir ſagen es nicht allzeit ohne Grund. Man weis, was der Herr von Fontenelle geſagt hat, Fontaine hielte ſich nur aus Einfalt für geringer als Phädrum *; Herr de la Motte ſagt:

* Abhandlung von der Fabel.

ſagt: Ein luſtiger aber gründlicher Einfall, und welcher die Gemüthsart eines großen Geiſtes, der aus Mangel einer ſorgfältigen Aufmerkſamkeit ſich ſelbſt verkennet, ſehr fein ausdrücket. Das iſts eben, was man eigentlich unſchuldige Unwiſſenheit nennet.

Die unſchuldige Unwiſſenheit und die Beſcheidenheit ſind alſo ſehr unterſchieden. Denn ein beſcheidener Menſch weis wohl, was an ihm gut iſt; er bildet ſich aber nichts darauf ein; Ein reichrr Mann weis wohl, daß er reich iſt; ein Großer weis wohl, daß er groß iſt, inzwiſchen findet man reiche und groſſe mitten im Ueberfluſſe, und bey der höchſten Größe beſcheiden. Sie verachten diejenigen nicht, welchen das Glücke nicht ſo günſtig geweſen iſt; Ein Menſch, der weder vom Vermögen noch Stande iſt, wird ihr Freund ſeyn, wenn er es verdienet; ſie werden ihn nicht nur mit dieſem Namen nennen, ſondern ihn auch von ihm annehmen wollen. Und ſie haben ihre Beſcheidenheit auch nicht den philoſophiſchen Regeln von dem wahren Gute zu danken. Sie ſind ſie gemeiniglich ihrer glücklichen Gemüthsart ſchuldig. So kann auch ein Menſch von guten Eigenſchaften den Vorzug in Anſehung des Verſtandes und der natürlichen Gaben, ohne Hochmuth und Verachtung der Geringern merken. Denn die bloße Erkenntniß, daß andere in Anſehung unſerer gering ſind, iſt keine Verachtung; und darinnen beſteht eben die wahre und aufrichtige Beſcheidenheit, wenn man eigentlich weis, was man iſt, und nicht ſuchet, es auch andern ſinnlich zu machen; wenn man ſo viel von ſich hält, als man gilt, ſich aber für geringer ausgiebt. Sie hat viel von der

Sanftmuth, und findet ſich bey nahe allzeit in einer billigen und mäßigen Seele.

II.

Der Eingebildete denket allzu viel gutes von ſich; der Demüthige denket nichts gutes von ſich; der Beſcheidene denket ſo viel davon, als er denken ſoll; der Unſchuldig-unwiſſende denket, eigentlich zu ſagen, gar nichts davon. Er ſtellet ſich mit keinem andern in Vergleichung; wenn er ſie ſich ſelbſten vorziehet, ſo ziehet er das Bekannte dem Unbekannten vor. Er hält ſeine Niedrigkeit ſchon für ausgemacht, und beweiſt ſie nicht; er hat Verſtand, und weis es nicht; und hätte er keinen, ſo wüßte er es auch nicht.

III.

Derjenige, welcher die Eitelkeit verbirget, die ihm ſeine Eigenſchaften eingeben, hat nur eine äußerliche Beſcheidenheit. Wenn er ſie aus einem redlichen Herzen, in Anſehung anderer, aus der erkannten Ungerechtigkeit dieſer Eitelkeit verbirget, ſo iſt es eine Tugend. Will er ſich durch eine ſolche Aufführung nur noch in eine größere Hochachtung ſetzen, ſo iſt ſeine Beſcheidenheit nur noch eine weit liſtigere Eitelkeit, und es iſt um ſo viel gefährlicher, ſie ſehen zu laſſen.

Man kann alſo die falſche Beſcheidenheit in drey Arten abtheilen, wovon eigentlich zu reden, nur eine tadelnswürdig iſt; und ich nenne ſie nur deswegen falſch, weil man ſie ſehr oft mit der eigentlich ſo genannten Beſcheidenheit vermenget. Die erſtere iſt eine bloße Unwiſſenheit deſſen, was man iſt, und wie viel man gilt.

Dieſe Unwiſſenheit ſeiner eigenen Geſchicklichkeit iſt ſehr liebenswürdig, und ſo gar hoch ſchätzbar, wenn ſie bloß aus dem Mangel ſeiner Selbſtbetrachtung herkömmt,

und man nicht drauf denkt, ſich mit einem andern zu vergleichen, damit man ſich noch einen höhern Werth beylege. Eine ſolche Beſcheidenheit hatte, nach der Meynung des Fontenelle, der von Fontaine in Anſehung ſeiner Fabeln.

Zuweilen kömmt ſie auch von einem Mangel der Erkenntniß und Einſicht her, welches macht, daß man von ſich ſelbſt, wie von andern, übel urtheilt; und alsdenn iſt es vielmehr eine Einſchränkung der Eigenſchaft, als ein neuer Grad derſelben. Der Fehler liegt vielmehr im Verſtande, als daß es eine gute Eigenſchaft des Herzens ſeyn ſollte. Unterdeſſen lieben wir dieſe letztere Art der Selbſtunwiſſenheit, welche ſie verhindert, ſich ſelbſt zu ſehen, wo ich alſo reden kann, in andern weit mehr, als diejenige, welche ſie nur hindert, auf ſich acht zu geben. Wir lieben in ihren Tugenden dasjenige, was ſie für uns nützliches haben, und gar nicht, was für ſie daran rühmlich iſt. Wir lieben die Wirkungen der Tugenden, und gar nicht die Tugenden ſelbſt. Dahero folgt auch, daß wir in andern die bloßen Eigenſchaften mehr lieben, als die eigentlich ſo genannten Tugenden; ſie bringen ihn weniger Ehre, und zu gleicher Zeit ſind ſie in ihren Wirkungen weit thätiger und gewiſſer, welches das einzige iſt, daran uns etwas gelegen iſt. Alſo iſt unſere Eigenliebe bey denenjenigen, die in einer unſchuldigen Unwiſſenheit ſind, weit ſicherer, als bey denen, die beſcheiden ſind. Man hat allzeit zu beſorgen, daß dieſe, wenn ſie ihren Vorzug merken ſollten, ihn uns auch einmal empfinden laſſen möchten. Thun ſie es nicht, ſo ſind wir ihnen gewiſſer maßen verbunden, und man weis gar wohl, daß man dieſes nicht gerne ſehen mag.

IV.

Die andere gemeinſte und bekannteſte Art der falſchen Beſcheidenheit iſt das verhaßte Laſter, für welches der Gebrauch ſo gar den Namen der falſchen Beſcheidenheit beſtimmet hat. Vielleicht würde man ſie ehe eine erdichtete Beſcheidenheit nennen können. Wir wollen ſehen, woher ſie entſteht.

Wir loben nichts gerne, als Beſcheidenheit, oder wir können nichts loben. Wenn es ſo gar von der Hochachtung wahr iſt, daß ihre Quelle eben ſo wohl in dem Herzen, als in dem Verſtande, zu ſuchen iſt. So iſt es noch weit mehr von dem Lobe wahr. Der Stolz, welcher ſich bey ſeltenen Gaben, bey großen Eigenſchaften findet, hindert nicht allezeit die Hochachtung, ob er ſie gleich gemeiniglich durch den Haß vermindert, welchen er erwecket, das Lob aber hindert er faſt allezeit. Man kann alſo diejenigen hochachten, welche man nicht liebet, aber man lobet diejenigen nur gerne, welche man liebet, und man liebet nur die Beſcheidenen. Das iſt, was wir aus der Erkenntniß des menſchlichen Herzens, und der Erfahrung lernen, und hierauf gründet der Stolze das Gebäude ſeiner Aufführung; er ſuchet andere zu überreden, er ſey beſcheiden, er weis wohl, daß er es nicht iſt. Damit er nur machen möge, daß andere hernach deſto eher ſagen, er ſey tapfer, freygebig, ein aufgeräumter Kopf, welches er auch vielleicht in der That iſt, und damit er die Lobſprüche erhalte, welche ihm gebühren, ſo fängt er an, ſich derjenigen anzumaßen, welche er am wenigſten verdienet.

V.

Endlich verbirget die dritte Art der falſchen und dennoch ſehr löblichen Beſcheidenheit, ſo wohl als

die andere einen heimlichen Stolz, und deswegen nenne ich ſie auch in einem gewiſſen Verſtande falſch. Aber einen beſtrittenen und verleugneten Stolz, einen bezwungenen, ob gleich nicht ausgerotteten Stolz, einen ſo zu reden zum Stillſchweigen gezwungenen, und als ein wütendes Unthier, welches überall raſet, im Grunde des Herzens gefeſſelten Stolz. Er lebt noch, er verſucht ohn Aufhören davon zu wiſchen. Der Widerſtand, der es ihm zu Schanden macht, der es verhindert, iſt ein beſtändiger Sieg, welcher poetiſch zu reden, dem Siege des Jupiters über die Rieſen gleich iſt. Der Bliß hat ſie nicht zerſchmettert; ſie ſeufzen noch in dem tiefſten Abgrunde, unter der Laſt der aufgehäuften Berge; ſie bewegen ſie noch durch heftige Erſchütterungen; eine mächtige Hand drücket ſie, und machet ſie über ihnen deſto ſchwerer, je mehr ſie ſich bemühen, dieſelben von ſich zu werfen.

Von der Nothwendigkeit, ſeinen natürlichen Gaben zu folgen.

I.

Es giebt gewiſſe Schriftſteller, die von Natur viel Verſtand und Geſchicklichkeit haben; weil ſie aber ihrem Naturelle nicht gefolget ſind; ſondern ſich zu ſehr eingeſchränket, ſo haben ſie nicht alle den Ruhm erlanget, zu welchem ſie gelangen konnten. Der Urſprung dieſes Irrthums iſt zuweilen die Liebe zum Wechſel, und der Ekel vor einerley Arbeit; die gewöhnlichſte Quelle aber iſt wohl der Ehrgeiz, in etwas Schwerern fortzukommen, oder zum wenig-

wenigſten in mehr als einem Dinge fortzukommen, und ſich hierdurch in ein Anſehen zu bringen, welches ſehr viel Aufſehens macht. Iſt es aber nicht beſſer, ſich in der geringſten Art der Wiſſenſchaft beliebt, als ſich verhaßt zu machen, oder in der edelſten und vortrefflichſten Art etwas mittelmäßiges zu thun? Es iſt bekannt, was Cäſar ſagte, er wollte lieber der erſte auf einem Dorfe, als der andere in Rom ſeyn.

II.

Es giebt gewiſſe Bücherſchreiber, welche neben der großen Fertigkeit in den Sprachen auch die Geſchicklichkeit zu überſetzen haben. Denn ich geſtehe, daß dieſe Gabe etwas gröſſers iſt, als die vollkommenſte Erkenntniß der Sprachen. Jedoch ſind ſie nicht zugleich alle ſo geſchickt von ſich ſelbſt, und aus ihrem eignen Kopfe zu denken; unterdeſſen trachten ſie doch darnach ſelbſt Verfertiger zu ſeyn. Alles Ueberſetzen iſt ihnen zu geringe; ſie wollen etwas ſchreiben; und was ſchreiben ſie? trockne Sachen, die keine Kraft haben, und voller gemeinen, ja ſo gar falſcher Gedanken ſind. Schriften, worinnen nur zum höchſten die Schreibart etwas gilt. Man verlieret ſie unter der Menge mittelmäßiger Scribenten, bey allen demjenigen, was man brauchet, unter den Ueberſetzern ein Aufſehen zu machen.

Zum Exempel, Herr du Bois, einer aus der franzöſiſchen Academie, hat vor ſeine ſchöne Ueberſetzung der Reden des heiligen Auguſtins eine lange Vorrede geſetzt, welche in der That wohl geſchrieben, aber übel gedacht iſt, wie ſolches der Herr Arnold in der vernünftigen Unterſuchung, welche er darüber angeſtellt, augenſcheinlich gezeiget hat.

III.

Außer der großen Fertigkeit in einer Sache wohl fortzukommen, wenn man ſein Vorhaben und ſeine Arbeit nach ſeinen Kräften mißt, findet ſich bey dieſer Ausführung auch noch ein anderer Vortheil, welcher dieſer iſt, daß man gemeiniglich nicht mehr dabey verlieret, als daß man im Falle, wenn es übel gerathen ſollte, unbekannt bleibt. Es giebt aber gewiſſe Materien, die man nicht berühren kann, daß man nicht die Neugierigkeit vieler Leute erwecke, und folglich Gefahr laufe, deswegen verachtet zu werden, wenn man nicht damit fort kann.

IV.

Die Vollkommenheit und nicht die Schwierigkeit eurer Schriften machet, daß man ſie hoch ſchätzt und ſucht. Ihr habt in einer gewiſſen Art wohl geſchrieben, die für das gemeine Weſen nützlich und angenehm iſt; ſo gleich ſeyd ihr ein guter Bücherſchreiber für die Welt. Ihr ſeyd deswegen bekannt, und wenn eure Schriften in ihrer Art die beſten ſind, ſo rechnet man euch unter die größten Bücherſchreiber.

Es giebt vielleicht einige Verſtandsſchätzer, welche denken und ſagen werden, zu dem, was ihr geſchrieben habt, gehöre eben nicht eine Geſchicklichkeit von der erſten Art; man habe oft mehr Verſtand nöthig, in einer gewiſſen Art ein mittelmäßiges Werk zu machen, als in einer andern weit leichtern und weniger erhabnen Art ein beſſers. Es kann alles wahr ſeyn; aber die Leute, mit welchen ihr zu thun habt, von welchen ihr eure Vergeltung erwartet, laſſen ſich in alle dieſe Unterſuchungen nicht ein; ihr habet ihnen gute Schriften geliefert, ſol-

che,

che, die den Schriften eurer Mitbuhler gleich ſind, oder ſie übertreffen; das iſt ihnen ſchon genug, eure Stelle iſt unter den großen, oder zum wenigſten unter den berühmten Leuten angemerkt. Dieſen letzten Namen legt man allen denjenigen ohne Unterſcheid bey, welche in einer gewiſſen Kunſt oder Wiſſenſchaft, es ſey, welche es wolle, ſich hervor gethan haben, ob gleich dieſe Künſte und Wiſſenſchaften, und ſo gar die unterſchiedenen Theile von einerley Kunſt und Wiſſenſchaft, nicht alle von gleichem Werthe ſind.

V.

Wenn man die großen Poeten der alten Zeiten herzählet, ſo nennt man ſo wohl den Anacreon, als den Homer, den Catull ſo wohl, als den Virgil, den Martial ſo wohl, als den Lucan. Man findet, daß die kleine Anzahl, oder die Kürze der Schriften, durch die Güte erſetzt wird.

Der Herr de la Bruyere iſt einer von unſern beſten Scribenten, in ungebundener Schreibart; der Herr Deſpreaux iſt einer von unſern beſten Poeten, und vielleicht unſer beſter Versmacher; unterdeſſen machen die Characteres des erſten, und die Poeſien des andern, nur einen gewöhnlichen Band aus. Der Herr Fontaine und Herr Fleſchier würden doch unſterblich ſeyn, wenn jener auch nur ſeine Fabel, und dieſer ſeine Leichenreden geſchrieben hätte.

Es war ohne Zweifel unter dem Cicero, Horaz und Titus Livius ein großer Unterſchied, wenn man ſie als Menſchen gegen Menſchen anſah; allein darauf giebt man nicht Achtung, wenn man dieſe Scribenten in ihre Ordnung vertheilen will. Ihre Schriften ſind in ihrer

Art

Arth gleich gut, das iſt es eben; was uns einnimmt, und faſt die einzige Sache, worauf man Achtung giebt. Fraget einen Gelehrten, welchen von dieſen Alten er am meiſten hochſchätzet, er wird antworten, nachdem er ſie in ihrer Art der Schriften, einen jeden für mehr oder weniger vollkommen anſieht, und nicht nach dem Maße des Verſtandes und der Geſchicklichkeit, die ſie brauchten, ſich auf die Stuffe der Vollkommenheit zu bringen, wo ſie ſich befinden. Dieſer letzte Punct wird ihm nicht einmal in die Gedanken kommen, und er wird eine Frage in dieſem Verſtande nicht einmal annehmen, wo ihr euch nicht auf eine genauere und nicht ſo allgemeine Art erkläret.

Man urtheilet von dem Werthe einer Schrift, nach dem Grade der Vollkommenheit eines Werkes, wenn man es mit andern von eben derſelben Art vergleichet, und nicht nach dem Grade des Verſtandes, welchen man bey ſeinem Verfaſſer voraus ſetzt; Weil der Werth eines Buchs darinnen beſtehet, daß es gefällt, ſo wird ein Buch alsdenn unter die von gröſtem Werthe gezählet, wenn es recht ſehr gefällt. Ihr werdet aber nicht gefallen, wenn andere euch weit übertroffen haben, ſo viel ihr auch Verſtand gehabt habet, auf dieſe unterſte Stuffe zu kommen. Das Beſte macht uns einen Ekel vor dem Guten, ſonderlich bey artigen Schriften, wo nur das Beſte gut iſt.

VI.

Man ſpielet zu gleicher Zeit ein Trauerſpiel, und ein kleines Luſtſpiel von einer Handlung; das Luſtſpiel gehet wohl von ſtatten, und bringet ſeinem Verfaſſer viel Ehre, das Trauerſpiel mislingt, und bringt dem Poeten weiter keine Ehre, als bey einigen ſinnreichen Köpfen, die auf dem Schauplatze ſehr dünne geſäet ſind; die übrigen ſind

dabey

dabey verdrüßlich, und folglich verachten ſie es. Fraget ſie, welches von beyden Stücken ſie am liebſten möchten gemacht haben? man wird nicht glauben, daß es euer Ernſt ſey. Wollt ihr fortfahren, und ihnen zu verſtehen geben, daß dieſes Trauerſpiel, ob es gleich ſeines Schickſals werth ſey, dennoch große Schönheiten in ſich faſſe; daß dieſe Art zu ſchreiben ungemein ſchwer ſey; daß man ein Naturell dazu haben müſſe, auch wenn man nur in etwas darinnen fortkommen wolle; ſo werden ſie dieſes vielleicht zugeben, ſie werden dem Verfaſſer Recht wiederfahren laſſen. Was hat er aber von einem ſolchen mit Gewalt von den verdrüßlichen Zuhörern heraus gebrachten Geſtändniſſe? Man wird mit Haufen wiederum zurücke kehren, dieſes kleine Luſtſpiel vorſtellen zu ſehen; es wird alle Tage aufs neue gelobt werden; es wird ſo lange auf der Schaubühne aufgeführet werden, als die Schaubühne dauret. Hingegen wird man aus Mangel der Zuſchauer aufhören müſſen, das Trauerſpiel vorzuſtellen. In einem Monate wird niemand mehr davon reden; in einem Jahre wird man nicht mehr wiſſen, daß es geſpielet worden iſt, und es wird nicht einmal Gelegenheit geben können, wider den Verfaſſer ein Sinngedichte aufzuſetzen. Es iſt leicht, die Urſache von dem verſchiedenen Schickſale dieſer zwey Stücke einzuſehen. Das eine als das ſchwerſte erfodert mehr Naturell, oder zum wenigſten eine ſehr ſeltene Art des Witzes bey demjenigen, der es verfertiget hat. Das andere iſt in ſeiner Art weit vollkommner. Ich halte den Verfaſſer des erſten weit höher; das andere aber iſt an ſich ſelbſt beſſer, und deswegen weit ſchätzbarer. Ich wollte dahero viel lieber geſchickt ſeyn, das Trauerſpiel gemacht zu haben,

in der That aber wollte ich die Comödie lieber gemacht haben.

VII.

Was diejenigen anbetrifft, welche das Verlangen zu mehr, als einer Art des Ruhms, antreibet, eine Art nach der andern zu ſuchen, ſo ſetzen ſie ſich nicht nur in Gefahr, dieſen neuen nicht zu erhalten, wenn ſie den Zirkel ihrer natürlichen Gaben überſchreiten, ſondern auch denjenigen verdunkelt zu ſehen, welchen ſie bereits erhalten haben.

Es iſt unmöglich, ſagt der gemeine Hauſe, es iſt etwas ſehr ſchweres und ſeltenes, ſagen kluge Leute, in vielen Dingen wohl fortzukommen. Dahero je mehr man euch bewundert hat, je mehr ihr in einer Art fortgekommen ſeyd, deſto weniger will man euch in einer andern bewundern, und glauben, daß ihr darinnen ſo wohl fortkommen könntet. Hierdurch wendet ſich euer erhaltner Ruhm wider euch. Ich gebe es zu, daß dieſes nur ein Vorurtheil iſt, und man wird euch nur noch mehr bewundern, wenn man eine neue Geſchicklichkeit an euch entdecket. Allein, eben dieſes Vorurtheil wird es vielleicht hindern, daß man in euch dieſe andere Geſchicklichkeit wahrnimmt, oder ſie zum wenigſten nicht in ihrer völligen Gröſſe wahrnimmt; Man muß ſich wundern, wie viel es auch ſo gar bey den verſtändigſten Leuten thut, wenn man von etwas eingenommen iſt. Nichts deſto weniger will ich glauben, daß dieſe Recht wiederfahren laſſen; erwartet es aber nicht ſo gleich von dem gemeinen Haufen. Die Macht des Vorurtheiles wird vielleicht ſo weit gehen, daß ſie bey den Verdienſten eurer neuen Schrift blind werden. Sie mag ſeyn, ſo gut als ſie will, ſo werden ſie dieſelbe doch, vermöge

möge dieſes Schluſſes für ſchlecht halten, und behaupten, daß kann nicht ſeyn, alſo iſt es nicht.

VIII.

Noch mehr, man findet in eurer Aufführung eine gewiſſe Art der Einbildung, welche den Leuten misfällt, welches ſie wider euch aufbringt, und macht, daß man, ungeachtet ſeines Eigennutzes, bey nahe euren Fall verlangt.

Man iſt bald müde, einerley Dinge zu bewundern, das heißt Ekel; man iſt noch weit eher müde, einen Menſchen zu bewundern, das iſt Bosheit.

Nun gut, werdet ihr zu mir ſagen, wenn ich etwas neues auf eine neue Art, in Anſehung meiner, herausgebe; ſo habe ich nichts mehr zu befürchten, als Bosheit. An ſtatt, daß wenn ich fortfahre, in einerley Art zu arbeiten, ich Gefahr laufe, Ekel und Bosheit zugleich zu erwecken.

Das iſt wahr, aber bemerkt doch hierbey, daß wenn ihr von ihm eine neue Art der Bewunderung fodert, ihr die Bosheit auf eine ganz andere Art erweckt, als wenn ihr nur die Fortſetzung einer Bewunderung verlangt, die man, ſo zu reden, ſchon gewohnt iſt, euch zu geben. Alſo muß man aufhören, zu ſchreiben, werdet ihr ſagen?

Dieſes würde nach einiger Zeit vielleicht das beſte ſeyn, wenn man ſich einen gewiſſen Namen erworben hat; man wäre denn verſichert, man würde ſich ſelbſt übertreffen. Denn wo euer neues Werk denjenigen, welches ihr bereits ſchon heraus gegeben habet, nur gleich iſt, ſo werdet ihr euren Ruhm nicht ſonderlich vermehren; und iſt es ſchlechter, ſo werdet ihr ihn ſehr verringern. Dieſes

Wort, welches man ſo oft den Kindern des Mars und des Apollo geſagt hat; ruhet unter dem Schatten eurer Lorbern, iſt nicht ſo wohl eine Höflichkeit, welche man ihnen wegen ihrer Ehre bezeiget, und eine Ermahnung, derſelben zu genieſſen, als vielmehr ein guter Rath, welchen man ihnen giebt, dieſelbe zu erhalten, es iſt, als wenn man zu ihnen ſagte: Ruhet, man erlaubt es euch, ihr habt das Recht dazu wohl erworben, und euer Ruhm verlangt es, man bittet euch ſo gar in Abſicht eurer langen Arbeit darum; thut es aus Klugheit, ſetzet doch bey neuen Bemühungen oder bey einem neuen Verſuche eine Geſundheit, und ein Leben, welches uns ſo lieb iſt, nicht in Gefahr; überlaſſet doch eine Ehre, welche euch ſo koſtbar ſeyn ſoll, keinem ungewiſſen Ausgange.

Das gehört zwar eigentlich nicht zu meiner Sache, ich komme aber ganz natürlich durch dieſe Ueberlegung darauf. Wenn es weit ſicherer ſeyn ſoll, daß man zu ſchreiben aufhöre; iſt es da wohl klug gethan, daß man anfängt, in einer neuen Art zu ſchreiben? Da es ungewiß iſt, ob wir noch Kräfte genug haben, dasjenige ferner zu thun, was wir bis itzo mit gutem Erfolge gethan haben; iſt es da wohl wahrſcheinlich, daß wir noch ſo viel übrig darzu haben, dasjenige gut auszuführen, was wir noch niemals unternommen haben? Wenn werden aber die Verfaſſer gemeiniglich gereizt, von einer Art zur andern zu gehen? geſchieht es nicht, wenn ſie es überdrüßig ſind, allezeit auf einem Wege zu gehen, welches zu erkennen giebt, daß ſie ſchon ſeit langer Zeit darauf gehen, wegen der Einförmigkeit ihrer Arbeit verdrüßlich, durch die Art des Ruhms, welchen ſie dadurch erlangt haben, ſo zu reden, geſättiget, und folglich nicht mehr in dem

blühen-

blühenden Alter ſind, wo der Geiſt noch nichts von ſeiner erſtern Lebhaftigkeit verlohren hat? Sie haben bereits dasjenige Alter erreichet, wo man mit dem, was man in Anſehung des Urtheils gewinnet, den Verluſt deſſen, was man auf Seiten der Einbildungskraft verlieret, ſehr ſchlecht erſetzen kann. Wie ſollten ſie wohl in ihrem Vornehmen glücklich ſeyn? beſonders wenn ſie, wie es ſehr oft geſchiehet, von dem leichtern zu dem ſchwerern gehen.

IX.

Es iſt wahr, man könnte ſich auf einige Bücherſchreiber beruffen, welche das Anſehn hatten, als ob ſie ſich in einer Art erſchöpft hätten, und ſich doch hernach in einer andern zu erneuen ſchienen. Einige haben ſo gar mehr als einmal dieſes an ſich ſehen laſſen, und man iſt wegen ihrer Hauptgeſchicklichkeit ungewiß geblieben. Horaz hat hohe-und niedrige Gedichte gemacht. Virgilius hat die ſanfteſten Töne auf der Schäferflöte, und die edelſten auf der Heldentrompete hören laſſen; und wenn ich von den unſrigen reden darf, ſo hat der verſtorbene Herr de la Motte, nach dem Geſtändniß der ſchärfſten Tadler in allerhand Arten, die vortrefflichſten Schriften hinterlaſſen, und man hat ihm nicht eben deswegen getadelt, daß er in ſo vielerley Arten geſchrieben, ſondern daß er zu viel geſchrieben. Es giebt aber wenige Bücherſchreiber, von welchen man nicht eben dieſes ſagen könne, und die nicht in der Art, zu welcher ſie die größte Geſchicklichkeit beſaſſen, etliche mittelmäßige Schriften ans Licht geſtellt haben ſollten. Endlich haben wir einen Nachfolger des Herrn Peliſſon an dem Ueberſetzer der Geſpräche Ciceronis von der Natur der Götter gefunden.

Der Hiſtorienſchreiber Carl des XII. iſt eben derſelbe, welchem wir die Ehre ſchuldig ſind, daß wir in unſerer Sprache ein Heldengedichte haben, das ſich leſen läßt. Herr de Fontenelle . . . . ; doch ich habe ſchon alles geſagt, wenn ich ihn nur genennt habe, ſein Name allein erwecket ſchon die Vorſtellung von einem allgemeinen Verſtande.

Hier hat man ohne Zweifel Exempel genug, ohne diejenigen, welche ich noch anführen könnte; indeſſen ſind ihrer doch noch in Vergleich mit den gegenſeitigen Exempeln ſehr wenig. Es ſind nur Ausnahmen von den allgemeinen Regeln, daß eine natürliche Gabe bey der andern nicht ſtehen kann, und daß die größten Geiſter in einem gewiſſen Verſtande die Eingeſchränkteſten ſind. Nun aber iſt es was ſeltenes, daß man ohn Hochmuth von ſich glauben kann, man gehöre unter die Ausnahmen; daß man ſich ohne Unvorſichtigkeit von der Aufrichtigkeit entfernen kann, welche durch das Verfahren der größten Männer, und noch mehr durch den Fall derjenigen, welche ihr nicht gefolget ſind, gerechtfertiget worden iſt.

X.

Ich habe aber noch andere Unbequemlichkeiten in dieſen Anmerkungen den Bücherſchreibern vor Augen zu ſtellen. Wir wollen alſo ſetzen, ich rede einen von ihnen an: bedenket doch, würde ich zu ihm ſagen, daß ihr euch alle diejenigen, deren Mitbuhler ihr werdet, zu Feinden macht.

Man weis nur gar zu wohl, wie weit der Verdruß eines gedemüthigten Mitbuhlers gehen kann. Wenn auch die Ehre eines Verfaſſers, welcher durch ſeinen Mit-

buhler angetaſtet wird, nicht allezeit dabey leidet, ſo wird er doch zum wenigſten in der Ruhe und Gelaſſenheit ſeiner Seele geſtöret. Ein aufrichtiger Menſch tröſtet ſich nicht mit der Eitelkeit des Haſſes, welchen man gegen ihn hat, und ich wüßte nichts, das fähiger wäre, mir einen Abſcheu vor dem Bücherſchreiben zu machen, als dieſer höchſt ungerechte, und nichts deſtoweniger ſo ſtarke Haß der Mitbuhler.

Dieſe neuen Feinde loben anfangs, ehe ihr in ihre Rennbahne eingetreten ſeyd, dasjenige gerne, was ihr in einer oder andern Art gemacht habt; ſie hatten auch keinen Vortheil, es zu tadeln, vielleicht aber es zu loben; itzo aber, da ihr die Ehre mit ihnen theilen wollt, würde es ihrer Rache nicht gnug ſeyn, ſich aus allen Kräften dem glücklichen Fortgange dieſer letzten Schriften entgegen zu ſtellen. Sie werden alle Lobſprüche, welche ſie eurer erſten Arbeit gegeben hatten, zurücke ziehen; ſie werden allen Tadel wieder hervor bringen, den man ſonſten darüber gemacht hat; ſie werden ſich mit euren alten Mitbuhlern verbinden, ſie auf die leichtfertigſte Weiſe zu zerläſtern.

Es iſt vergebens, zu ſagen, der Ruhm ſey für alle. Man muß dieſes nicht ſo genau nach dem Buchſtaben nehmen; man kann die Ehre anderer Leute nicht ſo theilen, daß man ſie nicht ein wenig verringern ſollte. Corneille iſt ſehr groß, aber ohne den Racine würde er es weit mehr ſeyn. Die Eiferſucht der Bücherſchreiber, und ſonderlich der Poeten, gehet in dieſer Sache zu weit. Jedoch wenn wir genau davon reden wollen, ſo iſt ſie mehr niederträchtig und ungerecht, als blind. Corneille ſah es ohne Zweifel, und es konnte nicht anders ſeyn, er mußte es ſehen, daß

der

der Ruhm des Racine den ſeinigen übertraf; er hätte es aber doch ohne eine niederträchtige Ungerechtigkeit nicht übel nehmen können.

XI.

Im übrigen, wenn ihr auch, ungeachtet aller dieſer Hinderniſſe, wohl fortkommen möchtet, (ſo rede ich weiter fort mit meinen Bücherſchreibern,) ſo würde dieſes doch nur eine leichte Mühe für euch ſeyn. Die allgemeinen Lobſprüche erſticken das Geräuſche der Tadelſucht; ihr Geſchrey iſt ſo gar eine Art des Lobes; je mehr ſie aufgebracht iſt, je mehr zeiget ſie den Verdruß an, der ſie hervor gebracht; und folglich den Werth des Werks, welches ſie angreift. Das ärgſte iſt, daß alles das, was ich geſagt habe, dennoch geſchehen wird, wenn ihr auch nicht wohl darinnen fortkommt. Das Unternehmen wird eben ſo ſcharf geſtraft werden, als der Erfolg. Alsdenn aber wird die Gelegenheit weit ſchöner für eure Tadler ſeyn. Denn es werden ſich welche finden, und wäre es auch nur wegen eures Ruhms; die Leute werden für ſie wider euch ſeyn. Die Erkenntlichkeit, welche ſie euch wegen des Nutzens, oder des Vergnügens, welches ihnen eure erſten Schriften verſchafft haben, ſchuldig ſeynd, wird ſie nicht hindern, ſich auf eure Unkoſten luſtig zu machen. Es werden ſich kaum einige vernünftige Leute finden, welche ſagen möchten, mit einem Menſchen von eurem Werthe ſollte man höflicher und gelinder verfahren.

XII.

Ich habe geſagt, eure Neider und eure Tadler werden bis auf dieſe Werke zurücke gehen, mit welchen ihr euch zum erſtenmale in der gelehrten Welt habet ſehen laſſen. Die Menſchen aber ſind von ſich ſelbſt darzu

geneigt von der Hochachtung, womit ſie dieſelben anſehen, etwas fallen zu laſſen, ſeit dem ihr ihnen Gelegenheit gegeben habt, eurer Perſon nach euch weniger hochzuſchätzen. Es iſt unrecht, ich geſtehe es; eure erſten Schriften ſind noch allezeit dasjenige, was ſie waren; die letztere haben ſie nicht verändert; ſie haben aber gemacht, daß die Leute gegen euch anders geſinnet ſind, und ihre Hochachtung für ein Werk beruhet gröſten Theils darauf, wie ſie gegen den Verfaſſer geſinnet ſind. Ihr habt ihnen Gelegenheit gegeben, euch weniger hoch zu ſchätzen, da ihr ein ſchlechtes Werk an das Licht geſtellet. Sie wußten überhaupt gar wohl, daß ihr nicht alle Gaben hättet; wann ich es aber recht ſagen ſoll, ſo dachten ſie nicht daran. Sie ſahen euch nur auf der Seite, auf welcher ihr euch ihnen zeigtet, und ſie bedachten nicht, ob ihr eben ſo ausſehen würdet, wenn man euch auf einer andern Seite betrachtete. Kurz, ihre Hochachtung gegen euch war rein, ohne Vermiſchung, und gewiſſer maßen unbeſtimmt; itzo iſt ſie eingeſchränkt, und mit Verachtung gemiſcht. Ihr habt ſie von demjenigen, was ihr nicht vermochtet, benachrichtiget; ihr habt, ſo zu reden, gemacht, daß ſie an eure Schranken geſtoſſen, ſie wiſſen es gar zu wohl, daß ihr dieſe oder jene Geſchicklichkeit nicht habt, und was das ärgſte iſt, daß ihr ſie zu haben vermeynet. Vielleicht wiſſen ſie es gar, daß ihr es noch glaubet, daß ihr euch ihrem Ausſpruche widerſetzt, und daß ihr bereit ſeyd, in die Bahne wiederum zu treten, welche ſie euch verſchloſſen haben. Dieſes iſt die gröſte Unehre, weil dieſes nichts anders, als die Wirkung, entweder eines über alle maßen verhaßten Hochmuthes, oder eines Fehlers an der Einſicht ſeyn muß, welcher zum Mitleiden bewegt.

XIII.

Was euch in eurem Betruge unterhält, kann vielleicht dieſes ſeyn, daß große Schönheiten in eurem Werke ſind, Schönheiten von der Art, in welcher ihr zu anderer Zeit glücklich geweſen ſeyd. Uebel angebrachte Schönheiten aber hören auf, Schönheiten zu ſeyn, und werden Fehler. Die Kunſt hat keinen beſtändigern Grundſatz, und der durch die Erfahrung beſſer beſtätiget wäre, von welchem man auch beſſere Urſachen angeben kann. Was in einem Heldengedichte gefällt, misfällt, und ſoll uns in einem Trauerſpiele misfallen. Was könnt ihr euch alſo von einem Werke verſprechen, welchem die nöthigſten Eigenſchaften fehlen, und das noch dazu, was das ſchönſte an ihm iſt, mangelhaft iſt; was ſoll man anders von ihm ſagen, als daß es ſchlecht ſey, und kann man wohl in Anſehung eurer ſelbſt gelinder ſeyn, als daß man euch als einen Menſchen anſiehet, welcher mehr Verſtand und Geſchicklichkeit als Einſicht und Geſchmack hat? Es ſtehet euch gewiß nicht wohl an, über die Leute misvergnügt zu ſeyn, ſie ſind zuweilen allzu ſtrenge, und nicht billig genug.

Von dem eingenommenen Gemüthe.

I.

Man kann die Leute, welche von etwas eingenommen ſind, in vier Claſſen vertheilen, einige ſind ſo von etwas eingenommen, daß ſie faſt allemal dabey zu rechte kommen, und ob ſie gleich mit allem Recht davon eingenommen

nommen ſind, ſo halten ſie doch niemahls ihr Urtheil für ganz ausgemacht, und ihrer ſind wenig.

Die andern ſind von etwas eingenommen, und kommen dabey faſt allezeit unrecht an. Sie urtheilen nach ihrem Vorurtheile, es mag gut oder ſchlecht ſeyn, und alſo urtheilen ſie bey nahe allezeit falſch, und deren ſind viele. Zwiſchen dieſen zwey Arten der Leute finden ſich einige, welche, da ſie wie die erſten, von etwas eingenommen ſind, aber faſt allezeit damit zu rechter Zeit kommen, und die andern allezeit nach ihrem Vorurtheile, oder nach ihrer vorgefaßten Meynung urtheilen; ſehr viele Fehler im urtheilen begehen, weil eine vorgefaßte Meynung wohl gegründet, und dennoch falſch ſeyn kann. Dergleichen ſind zum Exempel, die vorgefaßten Meynungen von allgemeinen Regeln; ſie ſind in den gewöhnlichen Fällen wahr, in einigen beſondern Fällen, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel ſind, falſch, und folglich in einem wie in dem andern wohl gegründet. Denn es iſt vernünftig, daß man ſich auf allgemeine Regeln gründe, ſo lange man bey einer bloſſen vorgefaßten Meynung bleibet; alleine da der Ausnahmen von den allgemeinen Regeln oft ſehr viel ſind, ſo ſind die Urtheile, welche man, kraft der Vorurtheile, die ſonſten keine andere Regeln als dieſe zum Grunde haben, fället, oft falſch.

Endlich iſt noch eine vierte Gattung der Leute, in Anſehung der vorgefaßten Meynung zu merken, und das ſind diejenigen, welche ſich leicht einnehmen laſſen, und indem ſie ſich folglich oft zu unrechter Zeit einnehmen laſſen, ſich eben ſo leichte ändern, als ſie ſich haben einnehmen laſſen.

II.

Die kleinen Geiſter ſind gemeiniglich eigenſinnig, ſagt man, und das iſt in einem gewiſſen Verſtande wahr. Es giebt eine gewiſſe Schwäche des Verſtandes, welche den Eigenſinn hervor bringt; es giebt aber auch noch eine andere, und dieſe iſt vielleicht die gewöhnlichſte, aus welcher die Unbeſtändigkeit der Meynungen entſtehet, und welche machet, daß man ſich zu keiner mit Standhaftigkeit entſchlieſſet. Man verläſſet ohne Unterſcheid das Wahre für das Falſche, oder das Falſche für das Wahre. Man nimmt eine Meynung ohne Grund an, man verläßt ſie aber auch eben ſo. Wir verändern zuweilen die Meynung, weil die Gründe, welche uns anfangs dazu überredet hatten, verſchwinden. Der Irrthum würde es bey ihrer Gegenwart nicht aushalten, allein er bemächtiget ſich ſehr leichte eines Verſtandes, welchen er auf gewiſſe Weiſe unbewaffnet antrifft.

Die wenigſten Menſchen ſind geſchickt, gute und ſchlechte Beweiſe von einander zu unterſcheiden. Man brauchet wenig Kunſt ſie zu betrügen, ſie ſind mit Worten und augenſcheinlich falſchen Schlüſſen zufrieden. Unter denen aber, welche einen richtigen Verſtand haben, giebt es ihrer viel, bey welchen die richtigen Beweiſe nur einen leichten Eindruck haben. Man muß allezeit wiederum mit ihnen anfangen, ſie halten nicht feſte, ſaget Herr Nicol, bey der einmal erkannten Wahrheit zu bleiben; daher iſt das Sprichwort gekommen, daß es das Volk jederzeit mit dem hält, der das letzte Wort hat.

Sie laſſen ſich wiegen und wägen von allerley Wind der Lehre, ſaget die Schrift, wenn ſie von dergleichen Menſchen redet, die in ihren Meynungen unbeſtändig ſind.

ſind. Der Nachdruck und die Richtigkeit dieſes Ausdrucks hat gemacht, daß man ihm in gemeinen Reden braucht, er iſt ein Wetterhahn, der ſich nach dem Winde dreht, ſagt man von einer Perſon, welche durch ihre Leichtſinnigkeit bekannt iſt. Die Vergleichung iſt vollkommen recht, es iſt nur Schade, daß ſie zu niedrig iſt; unterdeſſen giebt ſie gar wohl zu verſtehen, wie verächtlich dieſer Fehler iſt.

III.

Man urtheilet nach einer vorgefaßten Meynung auf zweyerley Weiſe, mit und ohne Unterſuchung. Zuweilen will man ſich nicht die Mühe nehmen, etwas zu unterſuchen, zuweilen glaubt man gnugſame Proben zu haben, ſich deſſen zu enthalten, und das Urtheil folget faſt unmittelbar auf die gefaßten Vorurtheile Oft iſt ſie im Anfang ſehr ſchwach, bey gewiſſen Leuten aber eilet ſie ſehr geſchwinde. Ehe man ſichs verſieht, wird ſie zu einem förmlichen Urtheile, welches nach keiner Prüfung mehr fraget, zu einem feſten und unveränderlichen Urtheile, welches durch keine Unterſuchung geändert werden kann. Und was hilft es bey einem Menſchen, der eine vorgefaßte Meynung hat, wann er ſie auch unterſuchte; wie viele ſo gar vernünftige und billige Leute urtheilen doch ſo ſehr falſch, bey welchen doch die Unrichtigkeit zuweilen handgreiflich und augenſcheinlich iſt, nachdem ſie es lange Zeit mit vieler Mühe unterſucht haben. Weil ſie von ihren vorgefaßten Meynungen leicht verblendet und erleuchtet ſind, ſo ſehen ſie alle Gründe, welche ihnen zu ſtatten kommen; ſie ſehen ſie in aller ihrer Stärke, ſie ſehen aber auch weiter nichts. Ihr meynt, ſie wären unwiſſende, oder meynten es nicht recht; ſie

ſind aber nur eingenommen. Die Gründe eines guten Verſtandes und einer natürlichen Billigkeit verſchwinden alsdenn, die Schuldigen werden losgeſprochen, die Unſchuldigen verdammt. Was iſt aber die Quelle der meiſten vorgefaßten Meynungen, wenn es keine andere wäre, als die Schwäche des menſchlichen Verſtandes, und die Unvollkommenheit unſerer Erkenntniß, ſo wäre dabey ſo viel zu gewinnen, als zu verlieren. Wenn man Leute zu Richtern hätte, die ſich leichte einnehmen lieſſen; ſie würden ohne Unterſcheid im guten und böſen für oder wider uns zum Behuf des Wahren und Falſchen urtheilen; allein die Quelle der vorgefaßten Meynung iſt eben ſo wohl im Herzen, als im Verſtande zu ſuchen; dahero kommen nicht nur mehr widrige als geneigte Vorurtheile in uns gegen andere, und in andern gegen uns; (vielleicht kann dieſes ganz recht ſeyn,) ſondern auch die Neigung, welche wir haben, ſie zu machen, und ſie anzunehmen; die Luſt, womit wir ſie unterhalten, und hauptſächlich ſie mittheilen, und alſo wird ein unbillig gefaßtes Vorurtheil zur Urſache unzähliger ſo wohl falſcher als boshaftiger Urtheile.

Vom Hochmuthe und ſeinen Wirkungen.

Es giebt zweyerley Arten des Hochmuths: einen einfältigen, einen wahren und natürlichen, der ſich in ſeiner Blöße zeiget, und gerades Weges zu ſeinem Zwecke gehet. Man denkt vortheilhaft von ſich ſelbſt, man redet, wie man denkt; man ſagt ohne Umſtände, daß man Ver=

Verſtand und Geſchicklichkeit habe, und man ſagt es vielmehr, weil man es glaubt, als um andere zu überreden.

Die andere Art des Hochmuths iſt ein falſcher, lügenhafter, verſtellter Hochmuth, welcher nicht allezeit verhindert, daß man ſeine Unvollkommenheiten nicht merken ſollte. Ein Hochmuth, welcher macht, daß man die Hochachtung anderer eifrigſt verlanget, und folglich alle mögliche Mittel nimmt, daß ſie uns nicht kennen, wie wir ſind, indem man ungeachtet aller Verführung der Eigenliebe, innerlich überzeuget iſt, daß man ihrer Verachtung nicht anders als durch Betrug entgehen kann.

Dieſer Hochmuth, wenn er entdeckt wird, iſt ungemein verhaßt; man erduldet ihn, man hält uns ihm zu gute, wann er gegründet iſt; und wenn er es nicht iſt, ſo iſt er bloß lächerlich, das iſt eine Schwärmerey, die zu Mitleiden bewegt, eine Thorheit, darüber man lachet, und welcher man ſo gar zuweilen ſchmeichelt, damit die Comödie deſto luſtiger werde. Ich habe dergleichen hochmüthige Narren gekannt, die in ihrer Art Donquichotten waren. Man verachtete ſie, ohne ſie zu haſſen. Was die liſtig Hochmüthigen anbetrifft, ſo ſind ſie beydes verhaßt, und verachtet, ſo bald man ſie kennet; und man kennet ſie gar bald, weil alle Menſchen, der eine mehr der andere weniger hochmüthig ſind. Es giebt gewiſſe Laſter, welche man um deſto leichter bey andern wahrnimmt, je weiter man ſelbſt davon entfernet iſt, mit dem Hochmuthe aber iſt es ganz anders beſchaffen, je mehr man deſſen hat, je geſchwinder entdecket man auch überall, wo er iſt. Der Hochmuth iſt der gröſte und verſchlagenſte Feind des Hochmuths ſelber.

Man

Man muß dieſen unverſtellten und natürlichen Hochmuth, von welchem ich geredet habe, nicht mit einem groben, und wegen ſeiner Grobheit verdrüßlichen Hochmuthe vermengen. Uebrigens würde dieſer grobe Hochmuth nicht ſo verhaßt ſeyn, als der liſtige, dieſer böſe Hochmuth, der ſich in der That in acht nimmt, in den Handlungen und Geſprächen aber eine ungemeine anſtößige Falſchheit zeiget, ſo bald man ihn wahrnimmt.

Der beſondere Hochmuth, welchen ich hier zur Abſicht habe, der allezeit darauf gerichtet iſt, andere zu überreden, daß er einen Vorzug beſitze, welcher ihm, wie er wohl weis, fehlt, nimmt ſich wohl in acht, daß er nicht natürlich redet und handelt, wenn ihr von einer Sache mit ihm ſprecht, wenn ihr von einem Buche, welches erſt heraus gekommen, ſeine Meynung verlangt, ſo denket nur nicht, daß er euch ſeine eigne Meynungen ſaget, und ohne Verſtellung ſaget, was es bey ihm für einen Eindruck gemacht hat. Er beſorgt, er möchte ſich verrathen; er tadelt oder billiget es, nachdem er meynet, daß ihm ſein Tadel oder Lob Ehre bringen werde. Seine Gedanken ſind über nichts recht ausgemacht; er redet nicht ſo wohl, um zu ſagen, was er denkt, als vielmehr, daß andere glauben ſollen, er denke gut. Kurz, er will euch eine vortheilhafte Abbildung von ſich ſelber geben; das iſt eine Regel, und ihr zu folgen, redet er nach Gelegenheit ganz unterſchiedlich.

Seine gewöhnliche Art iſt, etwas für und wider die Sache vorzubringen, nicht ſo wohl, daß er einige Gründe widerlegen, oder andere billigen, als vielmehr, daß er zeigen will, er wiſſe ſie alle.

Er

Er hat ſich eine groſe Menge allgemeiner Grundſätze angeſchafft, welche er mit einer ernſthaften Mine bekannt macht, ohne ſie recht anzubringen; weil dieſes nach ſeiner Meynung ſehr leicht iſt, und wobey er doch, wie ihm bekannt iſt, nicht wohl zu rechte kommen würde. Wenn man ihn ja endlich ſo weit gebracht hat, ſich rund heraus zu erklären, und eine eigne Meynung anzunehmen, ſo wird er ſie, ſo falſch ſie auch in ſeinen eignen Gedanken ſeyn mag, jedoch nur faſt allezeit mit allgemeinen Gründen behaupten.

Zuweilen wird er euch nachgeben, doch ſo, daß ihr es merken müßt, es geſchehe nur aus Höflichkeit; er könnte wohl unwiderſprechliche Gründe anführen, allein das würde ihn in eine verdrüßliche Weitläuftigkeit, und in ſolche Unterſuchung bringen, die vielleicht etwas hoch giengen, und eine Aufmerkſamkeit verlangten, darzu nicht jedermann fähig iſt.

Er hat auch allgemeine Arten zu loben und zu tadeln, die alle aus Kunſtwörtern beſtehen; ſonderlich hat er diejenigen gerne, dabey er nicht ausführen und beweiſen darf, und die am geſchickteſten ſind, zu zeigen, wie weit er über diejenigen Bücherſchreiber weg ſey, welche er beurtheilet. Sein gewöhnliches Urtheil über neue Schriften iſt zum Exempel, daß er ſagt, er habe nichts neues darinnen gefunden. Es dünkt mich, ſaget einer, ich habe ſchon alles geleſen, was ich leſe. Unterdeſſen, fährt er fort, leſe ich wenig, ich habe auch kein gut Gedächtniß, und allezeit lieber nachgedacht, und unterſucht, als geleſen.

Damit er ſich ja in den Ruhm ſetzen möge, daß er zugleich ein gelehrter und ſinnreicher Mann wäre, ſo

führet er zuweilen Stellen und Zeugniſſe an, als wenn er ſie aus ihrer Quelle oder zum wenigſten aus ſolchen nicht gar bekannten Schriften genommen hätte, die nur für die Gelehrten geſchrieben ſind. Wenn er von den Orakeln ſpricht, ſo führt er niemals den Herrn Fontenelle an; er führt den Van Dalen an, welchen er nicht geleſen hat. Wenn es aber einen artigen Gedanken, einen guten Einfall, ein gründliches Urtheil anbetrifft, ſo thut er, als wenn er es von ſich ſelbſten ſagte, da führet er niemanden an.

Er hat ſich ſo gewöhnt, daß es ſcheint, er verwundere ſich über nichts; und wenn ein Gedanke, welchen man ihm vorträgt, noch ſo ſonderbar, ſo neu iſt, als er will, wann er ihm richtig und gründlich zu ſeyn ſcheinet, ſo antwortet er ſo gleich, und mit der ungezwungenſten Art, ich habe allezeit ſo gedacht, wie ihr.

Diejenigen aber von dergleichen Art, welche in der That Verſtand und Beredſamkeit haben, gewinnen in dieſer Art weit mehr, und können ſich zum beſten, andere weit herrlicher betrügen; wenn ſie zum Exempel mit Leuten in Geſellſchaft ſind, welche mehr Verſtand als Wiſſenſchaft haben, ſo nehmen ſie ſo gleich das Wort, machen einen Auszug aus dem Buche; man höret ſie mit Verwunderung an, man billiget es; und wann ſie einige Hochachtung wegen der Art verdienen, womit ſie von demjenigen Rechenſchaft geben, was ſie geleſen haben, ſo machen ſie ſich durch die große Eitelkeit, womit ſie ſich zum Uhrheber desjenigen machen, was ſie ſagen, der größten Verachtung würdig.

Ich erinnere mich bey dieſer Gelegenheit, daß ich einmal viel Mühe gehabt habe, einen von meinen Freunden auf andere Gedanken zu bringen, welcher glaubte,

er

er hätte in einer Geſellſchaft den Herrn Fontenelle gefunden. Ein gewiſſer Mann, der viel Verſtand hat, und deſſen Namen ich ſeit dem erfahren, hatte daſelbſt lange Zeit von dem Orakel der Heyden, und zwar auf ſolche Art geſprochen, daß es meinem Freunde ſehr gefallen hat. Dieſer kam aus der Geſellſchaft zu mir, und ſagte, vor einer Stunde hätte ich euch gerne bey der Madame von . . . . . gewünſcht, ihr würdet bey dem Vergnügen, welches ich daſelbſt geſchmecket habe, noch weit empfindlicher geweſen ſeyn, als ich; ich hätte mir in der That nicht eingebildet, daß in dieſem Hauſe gelehrte und witzige Köpfe zuſammen kämen; man iſt daſelbſt mit ganz was anders beſchäfftiget. Hierauf gab er mir von allen Nachricht, was er gehöret hatte; niemals hätte er einen Mann geſehen, der zu gleicher Zeit geſchickter und beredter geweſen. Er hielte ſich lange dabey auf, wie viel man denjenigen ſchuldig wäre, welche andern ihre Wiſſenſchaften gerne mittheilen wollten, und das, fuhr er fort, wollte uns auch derjenige, der mit uns redete, zu verſtehen geben; denn zu Ende ſeiner Rede, ſagte er uns, er hätte nns in einer halben Stunde die Früchte vieler Jahre ſeines Fleiſſes gegeben. Bey dieſem Worte vermuthete ich die eigentliche Beſchaffenheit dieſes Zufalls, alleine ohne mich etwas darvon merken zu laſſen, both ich es meinem Freunde an, wenn er Verlangen trüge, ſich von der Materie von den Orakeln unterrichten zu laſſen, ihm ein Buch zu leihen, welches ſo wohl angenehm als gründlich wäre; er nahm mein Anerbiethen mit Vergnügen an, und ich gab ihm die Hiſtorie der Orakel vom Herrn Fontenelle. Er las ſie mit vieler Begierde durch, und brachte mir ſie den Tag darauf wieder. Ich habe geſtern das alles gehört, ſagte er, wie

er zu mir kam, aber ich wundere mich darüber, es war ohne Zweifel Monſieur Fontenelle ſelbſt, der mit uns ſprach: Er kann in der That ſein Buch auswendig, ich hörte auch, daß er redete, als wenn es gedruckt wäre. Ich kenne den Herrn Fontenelle, ſagte ich drauf, er ſpricht ſo gut, als er ſchreibt, er pflegt aber ſein Buch in Geſellſchaft, nicht zu wiederholen; auſſer dem glaube ich auch nicht, daß er jemals eine halbe Stunde nach einander geredt hat. Ihr irret euch ſehr, es iſt der Herr Fontenelle nicht geweſen, welchen ihr geſtern bey der Madame von .... geſehn habt. Wie verſetzte er hierauf, mit einiger Lebhaftigkeit, ſollte ein Menſch, welcher uns einen kurzen Auszug von der Hiſtorie der Orakel des Herrn Fontenelle gegeben, ganze Stücke, welche ich ſehr wohl gekannt, hergeſagt, und uns hernach verſichert hat, was wir gehöret hätten, wäre die Frucht vieler Jahre ſeines Fleiſſes, nicht Herr Fontenelle ſelber ſeyn. Nein, ſagte ich noch einmal zu ihm, ich muthmaßte es geſtern ſchon; heute bin ich vollends gar davon überzeuget. Euch aber davon deſto mehr zu überführen, ſo ſagt mir, ... hierauf that ich einige Fragen an ihn, welche darauf abgeſehn waren, ihn aus ſeinem Irrthume zu bringen. Er konnte ſich von ſeinem Erſtaunen nicht wieder erholen. Iſt es möglich, rief er aus! daß ein Menſch ſo verwegen ſeyn kann, als mein vorgegebener Gelehrter. Iſt das nicht ein unanſtändiges Verfahren, und zugleich eine grobe Unvorſichtigkeit! Mein Freund gerieth ſo in Zorn, daß ich glaube, er hätte ihm ins Geſichte geſchimpft, wenn er ihn den Augenblick angetroffen hätte. Nunmehro fand er gar keinen Verſtand mehr bey dem Menſchen, es war ungerecht; demungeachtet, doch ſehr natürlich. Die Ungerechtigkeit

desjenigen, welcher ſich eines Lobes anmaßen will, welches er doch nicht verdienet, macht oft, daß wir in Anſehung ſeiner eine begehen. Wenn wir ihm ein Lob verſagen, welches ihm aus andern Urſachen mit beſſerm Rechte zugehört, ſo würde eine Ungerechtigkeit mit der andern geſtraft, der Hochmuth zum Exempel, erhebt ſich wider den Hochmuth. Denn man muß geſtehen, daß ſich bey nahe allezeit ein wenig unter dem Verdruß menget, welchen er verurſachet, und daß man ſich nicht leicht eine Luſt macht, einen Hochmüthigen zu erniedrigen, als in ſo weit man es ſelbſten iſt. Ich verlange hierdurch gar nicht, meinen Freund des Hochmuths zu beſchuldigen. Was ich erzählet habe, iſt ſo beſchaffen, daß es auch den demüthigſten und beſcheidenſten Menſchen verdrieſſen muß.

Von der Sanftmuth.

I.

Viel Vernunft und Sanftmuth machen die zur Geſellſchaft vollkommenſte Gemüthsbeſchaffenheit; die erſte dieſer Eigenſchaften würde ohne die andere nicht zureichend ſeyn, nicht nur wegen der Annehmlichkeiten, welche die Sanftmuth in Geſellſchaft austheilet, ſondern auch weil ſie die Verſicherung eines beſtändigen Gebrauchs der Vernunft iſt. Durch die Sanftmuth iſt derjenige, welcher ſie beſitzt, frey von den Bewegungen des Zorns, von den ſcharfen Gemüthsbewegungen, welche oft machen, daß der vernünftigſte Menſch eben ſo handelt, als wie diejenigen, welche es nicht ſind. Durch ſie behält er

das kalte Geblüte, und die Ruhe des Gemüths, welche ihn die Sachen ſo anſehen läßt, wie ſie ſind, oder den Eindruck mäßiget, welchen ſie von ſich ſelbſt machen ſollen, und ſetzt ihn allemal in den Stand, dasjenige, was ihm die Vernunft vorſchreibt, bey allen Umſtänden anzuhören, und ſich ohne Mühe darnach zu richten.

Die Sanftmuth hilft uns auch andere dahin zu bringen, daß ſie der Vernunft folgen, durch die Art und Weiſe, womit ſie ihnen dieſelbe vorzuſtellen weis. Sie iſt das vornehmſte Mittel zur Ueberredung, die größte Stärke und Zierde der Wahrheit.

Die Sanftmuth iſt beynahe allezeit eine natürliche Eigenſchaft, und die Wirkung der Leibesbeſchaffenheit. Zuweilen iſt ſie auch eine Tugend, und die Frucht unſerer Bemühungen. Man kann ſie zum wenigſten, bis auf einen gewiſſen Punct erlangen. Ob ſie auch gleich etwas hoch zu ſtehen kömmt, ſo kauft man ſie doch niemals zu theuer. Die Vortheile, welche auf ſie folgen, ſind von ſolchem Werthe, daß er die längſte und mühſamſte Arbeit allezeit weit übertrifft. Wenn man auch nicht ſo weit kommen ſollte, daß man ſich gänzlich bezwingen könnte, ſo iſt es doch allezeit nützlich, ſich zu überwinden. Ein jeder Sieg hat ſeine Vergeltung, und wann die Leidenſchaft wieder matt wird, und man ſieht, wo ſie uns hinführen könnte, ſo iſt es ein ſehr ſüßes Vergnügen, wenn ſie von uns nichts wider die Vernunft erzwungen hat.

II.

Es giebt eine Sanftmuth, und eine Gefälligkeit, die nichts anders als Schwachheit, und Furchtſamkeit, Niederträchtigkeit, und eine Ohnmacht der Einbildung, vor

denjenigen ſind, welche uns betrügen. Eine Ohnmacht des Herzens vor denen, vor welchen wir uns fürchten. Man muß gewiſſe Leute ſchonen, welche uns ſelbſten nicht ſchonen würden, wenn uns nur ein einzig Wort entfahren ſollte, das ihnen misfallen könnte. Es würde gefährlich ſeyn, diejenigen aufzubringen, welche ſich bey dem geringſten Widerſtande, womit wir uns ihren Willen entgegen ſetzen, in Harniſch bringen laſſen. Bey ſolchen Gelegenheiten giebt man nach; man bleibt in einem demüthigen und ehrerbietigen Stillſchweigen, man gehet dem ungerechteſten Zorne, mit nichts, als den zärtlichſten Thränen entgegen; die Empfindlichkeit darf ſich ſo gar in den Verborgenſten des Herzens nicht merken laſſen; alles dieſes gehet ſehr natürlich und ohne Zwang zu. Iſt das nicht eine Sanftmuth, ſagt man, iſt das nicht eine bewundrungswürdige Geduld! Ihr betrügt euch, und damit ihr wegen dieſer vorgegebenen Sanftmuth aus eurem Irrthume kommen möget, ſo prüfet ſie nur bey einer andern Gelegenheit, wo ſie ſich ohne Gefahr entlarven kann. Ihr, vor welchen man ſich nicht fürchtet, und dem man ohne Nachtheil widerſprechen kann, ihr ſelbſt, deſſen Sanftmuth man kennt, oder deſſen Zorn man verachtet, verſucht es doch, und beleidiget die Eitelkeit der Perſon, welche euch ſo beſcheiden und geſetzt vorkömmt, nur in etwas; ſetzet unterſchiedenes an ihrer Aufführung aus, verweiſet ihr nur einen leichten Fehler, ſeyd nur über einer gewiſſen Kleinigkeit einer andern Meynung, ihr werdet auf eure Koſten von ihrer wahren Gemüthsbeſchaffenheit unterrichtet ſeyn, und eure Meynung hiervon alsdenn gar bald ändern; ihr werdet nichts als Bitterkeit, Ungeduld und Hochmuth finden, wo ihr geglaubt habt,

daß

daß ihr die glückſeligſte ued beſte Gemüthsart angetroffen hättet.

Abbildung des Balzac und Schutzſchrift für ihn.

Welch ein großer Geiſt, welch ein großer Schriftſteller iſt Balzac! wie reich iſt unſere Sprache in ſeinen Werken! wie rein, wie angemeſſen, wie nachdrücklich iſt ſeine Schreibart! wie wohl klingend! wie edel iſt er in Gedanken und Ausdrückungen! wie fruchtbar in der Einrichtung ſeiner Gedanken! nichts iſt ſchwach, nichts nachläßig in ſo vielen Schriften. Zween Folianten von einem einzigen Verfaſſer, mit ſo durchgängiger Zierlichkeit geſchrieben, würde man anders wo vergebens ſuchen. Er iſt ſich nicht in allem gleich, weit gefehlt. Seine Schrift aber iſt durchaus gleich gearbeitet, gleich fleißig beſorget. Man kann von ihm nicht, wie von dem Homer ſagen, er träumet zuweilen; es iſt beſſer zu ſagen, er ſchlafe, aber er habe ſchöne Träume. Er verirret ſich lieber, oder gehet über das Ziel hinaus, als daß er in ſeinem Laufe matt werde. Er hat gutes und ſchlechtes an ſich, eigentlich aber weder erhabnes noch niedriges; er kriechet und fällt niemals; oder ſein Fall, wenn man ja ſeinen Fehlern dieſen Namen geben will, iſt nur eine Erhebung ohne Maaß. Mit einem Worte, er fehlt mehr, indem er zu viel als zu wenig thut. Seine Moral war, wie er ſelbſt zu ſagen pflegte, bey den Werken des Witzes in Anſehung dieſer Arten von Fehlern ſehr gelinde; und wenn man nach ſeiner

Auf-

Aufführung urtheilen ſoll, ſo ſiehet man wohl, daß er ſich eine Moral nach ſeinen eignen Abſichten gemacht habe. Weil er die größten Materien durch die Hoheit ſeiner Schreibart erreichen konnte, ſo wußte er ſie nicht allemal gemeinen und gewöhnlicher Sachen gemäß einzurichten. Er iſt an dem unrechten Orte erhaben, mit hin ſchwülſtig. Seine prächtigen Ausdrückungen werden rieſenmäßig, weil ſie nicht an dem rechten Orte ſtehen. Wenn ſie in aller ihrer Schönheit erſcheinen ſollten, ſo müßte man ſie anders wo und anſtändiger gebrauchen. In ſeinen Brieſen würde man Muſter der erhabenſten Beredſamkeit finden. Man würde daraus eine Sammlung zu den prächtigſten Abhandlungen machen können; und wenn ich, indem ich von ihm rede, ſeine Sprache gebrauchen darf, ſo könnte man aus dem Baugeräthe, das er zu gemeinen Häuſern verſchwendet hat, einen Pallaſt für einen großen Herrn aufführen.

Er hat in ſeiner Schreibart, die Zärtlichkeit mit dem Nachdrucke zu vereinigen gewußt, und iſt voller Redensarten, deren ſich Herr Fontenelle nicht ſchämen dürfte. Gleichwie er aber öfters groß iſt, und faſt auf Stelzen gehet, ſo wird er auch zu weilen bey ſeiner Zärtlichkeit allzu künſtlich, und hat nicht das natürliche und ungeſchminkte Weſen, inſonderheit aber nicht die Richtigkeit, welche die Haupteigenſchaft der Schreibart des berühmten Mitgliedes der Academie iſt, das ich letzt genannt habe.

Balzac beſaß über dieſes eine große Kenntniß der ſchönen Wiſſenſchaften; und er war nichts weniger als ein witziger aber leerer Kopf. Die guten griechiſchen, lateiniſchen, italieniſchen und ſpaniſchen Scribenten waren ihm geläufig; er verſtund ihre Sprache vollkommen,

und wir haben lateiniſche Verſe von ihm übrig, die ein Santeuil und Commire für die ihrigen erkennen würden. Seine Schriften ſind mit den ſchönſten Stellen aus den Alten und Neuen angefüllt. So glänzend ſie aber auch ſind, ſo vernichten ſie doch ſeine eigenen Gedanken nicht. Er übertrifft mit ſeinen eigenen alles, was er fremdes anführet, und die Schönheit eines entlehnten Gedankens rühret nicht ſo ſehr, als die glückliche Anwendung, die er davon zu machen weis.

Nichts deſtoweniger iſt er gefallen, der ſo berühmte Schriftſteller, der große Lobredner, der mehr Lob empfangen, als gegeben; der ſich faſt einſtimmig den beredteſten unter allen Sterblichen hat nennen hören, und den man nachher noch dazu den Vater der franzöſiſchen Sprache, den Meiſter und das Muſter der großen Männer, die auf ihn gefolget ſind, genennet hat. Seine Zeiten haben ſich durch den Beyfall, den ſie ihm gegeben, in unſern Augen faſt verunehret. Er findet faſt keine Leſer mehr, ausgenommen unter denen, die alles leſen, was einiger maßen im Ruf geweſen, welche die Eigenſchaften und Gemüthsarten der vornehmſten Verfaſſer aller Zeiten kennen, und, wenn ich ſo reden darf, die Hiſtorie der Veränderungen des menſchlichen Witzes in den unterſchiedlichen Weltaltern ſtudieren wollen. Die zierliche Welt weis heutiges Tages von denen Werken gar nichts, an welchen ſie ſonſt den meiſten Geſchmack fand. Sie würde fragen, ob man ſich wohl die Unterredungen in der Verſammlung zu Rambouillet gefallen laſſen könnte. Und vielleicht würde es dem Balzac nicht anders, als dem Ronſard, und einigen andern Verfaſſern ergehen, die Frankreich bey der Wiederherſtellung der Wiſſenſchaf-

ten hat aufkommen ſehen, und deren Name alleine bis auf die Nachkommen fortgepflanzet werden wird. Der hohe Ruhm, den ſie innerhalb einiger Jahre genoſſen, wird das Andenken ihres Falles verewigen. Sie würden gewiß dieſer Art der Unſterblichkeit ein gänzliches Vergeſſen vorziehen, wenn ſie noch für die Erhaltung ihres Andenkens ſorgen könnten. Sie würden das Schickſal der Menge ſchlechter Schriftſteller, die zu allen Zeiten hervor getreten ſind, beneiden, welche ſelbſt denen unbekannt waren, die mit ihnen zu einer Zeit gelebet.

Balzac hat ſchon zum Theil das Schickſal des Ronſard und ſeines gleichen erfahren. Vielleicht aber kann er ſich von ſeinem Falle wieder erheben, und in die Höhe bringen. Ich würde mich darüber nicht wundern; ich wünſche es, und geſtehe, man möge nach dieſem Bekenntniſſe von meinem Geſchmacke urtheilen, was man wolle, Balzac iſt einer meiner angenehmſten Schriftſteller; ich habe ſeine Schriften iederzeit mit Vergnügen geleſen, und es würde dieſes Lob in dem Munde eines andern wichtig werden, wenn ich ſage, daß ich ihn immer gerne wieder leſe.

Nichts deſtoweniger gebe ich gerne zu, daß man ihm viele Fehler mit Recht vorgeworfen hat, und daß in der Haupteigenſchaft ſeiner Schreibart vieles zu tadeln iſt. Ich habe es bereits angezeiget; der Streit der Sachen und der Schreibart beleidiget mich manchmal, und ich finde ihn gewiſſer maßen lächerlich. Mich dünket aber, ſeine Schönheiten übertreffen ſeine Fehler, ſeine Fehler ſelbſt haben Schönheiten, und man könne dieſe einiger maſſen verbeſſern. Zuweilen mache ich mir daraus eine Beſchäfftigung; ich bilde mir ein, es gelinge mir, und es

koſtet mir zu wenig, als daß das Vergnügen, welches ich davon empfinde, eine Wirkung meiner Eigenliebe ſeyn ſollte. Bald unterdrücke ich, um die Schreibart zu verändern, einen Gegenſatz, der mir meiſtens nur deswegen misfällt, weil er gar zu oft vorkömmt. Ich gebe ihm eine nicht ſo gekünſtelte Ordnung; bald mildere ich eine gar zu kühne Vergrößerung der vorhabenden Sache; oder, wie ich ſchon geſaget habe, ich ſuche eine beſſere Gelegenheit dazu; ich wende ſie auf etwas anders an, und verſetze ſie in ein anderes Werk.

Mein größtes Geheimniß aber, den Balzac zu verbeſſern, oder vielmehr ſeine Verbeſſerung nicht zu gebrauchen, und ihn doch ſo, wie er iſt, gut zu finden, beſtehet darinnen, daß ich die Titel ſeiner Schriften ändere. Zum Exempel: daß ich ſeine Briefe nicht als gewöhnliche Briefe anſehe, weil er in der That nicht die Abſicht gehabt, dergleichen zu ſchreiben; ſondern als ſinnreiche Stücke, die er mit ſo vielem Fleiße, als ſeine andern Schriften, ausgearbeitet hat. Weder Neuigkeiten noch Angelegenheiten ſind der Inhalt ſeiner Briefe; man trifft in denſelben nicht einen Freund an, der dem andern ſein Hertz vertraulich entdecket, und ſo ſchriebe, als er redet. Von dem berühmten Balzac erwartete man etwas anders; ich weis wohl, daß er verſchiedene Briefe auch von dieſer Art geſchrieben hat, die wir vielleicht ſehr ſchön finden würden, wenn ſie noch übrig wären, allein ſie haben ſich aus der Sammlung ſeiner Werke faſt alle verlohren. Vielleicht war er in fleißig ausgearbeitete Dinge gar zu ſehr verliebt, und achtete alſo dasjenige nicht viel, was ihn wenig Mühe machte; folglich auch diejenigen Briefe weniger, welche am meiſten gefallen haben würden. Dem

ſey wie ihm wolle, ſo ſind die meiſten unter denen, die wir noch haben, bloß mit einfältigen Höflichkeitsbezeugungen angefüllt, und nur dazu geſchrieben, daß ſie zuvor vielmals geleſen werden ſollten, ehe ſie unter die Preſſe kamen. Aber, wird man ſagen, warum ſchrieb er nicht ſolche Briefe, als Monſ. Rabutin und die Marqviſe de Sevigne? Ich ſage es noch einmal: man erwartete vom Balzac etwas anders. Man foderte von ihm nicht etwas beſſeres, denn dieſe Briefe ſind in ihrer Art vollkommen, ſondern etwas mehrers. Es war zu ſeiner Zeit nicht genug, daß ein ſinnreicher Kopf, der zugleich ein Schriftſteller ſeyn wollte, als ein Weltmann ſchrieb, der zugleich ſinnreich war; man begehrte, ſeine Briefe ſollten lauter Stücke ſeyn, die aus der Academie kämen. Die geringſte Nachläßigkeit würde man darinnen getadelt haben, und noch heutiges Tages, da ſich der Geſchmack in Anſehung der Schreibart in Briefen ſo ſehr geändert hat, urtheilen wir ganz anders von dem Briefe eines Weltmannes und eines Schriftſtellers, der ſein Werk daraus macht. In dieſen Briefen erfordern wir vielmehr Richtigkeit; und jenes vermeynte angenehme Nachläßigkeiten würden uns hier Fehler zu ſeyn ſcheinen, die nicht zu entſchuldigen wären. Das iſt für einen Schriftſteller ſehr ſchlecht geſchrieben, würden wir ſagen. Es iſt zwar wahr, wenn ein Brief mit einem gewiſſen Fleiße geſchrieben iſt, und ein wenig ausgearbeitet zu ſeyn ſcheinet, ſo ſprechen wir als zum Tadel: er ſchmecket nach dem Schriftſteller: ſo daß es niemanden ſchwerer fällt, einen Brief abzufaſſen, der Beyfall findet und angenehm iſt, als einen Schriftſteller. Man will, er ſolle ein gewiſſes Mittel beobachten, daß weder genau anzugeben noch richtig zu halten, leichte iſt.

Sorel, der mit dem Balzac zu einer Zeit gelebet, hat ihn in einer Stelle ſeiner Schriften vollkommen vertheidiget. Er bemerket, ſeine erſten Briefe (und das ſind diejenigen, die wir für die ſchlechteſten halten, weil ſie am wenigſten natürlich ſind,) wären weit ausgeſuchter, als die letzten. Man würde, ſpricht er, Mühe haben, die Urſachen ſeines Tadels darinnen zu finden, die man bey dem erſten Bande, den er ſo gleich an das Licht ſtellte, aufzuweiſen gehabt. Die vollkommene Richtigkeit in dieſen letztern Briefen hat ihnen niemals ſo großen Beyfall zu wege gebracht, als den erſtern, die mit allen ihren außerordentlichen Figuren vielmals gedruckt worden ſind. Man kann hieraus nichts anders ſchließen, als daß die Menſchen allem geneigt ſind, was neu iſt, und daß der Ueberfluß des Guten ſie zuweilen ermüden könne.

Sorel irret ſich, und ſein Schluß iſt falſch. Der Geſchmack der Menſchen, an dem, was neu iſt, und der Ekel, der aus dem Ueberfluß entſtehet, hatte nur den wenigſten Theil daran, daß die letzten Briefe des Balzac ſo ſchlecht aufgenommen worden; und man kann glauben, ſie würden beſſer aufgenommen ſeyn, wenn ſie in der Schreibart der erſten abgefaſſet worden wären. Dieſe an ſich ſelbſt und ohne Anſehung deſſen, daß ſie die erſten waren, gefielen weit mehr als jene, ob ſie gleich nicht ſo ſehr gebilliget wurden; ſie ſchienen iederzeit die angenehmſten zu ſeyn, auch ſelbſt bey ihren Fehlern: und es iſt noch darzu wahrſcheinlich, daß wenn ſie ſo vernünftig und wirklich gut geweſen wären, als die, ſo darauf folgeten, ſo würden ſie ihr Glück nicht ſo gemacht haben, als es geſchehen

ſchehen iſt. In ſinnreichen Schriften giebet es Fehler, welche ſelbſt dazu helfen, daß man ſie mit deſto mehr Vergnügen lieſet, und ſie nur mit Nachdenken tadelt.

Balzac iſt alſo wohl zu entſchuldigen, daß er auf die geſchickteſte Art, in Anſehung des Geſchmackes ſeiner Zeiten, geleſen zu werden, geſchrieben hat; und es iſt ſehr gerne löblich, daß er dieſe Art verlaſſen, auch mit Gefahr dieſes Glück zu verliehren, wie er es denn wirklich verlohren, indem er ſich gebeſſert hat. Es iſt wahr: für uns hat er ſich noch nicht genug gebeſſert. Allein die Veränderung des Geſchmacks geſchiehet gemeiniglich nur ſtufenweiſe, und iſt faſt niemals das Werk eines einzigen Menſchen. Ein ſtarker Bewegungsgrund, dem Balzac etwas nachzuſehen! Es iſt nur zu bedauren, daß er nicht 20 bis 30 Jahre ſpäter gelebet hat; wir haben einen vollkommenen Schriftſteller an ihm verlohren.

Man kann über dieſes den Geſchmack ſeiner Briefe, oder vielmehr ihn ſelbſt, wegen des Geſchmackes, darinnen er ſie geſchrieben, dadurch rechtfertigen, daß er bey den ſinnreichen Köpfen ſeiner Zeit als dem Coſtar, und einigen andern eben ſo beſchaffen geweſen. Alle ihre Briefe ſcheinen nach einem Muſter und nach einerley Begriffe von der Schreibart in Briefen gemacht zu ſeyn. Voiture ſelbſt iſt von dem Balzac nicht ſo unterſchieden, als man es insgemein glaubet. Es iſt eine andere Art bey ihm, ſich ſinnreich auszudrucken; in der That aber iſt es eben derſelbe Geſchmack; denn es iſt der Geſchmack ihrer Zeiten. Der Gegenſatz und die Vergrößerung ſind ihre beliebteſten Figuren. Sie laufen beyderſeits dem Sinnreichen, und damit ich alles ſage, dem Spitzfündigen nach. Man wird es inſonderheit in den ausgearbeiteſten Brie-

ſen des Voiture wahrnehmen; denn ſie ſind es nicht alle gleich. In einigen iſt die Schreibart überaus nachläßig; und Voiture würde ſie nicht ſelbſt zum Drucke befördert haben. Sein Kopf iſt zum Scherzen geneigt, und er verſtehet dieſe Kunſt. Wenn er aber ernſthaft ſchreiben will, ſo wird er faſt eben ſo gekünſtelt und ſchwülſtig, als Balzac. Je mehr er ſich befleißiget, es gut zu machen, deſto ähnlicher wird er ihm. Die Lobrede auf den Herzog von Olivarez iſt in eben der Schreibart abgefaſſet, als die Schrift der Fürſt betitelt. Man wird in dieſen beyden Werken eben dieſelben Fehler, und im gewiſſen Grade, eben dieſelben Schönheiten antreffen. Ich ſage: In gewiſſem Grade; denn man ſtimmet darinnen überein, daß Balzac zwar reiner, ſich ähnlicher und feiner, als Voiture iſt, aber auch noch dazu durchgehends eine edele und große Art an ſich hat, welche dieſer nicht erreichet, zuweilen es aber verſuchet hat.

Ich will hierdurch mich nicht dazu aufwerfen, den Vorzug eines von dieſen beyden Schriftſtellern vor dem andern zu beſtimmen. Vielleicht iſt es eben ſo ſchwer, fein und anmuthig zu ſcherzen, als zu dem wahren Erhabnen hinauf zu ſteigen. Wenn ich gleich dem Balzac hier einige Vortheile einräume, ſo werde ich mich doch nicht wundern, wenn man ſaget, daß Voiture in demjenigen, was ſeine beſondern Eigenſchaften ausmachet, ſonderbarer ſey; und daß es ſchwerer ſey, ihm nachzuahmen, als dem Balzac. Die beyden Briefe des Herrn Deſpreaux, an den Marſchall von Vivonne, unter dem Namen dieſer beyden Schriftſteller, ſind jedermann bekannt. Ich bin verſichert, des Voiture Brief hat ihm mehr Mühe gemacht, als des Balzacs ſeiner. Indeſſen dünket mich,

er ſey ihm nicht ſo ähnlich; und dieſes iſt gewiß ein Lob für den Voiture. Eine jede Schreibart, welche leicht nachzuahmen iſt, dieſelbe iſt eben dadurch gewiſſermaßen fehlerhaft, und ſo iſt des Balſacs Schreibart beſchaffen. Es iſt leicht, ſie nachzuahmen, weil ſie gewiß gar zu kenntliche und ausnehmende Ausdrückungen an ſich hat. Einerley Schönheiten kommen, gleichwie in der Schreibart des Herrn Flechier, gar zu oft vor; und man kann nicht leugnen, daß dieſes ein Fehler ſey.

Auf alles dieſes, was ich itzo zum Lobe des Balzac geſaget, wird man vielleicht antworten, er ſey gut für ſeine Zeiten geweſen, alleine er tauge nicht für die unſrigen. Dieſes iſt im gewiſſen Verſtande wahr; Balzac gefällt heutiges Tages weniger, als ehemals; weil der Geſchmack ſich geändert hat; das gebe ich gerne zu. Will man aber ſagen, es ſey mit ihm eben ſo bewandt, als mit den erſten Malern und Poeten, welche, ſo grob ſie auch waren, in den groben Zeiten, da man von nichts beſſerm, als ihren Werken wußte, dennoch gefallen haben; und Balzac müſſe in ſo erleuchteten und an geſchickten Schriftſtellern ſo fruchtbaren Zeiten, als die unſerigen ſind, nur für einen mittelmäßigen Schriftſteller gelten, ſo zeiget man dadurch an, daß man ſeine Eigenſchaften gar nicht kenne. In ſeinen Werken iſt vielleicht ſo viele Kunſt und Geiſt, als in einem dererjenigen, die nachher an das Licht getreten ſind. Die feineſten und zärtlichſten Leſer finden allemal genug; und ſollten die Menſchen noch feiner werden, ſo würde Balzac dabey noch gewinnen. Er wird vielmehr für einen ſchlechten als für einen mittelmäßigen Schriftſteller zu erkennen ſeyn. Dieſer letzte Titel iſt manchmal verächtlicher, als der erſte. Er ſetzet immer

voraus, daß der Schriftſteller, dem man ihn beyleget, einen mittelmäßigen Geiſt beſitze: An ſtatt, daß wir oft jemand einen ſchlechten Schriftſteller nennen, deſſen Geſchmack und Art zu ſchreiben uns nicht gefallen, ob wir ihn gleich ſonſt Geiſt und Witz zueignen.

Balzac hat gar wohl wahrgenommen, was in dem Geſchmacke ſeiner Zeiten fehlerhaftes war. In ſeinen Werken herrſchet eine ſehr vernünftige Critik: Und ſonderlich iſt nichts richtiger, als was er von den berühmten Singgedichten über den Hiob und die Uranie geurtheilet hat. Es war aber, wie ich bereits geſaget, ſehr natürlich, daß er einem Geſchmacke folgete, der ihn eines Theiles am ſicherſten dahin führete, denen, die mit ihm zugleich gelebet, zu gefallen, und indem es ihm andern Theils an nichts fehlete, es hoch zu bringen; denn dieſer Geſchmack beſtund darinnen, allenthalben Witz zu ſuchen, und dem Balzac koſtete der Witz nichts. Einige unter denen, welche am meiſten dazu beygetragen, daß der gute Geſchmack wieder hergeſtellet worden, waren ihm fürwahr an der Stärke und Weitläuftigkeit des Verſtandes nicht gleich zu ſchätzen; und vielleicht müßten wir ihm dieſe glückliche Veränderung zu danken haben, wenn er weniger Verſtand, oder damit ich alle Zweydeutigkeit hebe, weniger von der Art des Verſtandes beſeſſen hätte, welche Urſache iſt, daß man allen, was man ſaget, eine ſinnreiche und glänzende Geſtalt geben kann. Man mag gleich ſprechen, dieſes ſey nur eine natürliche Gabe, ich verwerfe nur den Misbrauch, und verachte nicht die Gabe ſelbſt; ob ich gleich eben ſo viel Recht dazu hätte, als viele andere, die ſie nur verachten, weil ſie ſie nicht beſitzen.

Man

Man würde nicht wohl daran thun, wenn man jungen Anfängern den Balzac in die Hände geben wollte. Man muß ſeine Werke erſt leſen, wenn man zum andernmale ſtudieret. In einem gewiſſen Alter iſt der Verſtand noch nicht ſcharf genug, alle Schönheiten wahrzunehmen, und der Geſchmack noch nicht fein genug, die Fehler zu empfinden. Balzac denket viel und und fein: und deswegen iſt er nicht jedem Geiſte begreiflich. In Gegenſätzen und Vergröſſerungen iſt er verſchwenderiſch; das iſt ſein natürlicher Fehler: aber dieſe Verſchwendung ſelbſt würde jungen Leuten gar zu wohl gefallen; ſie würden ihm darinnen nachzuahmen ſuchen. Und zum Unglücke würde ihnen die Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft dieſe Nachahmung nur gar zu leichte machen. Meines Erachtens ſind es nicht die größten Schriftſteller, die von Anfängern mit dem größten Nützen geleſen werden. Schriftſteller von mittelmäßigem Geiſte, die aber in ihren Gedanken richtig und in der Schreibart rein und regelmäßig, und mehr von Fehlern frey als von Schönheiten angefüllt ſind, ſchicken ſich vielleicht beſſer für ſie, und ſind geſchickter, ihnen zum Muſter zu dienen. Man muß ſich eher bemühen, ihnen einen Geſchmack beyzubringen, als ihren Geiſt zu erheben. Man muß ſie gleich anfangs auf einen geraden und leichten Weg führen, darauf ſie ohne Gehülfen fort gehen können. Iſt es möglich, ſo ſtellet ihnen niemals das Bild eines Fehlers vor. Der Eindruck würde, aller dabey gebrauchten Vorſicht ungeachtet, gar zu gefährlich ſeyn. Zeiget ihnen aber eben ſo wenig Schönheiten von gewiſſer Art, gar zu feine und erhabene Gedanken. Ihr werdet ſie bey ihrer Schwäche überladen; ihr glaubet durch

alle eure Anmerkungen und Erläuterungen, ihnen die Empfindungen der Schönheiten leichter zu machen; ihr ſetzet ſie aber nur in den Stand, davon zu reden. Seyd verſichert, ihr könnet ſie nicht weiter führen, als ſie ſelbſt für ſich gegangen ſeyn würden.

Abbildung der Gemüthsart, zweyerley Bücherſchreiber.

Ich bin in der Opera, und ſehe daſelbſt eine junge Prinzeßinn ankommen, deren natürliche Annehmlichkeiten, durch den reichſten Ausputz erhaben ſind. Die in ihre Haare geflochtenen, und in ihrem Habit geſäeten Perle und Diamante verblenden das Auge. Vielleicht würde ſie mir mehr gefallen, wenn ſie weniger geputzt wäre. Eine edle Einfalt würde mich mehr rühren; ich mag nicht ſo viel Kunſt und Aufſehen. Jedoch was mich verblendet, iſt was wahres, und wenn ja einige Verſchwendung dabey angetroffen wird, ſo iſt es eine Verſchwendung des Vermögens. Die Opera fängt an, ich werfe meine Augen auf die Schaubühne. Armide erſcheint mit ihrer Geſpielinn. Ich finde das beynahe eben an ihr, was ich erſt bewundert habe, die Comödiantinn hat geſucht, es der Prinzeßinn nachzuthun, es iſt einerley Glanz der Schönheit, er ſpielet noch weit mehr, einerley Pracht in der Kleidung, doch iſt es nur ein bloßer Schein, und auf meiner Seite ein lächerlicher Irrthum. Alles, was mich verblendet, iſt falſch, die Lilien und die Roſen, das Gold und die Diamanten, ſind Schminke, Meßing und Glas.

Sehen wir den Balzac, Fleſchier, la Bruyere, Fontenelle, und ihre falſchen Nachahmer, ſo ſehen wir die Prinzeßinn, und die Comödiantinn.

Von dem Geſchmacke, und der natürlichen Geſchicklichkeit.

Man kam in einer Geſellſchaft, worinnen der Herr von ⸗ ⸗ ⸗ ein vortrefflicher Tadler, war, der niemals das geringſte geſchrieben hat, auf ein Werk zu reden, welches vor einigen Tagen herausgekommen war, und ſchon viel Aufſehen machte. Weil der Herr von ⸗ ⸗ ſchon geſagt hatte, er hätte es geleſen, ſo fragte man ihn, ob er nicht der Geſellſchaft darvon einigen Begriff machen, und ihr ſagen wollte, was er davon dächte. Er that es mit vieler Annehmlichkeit und Richtigkeit. Alle diejenigen, welche zugegen waren, dankten ihm für ſeine Gefälligkeit, und lobten ſeinen Verſtand. Man ſchalt ihn einmüthig wegen ſeines Eigenſinnes, daß er ſelbſt nichts ſchreiben, und der Welt ſeine Arbeit entziehen wollte. Dieſes war das ſchmeichelhafteſte Lob, welches man ihm geben konnte; und er antwortete mit eben ſo viel Beſcheidenheit als Höflichkeit darauf. Als man aber fortfuhr, auf ihn zu dringen, ſo ſagte er: ich habe mich ausgeforſcht; ich glaube beynahe zu wiſſen, was an mir iſt; deswegen habe ich beſchloſſen zu ſchweigen, und dadurch kann ich einige Hochachtung verdienen. Ihr ſehet wohl, fuhr er fort, daß ich nicht nur beſcheiden thue; ich will aber nur in zwey Worten meine Vertheidigung, oder wo

es euch ſo beſſer gefällt, mein Bekenntniß thun. Ich würde ſchreiben, wenn ich ſo viel Verſtand hätte, als ich vielleicht Geſchmack habe, oder ſo wenig Geſchmack, als wenig ich natürliche Geſchicklichkeit habe. Im erſten Falle, würde ich es nicht merken, daß ich was ſchlechtes gemacht hätte. Zwiſchen Leuten, welche Verſtand und Geſchicklichkeit haben, die das Verlangen der Ehre, oder der allgemeine Nutzen nebſt der Empfindung ihrer Fähigkeit zu ſchreiben, verpflichtet, und den Thoren, welche ſchreiben, ohne ihre Unfähigkeit zu merken, ſtehen die in der Mitten, die von gutem Verſtande ſind, und nicht ſchreiben, weil ſie merken, daß ſie den erſtern nicht gleich kommen, und die andern nicht viel übertreffen würden; ich verachte die mittelmäßigen Bücherſchreiber nicht; ich ſage aber, daß ich nicht Luſt hätte, ihre Anzahl zu vermehren, und wer weis, ob ich nicht gar die Menge der ſchlechten Schreiber würde vermehren helfen. Man muß denjenigen nur rathen, zu ſchreiben, die mit ihren Schriften nur ſo viel wagen, daß ſie mittelmäßig ſind; denjenigen aber nicht, welche wie ich, nicht weiter als zur Mittelmäßigkeit zu kommen, verlangen können. Die Klugheit verbiethet einen Platz zu ſuchen, bey welchen es eine Schande wäre, zu verfehlen, und wenig Ehre, ihn zu erlangen.

* *

Vom Glücke.

I.

Man ſchämet ſich nicht, zu ſagen, daß man nicht glücklich ſey; und man ſollte ſich oft ſchämen, zu ſagen, warum

warum man es nicht ſey. Man ſaget, man ſey nicht glückſelig, und es ſcheinet, man ſchämet ſich, es zu beweiſen. Die Empfindung unſers Elendes nöthiget uns das Bekenntniß ab. Man beklaget ſich überhaupt über ſein Schickſal: man läſſet ſich aber nicht leicht in eine umſtändliche Erzählung ein; zum wenigſten iſt dieſe Erzählung niemals vollkommen. Man hält allemal bey der Vertraulichkeit von ſeinem Unglücke etwas zurücke; es giebet allezeit etliche erniedrigende Umſtände, die man auch dem vertrauteſten Freunde nicht entdecken würde, ohne roth zu werden; und dieſe Umſtände ſind gemeiniglich die wahren Urſachen unſers Unglückes.

Es iſt dahero nicht ſchwer, dergleichen Klagen einzuräumen; ſolche unbeſtimmte Klagen, darinnen man nur auf Sachen verfällt, welche uns bey andern nicht ſchädlich ſeyn können; wobey man zum öftern ſaget, daß die Menſchen viel lieber für glücklich angeſehen ſeyn, als es in der That ſeyn wollen; oder eigentlicher davon zu reden, ein Theil ihres Glückes in dieſer wunderbaren Meynung ſuchen. Man will für glückſelig gehalten werden, weil glückſelig ſeyn, den Beſitz vieler Vortheile voraus ſetzet, welche denen, die ſie beſitzen, anderer Menſchen Hochachtungen und Ergebenheit zuziehen. Man will alſo, eigentlich zu reden, lieber den Anſpruch am Glücke, das Vermögen glückſelig zu ſeyn, als das Glücke ſelbſt haben, welches man uns zuſchreiben ſoll; und darinnen ſtecket eine ſehr lächerliche Eitelkeit. Wenn man ſich einer Sache wegen rühmen könnte, ſo würde es wohl das Glücke ſelbſt ſeyn, und nicht die Beſitzung ſolcher Güter, in welchen es beſtehen ſoll. Denn außer dem, daß dieſe Güter kein Verdienſt ſind, ſo machen ſie uns auch nicht durch ſich ſelbſt glücklich. Das gemeine Volk

bildet

bildet ſich ein, alle großen und reichen Leute wären glückſelig; zum wenigſten wäre es ihnen leicht, es zu ſeyn, und ihr Glücke wäre nicht eine Sache, derentwegen man ſie loben und es ihnen zuſchreiben müſſe; allein es betrieget ſich. Man mag ſich in einem Zuſtande befinden, in welchem man wolle, ſo iſt man eigentlich nicht durch dieſen Zuſtand glückſelig; ſondern durch das Verhältniß und die Uebereinſtimmung dieſes Zuſtandes mit unſerer Gemüthsart, und unſerer natürlichen oder erlangeten Fähigkeit. Es giebet ſo gar einige Menſchen, von einer zum Glücke ſo beſonders eingerichteten Gemüthsart, daß ſie es in allen Umſtänden gefunden haben würden, worein ſie der Zufall oder ihre eigene Wahl geſetzet hätte. Der große, der reiche, glückſelige Mann, deſſen Glücke man ſeinem Vermögen zuſchreibet, würde ein glückſeliger Künſtler, ein glückſeliger Bauersmann, ein glückſeliger Bettler geworden ſeyn. So rechnet auch ein Menſch ſein Unglücke ſeinem Zuſtande zu, der doch in einem andern unglückſelig ſeyn würde. Das Glück iſt alſo faſt allezeit die bloße Wirkung des Naturells; zuweilen iſt es ein Werk der Vernunft nebſt dem Naturelle. Der Zuſtand träget weniger dazu bey, als man gemeiniglich glaubt.

Man hat zuweilen Grund dazu, ſich eines Glückes zu rühmen, das man gewiſſer maßen der Vernunft zu danken hat; und wenn es auch nur eine Wirkung des Naturells wäre, und die Vernunft keinen Theil daran hätte, ſo ſetzet doch die Gemüthsart, welche einen Menſchen geſchickt machet, glücklich zu ſeyn, in ihm allemal etwas ſchätzbares voraus, worauf er ſich vernünftiger Weiſe mehr einbilden könnte, als auf den Beſitz der Reichthümer, oder den Genuß der Ergötzlichkeiten.

Allein man wird ſagen: Es giebt Narren, die glücklich ſind, und ihr Glücke ihrer Narrheit zu danken haben. Es iſt wahr, ſie haben es ihrer Narrheit gewiſſer maßen, aber nicht ganz und gar zu danken; der Beweis davon iſt dieſer: Zween Menſchen haben einerley Narrheit, und doch iſt der eine glücklich, der andere nicht. Der Narr zu Athen, von welchem Horaz redet, war nur deswegen nicht glücklich, weil er ſich für ſehr reich hielt. Dieſer Gedanke konnte für ihn ſo wohl ein Qvell der Sorgen, als des Vergnügens, ſeyn. Er konnte wegen des eingebildeten Reichthums wahrhaftig Unruhe haben. Wenn ſeine Narrheit ihm zum Vortheile gereichete, wo ich ſo reden darf, ſo kam es daher, weil ſie in ihm ein gutes Naturell zum Glücke fand. Wieviel andere Athenienſer möchten wohl eben ſo närriſch, aber nicht eben ſo glücklich, geweſen ſeyn?

Die Munterkeit, der aufgeräumte Muth, der ſich bey den Gütern findet, die man hat, und die Stelle derer erſetzet, die man nicht hat, welcher den heftigſten Schmerz lindert, und machet, daß man ihn faſt ohne Verdruß empfindet, und in ſo weniger Zeit, als möglich, ſeine gewöhnliche Freude und Ruhe wieder findet; dieſer aufgeräumte Muth, ſage ich, iſt faſt allezeit das Merkmaal eines guten Herzens, und einer ſanften und mäßigen Gemüthsart.

So geben ſich auch einige für glückſelig aus, ungeachtet ſie der äuſſerlichen Güter beraubet ſind; und man muß geſtehen, daß es in der That auch etwas höchſtrühmliches iſt. Indeſſen findet dieſer Ruhm wenige Neider, und wird nicht ſonderlich hoch geſchätzet; man mag ſich ihn zuſchreiben und ſich deswegen rühmen, ſo

viel man will. Die vornehmſte und größte Ehre iſt, glücklich zu ſeyn, weil man reich iſt; allein glückſelig und doch arm und der Beqvemlichkeiten des Lebens beraubet ſeyn, iſt nur, ſo zu ſagen, die andere Ehre, und weit geringer, als die erſte. Der Arme ſpricht, ich bin glücklich; und man höret ihn mit Vergnügen zu, ohne Eiferſucht, ohne Verdruß. Der Reiche ſpricht, ich bin glücklich; und dieſes Wort erbittert uns; denn wir ſind mehr wegen ſeines Reichthums, als wegen ſeines Glückes, eiferſüchtig. Iſt das nicht eine ſeltſame Thorheit? Das Glücke machet eigentlich zu ſagen, nicht eiferſüchtig; man misgönnet nur die Sachen, womit man es verknüpfet; man will nur auf eine gewiſſe Weiſe glücklich ſeyn, und möchte es nicht gerne auf eine andere ſeyn. So ſehr betrügen uns die Einbildungskraft und die Sinnen! Man mag noch ſo ſehr davon überzeuget ſeyn, daß gewiſſe Leute glückſelig ſind, ſo möchte man doch nicht gerne an ihrer Stelle ſeyn; man verlanget ihr Glücke nicht.

II.

Ein Menſch, der mit allen Gütern überhäufet iſt, wornach die Begierden ſtreben, mag zu denen, die wahre Chriſten ſind, ſagen: Er ſey deswegen nicht glücklicher; er wird ſie durch dieſes Zeugniß, welches ſich auf ſeine eigne Erfahrung gründet, doch nur in der Verachtung dieſer falſchen Güter bekräftigen. Er ſage es zu ſeines gleichen, zu andern reichen Leuten; die meiſten werden ihm antworten, wenn ſie aufrichtig ſind, daß ſie dieſes auch erführen. Er ſage es zu den übrigen, die geringer ſind, als er; ſie werden wider den Reichthum und andere dergleichen Vortheile nichts aufbringen; ſie werden nur ſo viel urtheilen: weil er bey alle dem, was ein wahres

Vergnügen ſchaffen kann, nicht glückſelig iſt, ſo muß er ganz anders beſchaffen ſeyn, als andere Menſchen. Sie werden ihm mit ſeinem Exempel auslachen und glauben, er müſſe eine närriſche Gemüthsart, einen wunderlichen Kopf, eine gar zu große Zärtlichkeit haben. Es iſt ſeine Schuld, werden ſie ſagen, daß er nicht glücklich iſt, wenn wir an ſeiner Stelle wären, wir wollten uns nicht beklagen.

Dieſer Menſch, welcher Güter genießt, worinnen nach vieler Meynung das Glücke beſtehen ſoll, verlieret in der That ſehr wenig, wenn er auch ſaget, er ſey nicht glückſelig. Das meiſtemal glaubet man es nicht; er pfleget ſo zu ſagen, ſpricht man; er iſt gewohnt, ſich ohne Urſache zu beklagen. Wenn man es aber auch glauben ſollte, ſo iſt er ſeines Ruhms wegen geſichert, weil er reich, von guter Geburt iſt, und ein Amt beſitzt. Der Arme hingegen, wenn er ſaget, er ſey unglücklich, erniedriget ſich durch ſeine Klagen noch mehr. Er befeſtiget diejenigen, die es hören, in der Verachtung ſeines Zuſtandes. Saget er, er ſey glückſelig, ſo erhebet ihn dieſes ein wenig vor den Augen gewiſſer Leute. Es giebt aber auch andere, die ihn deswegen noch mehr verachten. Seine Dummheit, ſagen ſie, machet ihn glücklich. Er iſt unempfindlich, er denket nichts.

III.

Sollte ich den unglückſeligſten, und glückſeligſten Menſchen ſuchen, ſo würde ich ihn im Kloſter ſuchen.

IV.

Tauſend Leute, die nach Reichthum und nach Hoheit gelaufen ſind, weil ſie glaubeten, die wahre Glückſelig-

keit daſelbſt zu finden, die ſind durch die Erfahrung auf ganz andere Gedanken gebracht worden. Sehr wenige ſind ſo weit gekommen, daß ſie ſich rechtſchaffen davon losgeriſſen hätten. Das Herz iſt nicht ſo bald verändert, als der Verſtand. So gar die Gnade nimmt nicht allezeit eine gewiſſe Neigung weg, die zwar in der That, wider unſern Willen, aber doch wirklich da iſt; eine Quelle des Streites und des Sieges, die bis an das Ende unſers Lebens dauret.

Ich habe einmal ein Buch geleſen, das den Titel führte: der auf andere Gedanken gebrachte Hofmann. Dieſer Titel iſt ſehr beſcheiden; und wenn dieſes Werk, wie ich habe ſagen hören, wirklich von einem Hofmanne iſt, der ſich ſelbſt abſchildert, ſo würde der Titel: eines Hofmannes, der ſich ganz vom Hofe losgeſaget, vielleicht nicht ſo richtig geweſen ſeyn.

V.

Der Ehrgeiz iſt an und für ſich ſelbſt eine Leidenſchaft, die nicht ſo gemein iſt, als die Begierde nach Reichthum. Der Ehrgeiz iſt eine ganz beſondere Leidenſchaft, welcher von andern widerſprochen werden kann. Die Begierde nach Reichthum, iſt die Wirkung aller andern Leidenſchaften, deren Werkzeug der Reichthum iſt, ſonſt kann die Einſicht der Beſchwerlichkeiten der Hoheit den Ehrgeiz auslöſchen oder ſchwächen. Es giebt reiche Leute, die nicht wünſchen, groß zu werden. Vielleicht giebt es auch ſo gar arme Leute, die verſtändig ſind, und aus Liebe zur Ruhe und Freyheit Aemter und Ehre ausſchlagen würden; ungeachtet des Reichthums, der damit gemeiniglich verbunden iſt. Es giebt aber wohl keine, (ich nehme wahre Chriſten aus) die den Reichthum allein

abſchlagen

abſchlagen und nicht glauben ſollten, ſie wären bey demſelben weit glückſeliger. So gar die meiſten Chriſten, ich ſage gute Chriſten, ſind hierbey ſowohl, als andere Menſchen, im Irrthume. Sie ſind von den Schwierigkeiten des Reichthums in Anſehung der Seeligkeit, nicht aber des Glückes völlig überführet. Sie würden beſſere Chriſten ſeyn, oder doch nicht ſo viele Mühe haben, es zu ſeyn, wenn ſie philoſophiſcher wären. Ein Einſiedler bildet ſich ein, er habe vieles verlaſſen, da er die Welt verlaſſen; und dieſer Gedanke verurſachet ihm zuweilen Reue oder eine Eitelkeit, die er durch eine gute Philoſophie unterdrücken würde. Uebrigens erhebet die falſche Einbildung von den Vortheilen des Reichthums gewiſſer maßen den Werth des Opfers, das man ihm bringet. Je weniger man Einſicht im Verſtande hat, deſto mehr ſoll man Muth im Herzen haben. Je weniger die Vernunft erleuchtet iſt, deſto mehr ſoll es der Glaube ſeyn.

VI.

Ihr haltet dafür, ihr würdet glücklicher ſeyn, wenn ihr reicher wäret, weil ihr euch gewiſſe Ergötzlichkeiten, die ihr lieben würdet, öfter verſchaffen können, oder auch wohl gar neue, davon ihr bisher nur die Vorſtellung gehabt, und ſie wegen der geringern Umſtände eures Glückes nicht ſuchen dürfet. Ihr habet tauſend mal gedacht, wie ihr die Schätze anwenden wolltet, die die Geizigen vergraben, wenn ſie durch das günſtige Schickſal in eure Hände gerathen ſollten. Ihr habet allerhand Anſchläge gemacht, die euch vergnüget haben; ihr habet euch an die Stelle der Reichen geſetzet, und euch daſelbſt für glückſelig gehalten; es hat euch davon ſo gar des Nachtes geträumet; wenn ihr erwachet waret, ſo verſchwun-

den die Reichthümer. Man findet aber noch die Merkmaale davon: und daraus wollet ihr augenſcheinlich ſehen, daß wenn die Träume und Einbildungen ſchon ſo angenehm ſind, ſo müſſe es die wirkliche Sache noch mehr ſeyn. Es iſt ein Irrthum; eure Einbildung verführet euch; ſie machet alles zu groß; ſie giebt euch nur unähnliche Abbildungen. Die Ergötzlichkeiten der Großen, die euch ſo ſüße vorkommen, ſind es nicht ſowohl, als die Ergötzlichkeiten der kleinen, als die gemeineſten Ergötzlichkeiten; und ihr würdet derjenigen, die euch heute ſo angenehm vorkömmt, gar bald überdrüßig werden. Sie haben nur deswegen einen ſo lebhaften Eindruck in euch, weil ihr ſie ſo ſelten genießt. Vielleicht würde euch gar ein niederträchtiger Geiz die gewöhnliche Wirkung des Reichthums, ſo wohl der Annehmlichkeiten als der Nothwendigkeiten berauben. Mancher iſt im Ueberfluſſe geizig, der in mittelmäßigem Stande verſchwenderiſch war. Ich will aber doch nicht ſagen, daß ihr nicht anfangs weit glücklicher ſeyn ſolltet, als ihr es darnach ſeyd; und daß der Anfang nicht nach eurem Wunſche ſeyn ſollte. Alles, was neu iſt, reizet ſehr. Ihr werdet aber eures neuen Zuſtandes bald gewohnet ſeyn. Eure heftige Freude wird ſich unvermerkt ſtillen; jeden Tag werdet ihr euer Glück abnehmen ſehen; und euch nach einer kurzen Zeit, in eben dem Zuſtande befinden, den ihr verlaſſen habet. Die Gleichgültigkeit für das, was ihr beſitzet; die Begierde nach dem, was ihr nicht beſitzet, werden in euch noch von neuem erwachſen, und mit ihnen alle ihre Wirkungen. Kurz, ihr ſeyd nicht vergnügt; Ihr würdet es auch nicht mehr ſeyn; und wie leicht würdet ihr es noch weniger ſeyn.

VII.

VII.

Die Menſchen ſind in ihren Begierden zugleich unerſättlich, und eingeſchränket. Sie verlangen, eigentlich zu reden, wenigſtens mit einem Verlangen, welches ſie beunruhiget, nur dasjenige, was bey ihnen ſteht, und was ſich für ſie ſchicket; an das übrige denken ſie faſt gar nicht. Dahero wenn ſie ſagen: gebet mir dieſes oder jenes, ſo werde ich vergnüget ſeyn, ſo betrügen ſie ſich, aber ſie lügen nicht. Sie haben ſo gar Urſache, zu glauben, daß ſie durch die Erhaltung deſſen, was ſie begehren, in Anſehung der Begierde, welche ſie darnach treibt, vergnüget ſeyn werden. Das heiſſet: ſie werden von der Unruhe befreyet ſeyn, welche ihnen dieſes Verlangen nothwendiger Weiſe verurſachet, wenn ſie nicht haben können, was ſie begehren. Wird ſich aber dieſes befriedigte Verlangen in Freude verwandeln, und zwar in eine dauerhafte Freude? werden ſie auch daran Vergnügen genug haben, dasjenige zu beſitzen, was ſie ſo eifrig gewünſcht? und werden ſie es allezeit haben? ſie denkens, und das iſt ihr erſter Irrthum.

Uebrigens iſt die Befreyung von einem Verlangen, ſo das Herze beherrſchete, jederzeit eine Befreyung von einem Ubel, wenn ſie auch nicht ein Gut iſt. Ich beſitze etwas auf eine gleichgültige Weiſe, könnte man ſagen; und ich würde es mit Unruhe verlangen; ich bin alſo beſſer, als ich vorher war. Aus einem geſtilleten Verlangen, entſtehen tauſend andere Begierden. Je mehr man groß und erhaben iſt, deſto weiter ſieht man hinaus; und je mehr man ſieht, deſto mehr verlanget man. Anfangs verlangete man nur eine einzige Sache, es mangelte nur noch ein einziges Stücke an unſerm Glücke: Und

es mangelt alles daran, nachdem es zu ſeiner höchſten Vollkommenheit gelanget ſeyn ſollte, wenn unſere erſten Vorſtellungen wahr geweſen wären. So geht das Herze von einer Sache, von einer Begierde zu der andern, und überläßt ſich zugleich dem Ekel und der Unruhe.

VIII.

Es iſt kein Menſch, der, wenn er zwanzig tauſend Thaler Einkünfte hätte, andere zwanzig tauſend ausſchlagen ſollte, die man ihm unter der Bedingung anböthe, daß man ſie ihm wieder nehmen wollte, wenn er dadurch nicht glückſelig würde. Deſſen ungeachtet würde er nicht wohl dabey fahren, wann er ſie annähme. Zwanzig tauſend Thaler Einkünfte zu ſeinem vorigen Vermögen würden wahrſcheinlicher Weiſe ſein Glück in der That nicht vergröſſern; ſie würden ihm nur ein vergängliches Glücke ſchaffen, nach welchem er in ſeinen erſten Zuſtand gerathen, ſich vielleicht gar erniedrigen, und ſich nicht mehr für ſo glückſelig halten würde, als er es zuvor war. Allein wenn man ihn alsdenn dieſer zwanzig tauſend Thaler Einkünfte beraubete, weil er die Bedingung nicht erfüllet hätte, unter der man ſie gegeben: ſo würde man ihn ſehr unglückſelig machen, und ihn dadurch weit unter ſeinen erſten Zuſtand hinunter ſetzen.

Ich wüßte nichts, was ich für ſeltener achten könnte, als einen Menſchen, der ſich bey dem Verluſte ſeines Glückes zufrieden ſtellet, oder durch die Vermehrung deſſelben glückſeliger geworden. Unterdeſſen iſt wohl niemand, der nicht reicher ſeyn wollte, als er iſt, ſollte er es auch nur auf einige Zeit ſeyn.

IX.

IX.

Plutarch fänget ſein Geſpräche von der Begierde nach Reichthum alſo an: Hippomachus, ein Ringmeiſter, hörete, daß gewiſſe Leute einen Menſchen lobeten, der groß war, und lange Arme hatte, folglich zum Ringen ſehr geſchickt war. Ja, ſagte er, wann ſonſt nichts mehr dazu gehörte, als daß man die Krone nähme, wo ſie aufgehangen iſt. Man könnte zu denen, die ſchöne Landgüter, große Häuſer, wichtige Geldſummen, mit Verwunderung und als das höchſte Guth anſähen, ebenfalls ſagen: Ja, wenn man die Glückſeligkeit kaufen könnte, und ſie wäre zu verkaufen.

X.

Herr! Reichthum und Armuth gieb mir nicht, wie vernünftig iſt dieſes Gebet des Weiſen! wie philoſophiſch! Die äußerſte Armuth und der größte Reichthum ſind beynahe eines wie das andere, dem wahren Glücke zuwider. Hier iſt Gelegenheit, die Regel anzubringen; das äußerſte berühret einander.

Was iſt aber unter dieſen beyden Uebeln, Armuth und Reichthum, das gröſſeſte? wir wollen nichts zu hoch treiben; es iſt die Armuth. Es geſchiehet ſehr ſelten, daß wir das Verlangen nach dem Ueberfluſſe ſo lebhaft empfinden, als die Sorge für das Nothwendige; unterdeſſen geſchiehet es zuweilen doch. Ein Armer, der reich geworden, iſt manchmal aus Mangel eines gewiſſen Ueberfluſſes weit unglückſeliger, als er es vorher bey dem Mangel des Nothwendigen war. Die eingebildeten Bedürfniſſe ſind manchmal dringender, als die wirklichen.

XI.

Wenn ein Reicher ein guter Philoſoph wäre, ſo würde er vielleicht etwas glückſeliger ſeyn, als ein anderer.

Um glückſelig zu ſeyn, ſollte man nebſt einem gewiſſen Gute, keine Leidenſchaften, und nur Geſchmack haben; und alsdenn würde man nicht zuviel davon haben.

Wer an allen Geſchmack hat, der hat vor nichts Leidenſchaft. Das Vergnügen entſteht unter ſeinen Füſſen; ein Vergnügen, welches zwar nicht ſo lebhaft, als bey den Leidenſchaften, aber weit ſüſſer, weit öfterer, weit dauerhafter iſt.

XII.

Das Glück beſtehet in dem richtigen Verhältniſſe des Verlangens und der Bedürfniſſe mit den Mitteln, ihnen gnug zu thun; oder vielmehr das Glücke beſtehet darinn, daß das Verlangen und die Bedürfniß ſich nicht weiter erſtrecken, als die Mittel, ihnen gnug zu thun. Denn es gehet gar wohl an, mehr zu können, als man will; nur das gehet nicht wohl an, mehr zu wollen, als man kann. Alles, was dieſe Art des Gleichgewichtes aufhebet, alles, was dieſes Verhältniß verringert, ſo daß das Verlangen ſich weiter erſtrecket, als die Mittel, verringert auch nothwendig die Glückſeligkeit. Die Vermehrung des Reichthums hat aber dieſe Wirkung, weil ſich das Verlangen und die Bedürfniß mit ihm vermehren, und zwar weit mehr, als der Reichthum ſelbſt.

XIII.

Die Beſchwerlichkeit des Reichthums iſt bekannt genug, ſie greifet aber nicht an; man fühlet ſie nicht im Herzen. Weil es weit ungelehriger als der Verſtand iſt,

ſo

ſo widerſpricht es durch ſeine verborgenen Empfindungen der Religion, der Philoſophie, und der Erfahrung. Daraus entſtehen zwo Arten der Reden, und eine Art der Handlungen in Anſehung des Reichthumes; bald iſt es der Verſtand, bald das Herze, das uns reden heiſſet; allezeit aber das Herze, das uns thun heiſſet.

Man geſtehet zu, daß die Bedürfniſſe und das Verlangen, nach Beſchaffenheit des Reichthumes wachſe, oder auch über demſelben zunehme, und bald darauf iſt dieſe Beſchwerlichkeit nichts weiter als eine Einbildung, von welcher es thöricht wäre, zu erſchrecken. Man geſtehet es zu, und es iſt bey nahe ein Sprüchwort geworden, daß das groſſe Vermögen groſſe Unruhe machet. Es iſt aber leicht, ſpricht ein Menſch, der nur ein mittelmäßiges Vermögen hat, ſich von allen dieſen Sorgen los zu machen. Es finden ſich Leute genug, welche dieſe Laſt gerne über ſich nehmen wollen. Der Reichthum fällt nur einem Geizigen beſchwerlich, der alles zuſammen ſcharren, und nichts verlieren will. Wenn man wenig hat, iſt man verbunden, genau hauszuhalten; und das iſt eine der größten Beſchwerlichkeiten bey dem mittelmäßigen Zuſtande. Wenn ich aber in groſſem Vermögen ſtände, ſo würde ich ein Theil davon meiner Ruhe aufopfern; und wenn man mir, zum Exempel, zwanzigtauſend Thaler Einkünfte in liegenden Gründen und Gütern anböthe, dabey ich viel zu ſorgen hätte, ſo wollte ich die Hälfte davon gerne weggeben, um nur das andere ohne Beſchwerlichkeit und Unruhe zu genieſſen.

Dergleichen Reden ſind ein bloſſer Betrug. Man würde dieſen Vergleich nicht machen wollen; man würde bey ſolcher Gelegenheit nicht denken, wie man denket, oder

vielmehr ſo reden, wie man redet, wenn man nach phantaſtiſchen Grundſätzen urtheilet. Deſſen ungeachtet, würde man vielleicht dieſen Vergleich in der Trunkenheit der erſten Freude ſchließen. Die meiſten aber würden nicht lange Zeit brauchen, es zu bereuen. Tauſendmal würden ſie ſich ihre Dummheit oder Faulheit vorwerfen; Sie würden die Hälfte, in welche ſie anfangs ihre Wünſche einſchloſſen, ohne Vergnügen genieſſen, wenn ſie bedächten, daß es nur an ihnen gelegen, die andere zu haben: Nicht etwan, als wenn dieſer Vergleich im gewiſſen Verſtande nicht ſehr vernünftig und vortheilhaft wäre; es ſollte nur nicht ein Vergleich ſeyn. Es ſollte nur nicht in unſerer Freyheit geſtanden haben, ihn zu treffen, oder nicht. Denn hierdurch entdecket ſich noch eine der gemeineſten Quellen der Unglückſeligkeit der Menſchen. Sie finden viele Gelegenheiten vor ſich; ſie unterſuchen ſie; ſie entdecken die beſte, wählen ſie, und es gereuet ſie. Die Urſachen, ſo ſie dazu angetrieben, verliehren ihre Stärke; ſie verſchwinden, und machen den entgegen geſetzten Gründen Platz, welche die Seele auch hinreiſſen, und ſie zur Reue bringen. Es ſcheinet, unſer Wohl habe die Natur der Sache verändert. Die Erfahrung bringet hierauf den Betrug zur Vollkommenheit. Dasjenige, was wir ergriffen haben, hat ſeine Beſchwerlichkeiten; und wir erfahren ſie, indem wir bey ſeinen Vortheilen unempfindlich ſind, und nur die Vortheile des andern ſehen, das wir hätten ergreiffen können. So ſpielet die Einbildung mit der Klugheit. Sie und nicht die Vernunft iſt meiſtentheils die Urſache unſerer Reue. So unvorſichtig auch die Menſchen ſind, ſo verdienen ſie doch nicht alle Verweiſe eines Unverſtandes, die ſie ſich

ſelbſt

ſelbſt geben. Die Eitelkeit, welche bey anderer Gelegenheit, auf ihr Vergnügen ſo genau ſiehet, ſollte ſich wohl die Mühe nehmen, ſie herinnen zu tröſten. Sie ſaget ihnen wohl zuweilen, daß ſie mehr unglückſelig als unvorſichtig geweſen wären; ſollte ſie ihnen aber nicht vielmehr ſagen, daß ihr Wohl eben ſo gut als klug ſey; und daß ſie noch mehr zu beklagen wären, als ſie es ſind, wenn ſie es anders gemacht hätten. Dieſer Troſt würde um ſo viel ſtärker ſeyn, je mehr ihn öfters die Vernunft ſelbſt einräumen würde.

XIV.

Ein Manichäer würde nach ſeinen Lehrſätzen von einer zwiefachen Urſache der Dinge ſehr wohl erklären, woher es käme, daß man nicht glückſeliger ſey, wenn man gleich reicher würde. Das gute Weſen, würde er ſagen, vermehret unſern Reichthum, damit es unſere Glückſeeligkeit vermehre. Das böſe Weſen aber vermehret zu gleicher Zeit unſer Verlangen nach dem gewiſſen Verhältniſſe, oder vielmehr ohne das geringſte Verhältniß. Das gute Weſen verdoppelt unſern Reichthum; und das böſe vervielfältiget unſere Bedürfniſſe; ſo daß die Gewogenheit und Gunſt des einen uns durch die Bosheit des andern unnütze, ja ſo gar ſchädlich wird.

Man ſiehet hieraus, daß zween Menſchen, die unglückſeliger, oder weniger glückſelig werden, als ſie waren, der eine durch Vermehrung ſeines Glückes, der andere durch deſſelben Verminderung, es eigentlich aus einerley Urſache werden, nemlich durch die Begierden, die ſie nicht mehr befriedigen können. Unter ihren Sorgen und ihrem Reichthume iſt nicht mehr das Verhältniß, das zuvor da war. Die Glückſeligkeit iſt größer oder

geringer, wie ich geſaget habe, nachdem dieſes Verhältniß damit genauer überein kömmt oder nicht. Man trifft aber dieſes genaue Verhältniß bey nahe niemals an. Vielmehr findet ſich gemeiniglich zwiſchen der Begierde, und den Mitteln, ſie zu vergnügen, keine Gleichheit, ja eine groſſe Ungleichheit; und daraus entſtehet die groſſe Anzahl der Unglückſeligen.

XV.

Es kann ganz wohl ſeyn, daß man jemand findet, der, ob er gleich nur mittelmäßig reich iſt, doch nicht verlanget, mehr zu haben; weil er ſchon reich genug iſt, allen denen Begierden und Bedürfniſſen, welche durch den Reichthum befriediget werden können, ein Genüge zu thun. Außer dieſen Begierden und Bedürfniſſen aber giebt es noch viel andere, zu denen der Reichthum nichts nütze iſt, wenn er auch unbeſchreiblich wäre. Er iſt kein allgemeines Mittel; die wahrhaftigſten Güter trifft man bey ihm nicht an.

XVI.

Es giebt in allen Ständen Arme; von dem niedrigſten bis zum höchſten. Die Armuth iſt ein Mangel des Nothwendigen. Es giebet alſo zwo Arten der Armuth; gleichwie zwo Arten des Nothwendigen: das Nothwendige zum Leben, und das Nothwendige zum Stande; das Nothwendige, das ein Menſch brauchet, und das Nothwendige, das ein Menſch von Stande brauchet. Alſo ſind bey nahe lauter Arme in der Welt. Denn nechſt denen, welchen man gemeiniglich dieſen Namen beſtändig beyleget, fänget eine andere Art der Armen an, welche die meiſten Menſchen in ſich faſſet: das ſind die, denen das Nöthige zu ihrem Stande und ihrer Würde mangelt.

gelt. Ein Mangel, der zuweilen ſo kränkend iſt, wie ich ſchon geſaget habe, als der Mangel des unentbehrlichſten Nothwendigen. Ich rede nicht von der Nothdurft der Leidenſchaften; und ſonderlich der Leidenſchaften großer Leute. Ich rede nur von der wahren Nothdurft des Standes, den die Vernunft einräumet, und die auf die Gewohnheiten und den Gebrauch gegründet iſt; wornach wir uns, wenn ſie auch an ſich ſelbſt nicht allzu vernünftig wäre, nach der Vorſchrift der Vernunft richten ſoll. Dergleichen Mangel der Nothdurft nun, machet, daß es in allen und ſonderlich in den höchſten Ständen Arme giebt. Daher kömmt dieſe wunderbare Meynung, daß die Reicheſten gemeiniglich die Aermſten ſind, und ihnen bey einem gewiſſen Ueberfluſſe oft etwas Nothwendiges fehlet. So ſind die meiſten Großen beſchaffen; zum wenigſten die, welche es mehr durch Geburt und Titel, als durch Würdigkeit ſind. Ihre Größe machet ſie arm; ſie würden ſich reich machen, wenn ſie dieſelbe fahren lieſſen, und ſich in eine Reihe ſtelleten, die nach Beſchaffenheit ihres Reichthums höher oder niedriger ſeyn könnte, was ſie bey dem Wohlſtande der Größe, oder wohl gar bey der Eitelkeit aufwenden, die ihnen beſſer vergelten würden, was ſie ihrentwegen thäten. * Die Eitelkeit iſt eine ſowohl verderbliche als undankbare Eigenſchaft. Der prächtige Aufwand, welcher bey denen, die davon Zeugen ſind, Verwunderung und Neid erwecket, giebet denen, die ihn machen, nur ein kleines Vergnügen, und koſtet ihnen noch ein anderes, dabey ſie weit empfindlicher ſeyn würden.

Man=

* Ich verſtehe hier durch Leidenſchaften nur eine Neigung zu etwas, und ſondere davon dasjenige ab, was die Neigungen in Anſehung der Moral böſes an ſich haben.

Mancher Reicher hat, bey hundert tauſend Thaler Einkünften, noch nicht ſo viel, als er brauchet, ſeine thörichte Einbildung zu befriedigen. Die wahren oder falſchen Nothwendigkeiten ſeines Standes verſchlingen alles, und es reichet nicht einmal zu.

Wie glückſelig iſt doch ein Menſch, ſagete ein gewiſſer groſſer Mann, der für ſich in der Stille lebet, und ſein Gut nach ſeinem Geſchmacke gebrauchet, nach dem allerlebhafteſten Geſchmacke, und nicht nach der Meynung anderer Leute; wie glückſelig, der es nur zu ſeinem Vergnügen anwendet. Ich misgönne ihm dieſe ſtille Lebensart, dieſes mittelmäßige Vermögen, deſſen er ſich zuweilen aus Schwachheit ſchämet. Ich wollte gerne an ſeiner Stelle ſeyn. Ich werde gereizet, mich darein zu ſetzen. Ich merke es, wieviel ich dabey gewinnen würde. Freyheit, Ruhe, Ueberfluß würde ich daſelbſt wieder finden. Allein ſo ein guter Philoſoph ich auch bin, es deutlich einzuſehen, ſo bin ich es doch nicht genug darnach zu thun. Ich habe nicht die Kraft, glückſelig zu ſeyn.

Man hat oft geſaget, daß man wohl das Vergnügen großer und reicher Leute, aber nicht ihre Sorge und Mühe ſähe. So wahr dieſes auch iſt, ſo drücket es doch unſern Betrug nur unvollkommen aus. Ich will ihn gänzlich darlegen. Wir ſetzen die Glückſeligkeit großer und reicher Leute darinnen, worinnen ſie nicht beſtehet. Wir nehmen ihre Sorge und Mühe für ihr Vergnügen an. Ja alles, was man an einem großen, an einem reichen Manne ſiehet, aller der äuſſerliche Glanz, der uns verblendet, alles das machet ihn unglückſelig. Iſt er glückſelig, ſo iſt er es durch ganz etwas anders, als man ſiehet.

ſiehet. Es geſchiehet durch das, was er mit uns gemein hat, und nicht durch das, was ihn von uns unterſcheidet.

XVII.

Einige Dinge höret man auf zu lieben; zum Exempel, gut Eſſen und Trinken, Schauſpiele und ſo weiter; weil man aufhöret, Vergnügen daran zu finden, ohne daß man aufhören ſollte, die Art des Vergnügens zu lieben, die man daſelbſt fand. Eine gute Mahlzeit, ein Schauſpiel war für uns eine Gelegenheit zum Vergnügen. Wir liebten es; es höret auf, es zu ſeyn, nun lieben wir es nicht mehr, indeſſen lieben wir doch das Vergnügen nicht weniger, welches uns daraus entſtund. Wir beklagen den Verluſt dieſes Vergnügens; dieſes macht ein leeres Fach in unſerm Herzen. Wenn wir alſo nicht mehr eine gute Mahlzeit, ein Schauſpiel verlangen, ſo heißt das, wenn wir es genau nehmen wollen, nicht ſo viel: wir haben ein Verlangen verlohren, ſondern nur wir haben ein Vergnügen verlohren. Wenn wir wirklich ein Vergnügen verlieren ſollen, ſo müſſen wir, wenn wir eine Zeitlang ein gewiſſes Maaß des Vergnügens genoſſen haben, uns nunmehr einſchränken, uns Gränzen ſetzen, und nicht mehr das vorige, ſondern ein anderes Maaß des Vergnügens verlangen, das kleiner iſt, als das erſte. Unſer Herze muß ſich einiger maßen zuſammen ziehen; ſeine Fähigkeit, glückſelig zu ſeyn, muß ſich nicht mehr ſo weit erſtrecken und durch ein viel kleineres Maaß des Vergnügens erfüllet werden können. Kurz, wir müſſen einmal wie das andere vergnüget ſeyn, wenn wir auch weniger beſäſſen. Wie ſich nun die Fähigkeit glückſelig zu ſeyn, weit erſtrecken kann, ſo glaube ich auch, daß ſie

ſich vermindern kann, und daß ſie ſich zuweilen wirklich vermindert.

Manchmal verlieret man einen gewiſſen Geſchmack, und ein gewiſſes Vergnügen, ohne daß man es ſelbſt gewahr wird, und ohne Verminderung der Glückſeligkeit; denn dieſer Geſchmack und dieſes Vergnügen wird alsbald wiederum durch ein anderes erſetzet. Es liegt nichts daran, was es für ein Vergnügen iſt, wenn nur der Grad des Vergnügens allezeit einerley iſt. Geſetzt, man verliere auf der einen Seite; wenn man nur auf der andern eben ſo viel gewinnet, und alſo die Hauptſumma niemals kleiner wird.

XVIII.

Wenn zween Menſchen vergnügt ſeyn ſollten, ſo könnten ſie doch auf eine ganz ungleiche Art glückſelig ſeyn. Wir erfahren es täglich in Anſehung der kleinen beſondern Glückſeligkeiten, wo ich ſo reden darf. Es kömmt uns eine Sache in ihrer Art vollkommen vor; ſie verſchaffet uns ein gewißes groſſes Vergnügen von einer Art, die wir ehemals geſchmecket, und davon wir noch einige Vorſtellung haben. Wir ſind in ſo weit mit dieſer Sache zufrieden; und wenn wir uns nichts beſſeres einbilden, ſo verlangen wir nichts mehr. Wenn ſich aber etwas neues von eben der Art darſtellet, als das erſtere war, darinnen wir neue Grade der Vollkommenheit, oder die Qvelle neuer Grade des Vergnügens entdecken, und wir kommen zum Genuß dieſer neuen Sachen, und ſchmecken dieſe neuen Grade des Vergnügens, was geſchieht alsdann? Wir waren vergnügt, wir ſind es noch. Das erſte Vergnügen, das wir erfahren haben, war das Ende unſeres Verlangens ſo wohl, als das andere. Dieſes aber

aber iſt weit gröſſer, als jenes, und darum ſind wir weit glückſeliger. Daher kömmt dieſer wunderbare Satz: man könne den Zuſtand eines glücklichen Menſchen verbeſſern, und zu ſeinem Glücke allezeit noch mehr hinzuthun.

XIX.

Unſer Gedächtniß dienet uns in Anſehung des vergangnen Guten und Böſen ſehr ſchlecht. Es ſtellet uns dieſes weit größer, und jenes weit kleiner vor, als es geweſen iſt. Man vergiſſet, was man eigentlich empfunden hat. Daher kömmt es, daß man die verlohrnen Güter ſo ſchmerzlich beklaget; daß man mit ſo vielem Eifer wünſchet, ſie noch zu beſitzen; und daß man ſo wenig beſorget, ſich dem Uebel, das man erfahren, noch einmal auszuſetzen.

Was habe ich damals für Vergnügen gehabt, rief jemand aus, als er eine angenehme Begebenheit erzählete, die ihm wiederfahren war. Nicht ſo viel, antwortete man ihm, als ihr es itzo glaubet.

XX.

Man ſaget gemeiniglich, man empfinde das Vergnügen ſo lebhaft, als eifrig man es verlanget habe; und dieſer Ausſpruch wird wahr, wenn ſich das Vergnügen, ſo wir nach einem heftigen Verlangen genießen, eben ſo befindet, als wir uns eingebildet hatten. Dieſes aber geſchiehet faſt niemals. Das Verlangen iſt nach der Vorſtellung eingerichtet, die man ſich von dem Vergnügen gemachet; und der Genuß zeiget insgemein die Unrichtigkeit dieſer Vorſtellung. Alſo ſchadet das Verlangen, das vor dem Vergnügen hergehet, faſt allezeit mehr, als es nützet.

In der Erfahrung des Uebels gehet es eben ſo zu, als in der Erfahrung des Guten. Beydes zeiget uns auf gleiche Weiſe die lächerlichen Ausſchweifungen unſerer Furcht und unſeres Verlangens. Es machet, daß wir in beyden Fällen ſagen: iſt es nicht mehr, als das?

Bey gewiſſen Leuten machet die Furcht einen ſo ſchrecklichen Eindruck, daß man ſo weit gebracht wird, ihnen dasjenige zu wünſchen, was ſie befürchten; weil ſie ſonſt davon nicht befreyet werden können.

Die Entfernung des Zukünftigen machet es uns ſchöner und häßlicher, als es in der That iſt. Wenn es endlich gekommen iſt, und einige Zeit gedauret hat, (denn der erſte Eindruck iſt noch betrüglich) ſo findet man, daß es dem Vergangnen ſehr ähnlich iſt.

Dieſe Art der Gleichheit oder ziemlichen Gleichheit, in Anſehung der Glückſeligkeit unter dem verſchiedenen Zuſtande, wornach ſich die Menſchen eintheilen, wird auch unter der verſchiedenen Lebensart eines jeglichen Menſchen insbeſondere angetroffen.

XXI.

Der Verdruß und die Mattigkeiten der Seelen, die Unruhe und die Kränkung, der Schmerz und die Krankheiten, ſind drey große Qvellen der menſchlichen Unglückſeligkeit. Wo trifft man ſie aber am meiſten an? Unter dem gemeinem Volke, und unter geringen Leuten, oder unter den Großen und Reichen?

XXII.

Alles Vergnügen wird uns endlich zur Laſt, wenn es zu lange währet. Sollte man dieſen Ueberdruß nur der Müdigkeit, der ſinnlichen Werkzeuge des Leibes zuſchreiben?

ben? Könnte man nicht ſagen, daß die Seele ſelbſt matt würde, und einen Ekel, und nicht mehr eben den Eindruck eines oft wiederhohlten Vergnügens empfände, wenn auch die ſinnlichen Werkzeuge, welche dienen, ihn in ſich zu bringen, nicht geſchwächet würden? Die Neuigkeit iſt das Salz des Vergnügens; es geſchiehet nicht bloß wegen der Lebhaftigkeit der Empfindungen und der Kraft der ſinnlichen Werkzeuge, daß junge Leute bey dem Vergnügen ſo empfindlich ſind; ſondern vielmehr deswegen, weil ihnen dieſes Vergnügen ganz neu iſt.

Es ſagte iemand: an mir lieget es nicht, daß ich zum Vergnügen nichts mehr tauge; es lieget an dem Vergnügen, das tauget nichts mehr für mich.

Man bringet mir eine üble Zeitung, und ich bin darüber beſtürzt; unterdeſſen ſehe ich anfangs nur ſehr verwirret ein, was für mich daraus erfolgen wird, ſo wohl als die betrübten Folgerungen einer verdrüßlichen Begebenheit, die man mir verkündiget.

Den Tag darauf ſehe ich alles viel deutlicher ein. Mein Unglück ſcheinet mir unvermeidlich und unerſetzlich. Ich erkenne es beſſer, und bin dadurch weniger gerühret. Meine Gedanken ſind betrübter, und meine Empfindungen nicht mehr ſo lebhaft.

XXIII.

Man muß die Ergötzlichkeiten meiden, aus Furcht ſich daran zu ſehr zu gewöhnen.

Aus dem Vergnügen entſtehet die Unentbehrlichkeit des Vergnügens, und eines noch gröſſern Vergnügens.

Eine der gröſten Beſchwerlichkeiten, die auf das Vergnügen folgen, iſt die Leidenſchaft ſelbſt für das Vergnügen.

Wenn die gar zu lebhaften Ergötzlichkeiten keine andere verdrüßlichen Folgen hätten, als die Mattigkeit und den Verdruß, worein die Seele fällt, wenn ſie derſelben beraubet iſt; ſo würde dieſes hinlänglich ſeyn, ſie zu vermeiden.

Man iſt niemals verdrüßlicher, als nach den ſinnlichen Ergötzlichkeiten; und der Verdruß, welcher machet, daß wir ſie ſuchen, iſt faſt allezeit leichter zu ertragen, als derjenige, welcher darauf folget.

XXIV.

Einem Narren wird die Zeit nicht ſo lang, als einem verſtändigen Menſchen; weil er wenig brauchet, ſich etwas zu thun zu machen.

Nachdem man im Alter zunimmt, nachdem hat man auch nöthig, ſich zu Vermeidung des Verdruſſes mit etwas zu beſchäfftigen. Der Verſtand iſt alsdann weit reifer; die Leidenſchaften ſind ſchwächer; der Geſchmack an Zeitvertreib und Ergötzlichkeiten iſt nicht mehr ſo ſcharf. Alſo gehören die Spiele für Kinder, die Ergötzlichkeiten für junge Leute; Fleiß und Arbeit für Erwachſene.

Die Arbeit iſt ein beſſeres Mittel für die lange Weile, als die Ergötzlichkeiten.

Die Ergötzlichkeiten ſind nach der Arbeit nicht immer nöthig. Oefters brauchet man nur Ruhe oder ein geringes Vergnügen. Gar zu große Ergötzlichkeiten ſchicken ſich nicht, wenn man Ruhe nöthig hat. Die heftige Bewegung, welche ſie verurſachen, iſt eine neue Ermüdung.

Doch aber müſſen die Ergötzlichkeiten, welche auf die Arbeit des Verſtandes folgen, Kraft genug haben, die Seele von den Gedanken abzuziehen, wovon ſie eingenommen

nommen war. Sie müſſen für dieſelbe eigentlich ſo genannte Abziehungen ſeyn. Könnten die Schauſpiele etwas unſchuldiges ſeyn, ſo wären ſie für die Gelehrten das geſchickteſte Mittel ſich zu erholen.

XXV.

Der größte Vortheil, den man von einer aufrichtigen Frömmigkeit in dieſem Leben hat, beſtehet darinnen, daß ſie das beſte Mittel iſt, der langen Weile zu entgehen.

Es giebt in der Andacht ſehr viele kleine Ergötzlichkeiten, die ſich in der wahren Tugend nicht finden. Dieſe Ergötzlichkeiten aber ſind den Ergötzlichkeiten der Welt noch zu ſehr ähnlich, als daß ſie eine beſtändige Glückſeligkeit ausmachen könnten.

Man ſprach zu einer Frau, die aus einer Weltſchweſter eine Bethſchweſter geworden war: Sie müßte nunmehro auch tugendhaft werden. Nun, antwortete ſie, wollet ihr mir denn alles ganz und gar wegnehmen?

Die Bekehrung einer jungen Perſon iſt gemeiniglich weit aufrichtiger und feſter, als einer Frau, die ſchon auf dem Rückwege iſt. Die junge Perſon verläſſet die Welt der Tugend wegen; die Gnade iſt es, wodurch ſie gerühret wird. Die alte verläſſet ſie nur der Andacht wegen. Dieſe iſt eine Veränderung aus bloßem Wohlſtande. Die eine verläſſet ſich ſelbſt, indem ſie die Welt verläſſet, die andere iſt ihr noch mehr ergeben, als zuvor. In jener triumphiret die Liebe Gottes über die Eigenliebe in dieſer verändert die Eigenliebe nur die Geſtalt, und bleibet allezeit die Quelle ihrer Handlungen.

XXVI.

Der allzuofte Gebrauch einerley Ergötzlichkeiten machet ſie ſo zu reden ſtumpf. Eine feine Mäßigung würzet

zet ſie, und erwecket wiederum den Geſchmack daran. Wenn man ſich demſelben völlig überläſſet, ſo wird man alsbald wegen ſeiner Unmäßigkeit durch den Uberdruß geſtrafet. Sie hören auf, die heftigen Empfindungen zu erwecken, die wir dabey hatten, bald werden ſie uns gar zuwider. Man ſiehet ſich gezwungen, nimmer etwas darinnen zu ſuchen, ſo wie man im Unglücke Troſt ſuchet.

XXVII.

Man hat Urſache gehabt, zu ſagen: bey den Ergötzlichkeiten müſſe man rechnen, und die Klugheit müſſe allezeit die Zahlpfennige in der Hand haben. Was gelten dieſe Ergötzlichkeiten, muß man ſagen, und wieviel koſtet die Mühe, wofür man ſie kaufen muß, oder welche darauf folget? * Dieſe Betrachtungen können uns nicht nur hindern, nach unſern Begierden zu handeln, welches ſchon ein groſſer Vortheil iſt; ſondern auch, ſie zu unterdrücken, oder zum wenigſten die Begierden ſelbſt zu mäßigen. Wenn das Herze ſo viel Vermögen über den Verſtand hat, wie wir es aus der betrübten Erfahrung mehr als zu viel lernen; ſo iſt es auch gewiß, daß der Verſtand etwas über das Herz vermag; und wir dürfen nicht beſorgen, in Irrthum zu verfallen, oder uns ſelbſt gar zu viel einzubilden, wenn wir glauben: die Macht unſerer Vernunft über die Leidenſchaften ſey gröſſer, als ſie es in der That iſt. Es beſtehet meiſtentheils in der Vorſtellung, welche wir davon haben. Ein billiges Vertrauen vermehret unſere Kräfte; die chriſtliche Demuth machet zwar, daß man ſeiner Schwachheit nichts zutrauet, und wider ſie allerhand kluge Anſchläge faſſet;

* M. de Fontenelle.

faſſet; es giebt aber auch eine Demuth, die in ihrem Grunde ſehr frey, oder zum wenigſten ſehr geſchickt iſt, zu einer Freyheit zu führen, welche dieſe Schwachheit hoch treibet, und ſie in ein gänzliches Unvermögen verwandelt. Man erniedriget die Vernunft, damit man davon los ſeyn möge, ihr zu folgen. Man ſtellet ſich den Beſtien gleich, damit man wie ſie, ohne Schande und Gewiſſensbiſſe leben könne.

XXVIII.

Fliehet alle Ergößlichkeiten, worauf die Reue folgen kann. Genieſſet keine ſo lange, bis ihr davon ſatt ſeyd. Dieſes ſind die beyden Regeln eines weiſen Mannes in der Wahl und in dem Gebrauche der Ergößlichkeiten.

Die zwey groſſen Mittel das Elend dieſes Lebens zu verringern, ſind erſtlich, es vorher zu ſehen, ehe es kömmt; jedoch mit einer Vorſicht, die von der Unruhe frey iſt, und nicht ſo weit gehet, daß man ein Unglücke, ſo vielleicht nicht kommen wird, ſchon zuvor erdulte; Zum andern, es ſo anzuſehen, wie es iſt; wann es kömmt, es nicht durch eine falſche Art zu denken, zu vergröſſern, und zu dem wirklichen Uebel kein eingebildetes hinzu zu ſetzen.

Dieſe Betrachtungen halten alles in ſich, was man von der Glückſeligkeit ſagen kann. Es giebt Vergnügen und Misvergnügen, gutes und böſes, das mit dem Stande der Menſchen verbunden iſt. Die Kunſt aber glückſelig zu ſeyn, ſo weit man es ſeyn kann, beſtehet eines Theils darinnen, den beſten möglichen Theil des Guten heraus zu nehmen, und andern Theils darinnen von dem Uebel ſo wenig zu erdulden, als möglich iſt.

Von dem Leſen, und dem Gedächtniſſe.

I.

Der Nutzen, den man von dem Leſen hat, beſtehet darinnen, daß man behält, was man geleſen; und man muß nicht meynen, es ſey nur in ſo weit nützlich, als man Gedächtniß habe. Das Leſen, auch ſo gar mittelmäßig geſchriebener Bücher, iſt eine Gelegenheit zu denken; es giebet dem Verſtande etwas zu thun; das iſt ſein vornehmſter Nutzen; denn der Verſtand erweitert und ſtärket ſich ſonderlich im Denken. Ich gebe es gerne zu, daß man ſeine eigene Gedanken vergeſſen wird, auch diejenigen, zu denen das Leſen Gelegenheit gegeben, und die wir aus den Büchern ſelbſt haben. Inzwiſchen iſt doch das Vermögen zu denken, an ſich ſelbſt vollkommen geworden; und dieſes iſt beſſer, als Gedanken behalten zu haben.

Ferner gewinnet man durch das Leſen guter Bücher einen Geſchmack; und man mag ſo wenig Gedächtniß haben, als man will: ſo drücket ſich doch die allgemeine Abbildung des Guten und Schönen unvermerkt in den Verſtand ein, in ſo weit man gute Sachen lieſt.

Dieſe Abbildung, dieſer Geſchmack der wahren Schönheit, iſt nebſt dem Naturelle ſchon genug, ſolche Schriften zu verfertigen, welche man eigentlich zu reden, ſinnreich nennet. Es iſt ganz und gar nicht nöthig, daß man ſich desjenigen, was man geleſen hat, von Stück zu

Stück

Stück wieder erinnere; und dasjenige ſo getreue Gedächtniß, welches dasjenige behält, was man ihm nicht nur vertrauet, ſondern ihm nur, ſo zu reden, gewieſen hat, iſt in der Ausarbeitung vielmehr eine Hinderung, als eine Hülfe, indem es hindert, etwas neues hervor zu bringen.

Ich will ſetzen, es wären zwey Leute von gleichem Naturelle, welche in der franzöſiſchen Academie eine Bewillkommungsrede aufſetzen ſollten: wenn einer von dieſen zweyen das Beſte, was er in allen vorhergehenden Reden geleſen, auch behalten hätte; ſo würde er weit mehr Mühe haben, die ſeinige zu machen, als der, ſo keine davon geleſen, oder der, welcher ſich nicht mehr erinnerte, was er geleſen. Ich weis wohl, es könnte geſchehen, daß demjenigen, der nichts geleſen, oder alles vergeſſen hätte, viele bereits gebrauchete Gedanken einfallen könnten; Allein weil er ſie von ſeinem Verſtande und nicht vom Gedächtniſſe erhielte, ſo würde auch die Einrichtung derſelben faſt allezeit auf eine eigene Art geſchehen.

Wenn einer etwas worüber aufſetzen will, ſo kann ihm, woferne er etwas neues ſuchet, nichts verdrießlichers ſeyn, als wenn ihm ſo viele bekannte Gedanken im groſſem Uberfluſſe einfallen, die er alle bey Seite ſchaffen muß. Dieſes ſind eben ſo viele Arten der Zerſtreuung. Die Beſchäfftigung des Gedächtniſſes hindert die Beſchäfftigung des Verſtandes; die Erinnerung hindert die Erfindung. Alsdenn ſeufzet man nach der Unwiſſenheit, und man wollte, daß man niemals weder Augen noch Ohren gehabt hätte.

Mancher Bücherſchreiber würde vielleicht weitläuftiger und mannigfaltiger ſeyn, wenn er mehr geleſen

hätte. Er würde aber auch vielleicht nicht ſo viel Eigenes haben. Man würde in ſeinen Schriften mehr Geſchmack aber weniger Naturell finden; weniger von ſolchen Fehlern, die Gelegenheit zum Tadel geben, der zwar in der That richtig, aber ſehr leicht ſeyn würde; zu gleicher Zeit aber auch weniger von ſolchen Schönheiten, von denen die guten Richter ſo empfindlich gerühret werden, und die den Verfaſſern ein vortreffliches Mittel zu wege bringen.

Inzwiſchen iſt es wahr, daß ein Gedanke, den wir uns erinnern geleſen zu haben, zuweilen einen ganz andern und neuen hervor bringt. Ob gleich dieſe Gedanken ſich gar nicht auf einander beziehen, ſo iſt doch der erſtere eine Gelegenheit zu dem andern geweſen, und wir würden dieſen niemals gefunden haben, wenn uns jener nicht wieder eingefallen wäre.

Man machet ſeinen Verſtand durch das Leſen gewiſſer maßen fruchtbarer; allein an ſtatt daß man in dem beſten Erdreiche nur eben das wiederum erndtet, was man geſäet hat; So werden die Gedanken eines andern, wenn ſie von einem guten Verſtande angenommen werden, wie ich geſaget habe, ein Saame ganz unterſchiedener Gedanken. Das geringſte Korn verwandelt ſich daſelbſt in das beſte Getreyde.

Das Leſen bringet den Verſtand auf Dinge, worauf er für ſich ſelbſt niemals gefallen ſeyn würde.

So iſt es auch gewiß, daß ein Menſch, der den Geſchmack mit dem Gedächtniſſe verbindet, auf beyden Seiten Gedanken nehmen und ſie vereinigen kann, ſo daß ſie durch die Ordnung, worein er ſie ſetzet, denjenigen ganz neu vorkommen werden, die vieles geleſen haben.

Gewiſſer

Gewiſſer maßen machet er etwas neues, wenn er ſie auf eine neue Art verbindet; noch vielmehr aber machet der etwas neues, der ohne neue Gedanken einen Eindruck der Schönheit durch die Einrichtung giebet, worein er dasjenige bringet, was er ſaget. Man brauchet aber hierzu mehr als Geſchmack und Gedächtniß. Man hat eine gewiſſe Art der Erfindung und des Naturells vonnöthen, ſeinen Raub ſo wohl zu verbergen, daß die Leſer betrogen werden können. Den Beyfall auf ſolche Weiſe zu erhaſchen, iſt eben ſo viel, als ihn zu verdienen.

II.

Der Herr de la Motte ſaget in einer von ſeinen Oden:

Suchet neue Sachen aus,

Den einzigen Beweis, das Naturell zu kennen.

Wenn ihr das Wort, einzig, wegnehmet, ſo iſt es wahr. Diejenigen, ſo kein Naturell haben, und nichts aus ſich ſelbſt hervor zu bringen wiſſen, können nichts anderes ausführen, als was ſchon längſt ausgeführet worden. Sie ſagen, was andere ſchon geſaget haben. Dahingegen derjenige, der ſich unterfängt, am erſten von einer Sache zu ſchreiben, Erfindung, und folglich Naturell darzu gebrauchet. Es iſt aber ſchwerer und für das Naturell rühmlicher, als von einer neuen Sache etwas gutes aufzuſetzen: Nemlich bekannte Dinge auf eine neue Art ausführen. Zuweilen geſchiehet es, daß, wenn zween ſehr ungleiche Köpfe etwas bekanntes vorhaben, ſie darinnen auf unterſchiedene Art fortkommen; der mittelmäßige zuweilen beſſer, als der gröſſeſte; er machet nemlich ein Stücke, das an ſich ſelbſt beſſer iſt. Der mittelmäßige Bücherſchreiber ſuchet zuſammen, was ihm von

der vorhabenden Sache durch ſein Gedächtniß ſchönes beyfällt; und weil der große alles dieſes für geringe hält: ſo muß er, wenn er nichts wiederholen will, ſeine Zuflucht zu ſolchen Gedanken nehmen, die nicht ſo ſchön und ſchicklich ſind, als diejenigen, welche von guten Bücherſchreibern gebrauchet worden, die vor ihm von eben dieſer Sache etwas verfertiget haben. Er würde für ſich ſelbſt viele gute Gedanken gefunden haben; es iſt ihm aber, unter der Strafe, für einen Ausſchreiber angeſehen zu werden, verbothen, dasjenige zu finden, was ſchon gefunden worden iſt. Man trauet den zweyten Erfindern nicht vieles zu. Bey ſolcher Gelegenheit iſt es ein Unglücke, wenn man zu ſpäte kömmt.

III.

Im Falle Schriften von einer Art, und von einer Sache, dem Werthe nach gleich, von unterſchiedenen Verfaſſern aber, zu unterſchiedener Zeit verfertiget ſind: ſo verdienen die Verfaſſer der letztern weit mehr Hochachtung, als die Verfaſſer der erſtern. Wenn man zum voraus ſetzet, daß die Schriften eine wie die andere gleich neu, und zuerſt erfunden ſind.

Man ſiehet wohl, daß ich hier von bloß ſinnreichen und nicht von gelehrten philoſophiſchen Schriften reden will. Was auch die bloß ſinnreichen betrifft, ſo rede ich auch nur, wie ich bereits geſaget, von denen, die von einer Sache handeln, und nicht nur von einerley Art ſind. Zum Exempel die Tragödien Berenice, welche Corneille, und Racine gemachet, ſind Werke von einer Art und einer Sache. An ſtatt, daß Cinna und Mithridates nur Werke von einer Art ſind. Ich will alſo nicht ſagen, daß der=

derjenige, welcher heute zu Tage ein eben ſo ſchönes Trauerſpiel als Mithridates iſt, machete, weit ſchätzbarer ſey, als Racine. Ich geſtehe vielmehr, daß die vortrefflichen Muſter eine große Hülfe ſind; daß ſie den Weg zur Vollkommenheit ſehr verkürzen, und daß man diejenigen würde übertreffen können, die uns vorgegangen ſind, ohne daß wir ſie in den natürlichen Gaben ſelbſt überträfen. Ich ſage nur, daß ich demjenigen dem Racine vorziehen würde, der noch eine Tragödie vom Mithridates machete, die eben ſo ſchöne wäre, als die ſeinige.

IV.

Ob man gleich die Frage anſtellen könnte: ob das Gedächtniß in Verfertigung ſolcher Schriften, die bloß zum Vergnügen dienen, mehr eine Hinderniß, als eine Hülfe ſey; ſo muß man doch zugeſtehen, daß es an ſich ſelbſt ſehr vortheilhaft iſt. Es iſt ein ſehr nützliches Werkzeug, ſaget Montaigne, und ohne daſſelbe würde die Beurtheilungskraft ihr Amt nicht wohl in Acht nehmen können. Ohne Gedächtniß weis man nichts, und es iſt ſehr angenehm, etwas zu wiſſen. Ich will nicht einmal von denen Dingen reden, davon die Erkenntniß zu einem eigentlich ſo genannten Gelehrten gehöret. Würde es nicht ſchon ein großes Vergnügen ſeyn, wenn man ſein Gedächtniß mit demjenigen ausgezieret hätte, was die ſchönſten Köpfe zu jederzeit Sinnreiches ausgedacht? Wenn man nicht dasjenige ſchreibet, was man weis, ſondern nur, was man erfindet: ſo breitet man es zum wenigſten im Geſpräche aus; man redet davon. Die Geſpräche ſind die Schaubühne des Gedächtniſſes. Wenn es auſſer dieſem für einen Bücherſchreiber von der erſten Claſſe

Claſſe nicht genug iſt, viel zu wiſſen, und ſo gar genug Witz zu haben, dasjenige, was er weis auf eine artige Weiſe zu ſagen, ſo iſt es doch ſchon genug, ein guter Bücherſchreiber, und in dem Stande zu ſeyn, ſolche Werke zu verfertigen, die zum wenigſten überaus nützlich ſind, wenn ſie ja nicht an ſich ſelbſt hochzuſchätzen ſind. Die Bücher, welche nur gemeine Dinge in ſich halten, aber gut und ordentlich geſchrieben ſind, werden gemeiniglich am meiſten geſuchet. Man hat dieſes ſehr oft wahrgenommen. Die Urſache davon iſt, daß die gemeinen Leute von den meiſten Sachen nichts verſtehen können, und es auſſerdem auch nicht nöthig haben, etwas anders zu wiſſen, als was gemein iſt.

Es mag nun ſeyn, wie es will, ein wenig Witz und viel Gedächtniß reichen ſchon zu, ſich im Umgange in gutes Anſehen zu ſetzen, und dieſes Anſehen iſt oft weit vortheilhafter, als dasjenige, welches uns die ſeltenſten Naturgaben zuwege bringen können. Ich ſchätze einen groſſen Schriftſteller ſehr hoch, aber ich liebe und ſuche denjenigen, mit welchem ich mich von vielen Dingen auf eine angenehme Weiſe unterreden kann.

Wenn die Schriften eines Mannes, der vieles geleſen, und ein gut Gedächtniß hat, manchmal nicht viel gelten, ſo gilt er für ſeine Perſon deſto mehr. Nun iſt aber der perſönliche Werth gemeiniglich nützlicher, als der Werth der Schriften.

Ich muß noch anmerken, daß es beſſer iſt, kein Gedächtniß, als daſſelbe ohne Witz zu haben. Ein gelehrter Narre iſt viel närriſcher, als ein unwiſſender Narre, ſaget Herr Deſpreaux. Oft aber iſt ein Narr, der Gedächtniß hat, noch weit ärger. Er ſaget nicht nur, was

er

er weis, auf eine närriſche Weiſe, ſondern er leget noch ſeine Waare mit vieler Prahlerey aus:

Der wird ein dummer Narr, weil er zu viel geleſen,
Sonſt wär er bloß ein Narr von der Natur geweſen. *

V.

Ueberhaupt, und wenn man dieſes bey der Unterſuchung ſagen kann, hält man den Verſtand höher, als das Gedächtniß und die Wiſſenſchaft: In der Ausübung aber und bey beſonderen Gelegenheiten bewundert man die Wiſſenſchaften und das Gedächtniß mehr, als den Verſtand. Man ziehet den Verſtand den Wiſſenſchaften vor, wenn man dieſen Vortheil an ſich ſelbſt betrachtet, ohne auf die Perſon zu ſehen. Man ziehet aber faſt allezeit einen gelehrten Mann demjenigen vor, der nur Witz und Verſtand hat; wo nur nicht der Gelehrte ganz und gar ein Narre iſt, welches wohl zu geſchehen pflegt.

VI.

Wenn man nur etwas zum Zeitvertreibe lieſet, ſo möchte man wünſchen, ohne Gedächtniß zu ſeyn, damit man dergleichen Bücher mit eben dem Vergnügen mehrmalen wieder leſen könnte. Man ſollte ſogar, wenn es möglich wäre, gänzlich vergeſſen, daß man ſie geleſen. Der einzige Gedanke, daß man ein Buch ſchon geleſen hat, würde das Vergnügen es wieder zu leſen, ein wenig vermindern, wenn auch in dem Gedächtniſſe ganz und gar nichts zurücke geblieben wäre.

Ich würde das Vergnügen, einerley Sache oft leſen zu können dem Ruhme nicht zu vergeſſen vorziehen. Ich will lieber lernen, als wiſſen.

* S. des Abt Reſnel Verſuch von der Ctirik.

Alles, was ich ſonſt geleſen habe, ſagt ein gewiſſer Mann, iſt mir noch ſo vor Augen, als wenn ich es erſt geleſen hätte. Und ein anderer ſprach: alles, was ich wieder leſe, iſt mir ſo neu, als wenn ich es niemals geleſen hätte. Ihr ſeyd ein vortrefflicher Mann, antwortete ich dem erſten; der andere Herr aber, fuhr ich fort, iſt ſehr glücklich *.

Von dem Adel.

I.

Der Adel iſt die Vergeltung und der Sporn der Tugend. Nichts iſt alſo billiger und nützlicher, als ſeine Einführung. Ein Fürſt ſoll die Tugend belohnen, und wo ich ſo ſagen darf, ſoll er ſie nach dem Geſchmacke der Tugend belohnen, das iſt, durch ſolche Vorzüge, die Ehre bringen. Denn nächſt der innern Vergeltung, welche ſie ſich ſelbſt durch die Zufriedenheit, und durch das Verlangen, ſo ſie begleitet, zu ſchaffen pfleget; nächſt dem Ruhme und guten Namen, deſſen Verlangen die vornehmſte Treibfeder der bloß menſchlichen Tugend iſt, findet ſich nichts ſchmeichelhafters für ſie, als dieſe Kennzeichen der Ehre, die bey allen Völkern eingeführet ſind, die öffentliche Hochachtung einiger maßen zu rechtfertigen und zu befeſtigen.

Die

* Man ſagt, Themiſtocles habe ein ganz ungemeines Gedächtniß gehabt, ſo gar, daß er einem, der ihm verſprochen, ihm eine Gedächtnißkunſt zu zeigen, geantwortet: Er wolle lieber vergeſſen lernen. Cicero academiſche Unterſ. B. 2.

Die Belohnung der Tugend iſt eine Art der Gerechtigkeit, welche ein Fürſt tugendhaften Leuten ſchuldig iſt. Sie iſt aber auch eine Gerechtigkeit, die er außer ſeinen Unterthanen auch dem gemeinen Weſen ſchuldig iſt, weil er durch dieſe Belohnung der Tugend ſich Mühe giebet, dieſelbe allgemeiner und vollkommner zu machen. Nun aber ſoll der Fürſt ſich Mühe geben, ſeine Unterthanen tugendhaft zu machen; ſowohl denen zum Vortheile, die tugendhaft ſeyn werden, als auch zum Vortheile anderer, die von der fremden Tugend Nutzen haben werden. Ich habe weiter nichts anzumerken, als wie vortheilhaft die Tugend ſeiner Unterthanen ihm ſelbſt iſt.

So weit iſt jedermann mit einander einig. Man glaubet, es ſchicke ſich ſehr wohl, die Tugend durch den Adel zu erwerben und zu vergelten. Darinnen aber iſt man noch nicht eins, ob man wohlgethan habe, ihm erblich zu machen. Man könnte, ſagen einige, mit dem Adel nicht zu viele Vorrechte verbinden. Er hätte aber nur auf die Perſon und nicht auf die Kinder kommen ſollen. Dieſer geerbte Adel, ſetzen ſie hinzu, kann nur zu einem eiteln und lächerlichen Hochmuthe verführen. Man bemühet ſich nicht, ein Anſehen zu erlangen, womit man ſchon bey der Geburt bekleidet iſt. Man ſchläfet in der Weichlichkeit und Faulheit ein.

So viel iſt wahr, es geſchiehet oft; das Gegentheil aber geſchiehet auch oft. Das heiſſet, der Adel, darinnen die Kinder durch die Tugend ihrer Väter gebohren werden, muntert ſie auf, ihren Fußſtapffen zu folgen, und nicht geringer zu ſeyn, als ſie, indem ſie ſich des Vorzuges würdig machen, den ihnen die Geburt giebet, und durch ihre eigene Tugend noch einen neuen Glanz darzu

ſetzen. Das iſt eben der Zweck, den ſich die Fürſten vorgeſetzet haben; das iſt eben der Nutzen, den ſie von dem erblich gemachten Adel gehoffet hatten.

Ich will nicht beſorgen, daß man mich beſchuldigen werde, ich ſchmeichelte meinen Landesleuten, wenn ich ſage, dieſe Einrichtung ſey vor allen andern in Frankreich wohl von ſtatten gegangen. Die edeln Neigungen, die Gröſſe der Seelen, das Verlangen nach der wahren Ehre, finden ſich nirgends mehr und in einem höhern Grade, als bey dem franzöſiſchen Adel. Unterdeſſen muß man auch nochmals geſtehen, daß dieſes Lob viele Ausnahmen leidet. Der Fürſt hat ſeiner Abſicht verfehlet, und die Tugend wird bey vielen Edelleuten nicht allezeit mit dem Adel fortgepflanzet.

Man klaget ſchon ſeit langer Zeit, über dieſe Unordnung. Die Weltweiſen, die Redner, ſogar die Dichter, haben ſich hierüber recht ſehr viel Mühe gegeben, und es einer dem andern zuvor thun wollen. Bey einigen aber findet man mehr Bosheit und Bitterkeit, als Liebe für das gemeine Beſte. Sie haben vielmehr ſchimpfen als beſſern wollen.

II.

Man vergleiche das, was die Edelleute ohne Tugend ſind, mit dem, was ſie ſeyn ſollten, und ihre Vorfahren geweſen ſind: So wird man ſehen, was ihnen Schande bringet.

Sie ſind mehr, als andere Menſchen, verbunden tugendhaft zu ſeyn. Weil man ſie nur deswegen in den Adelſtand erhoben, daß ſie tugendhaft werden ſollen. Die Väter haben den Adel bekommen, weil ſie tugendhaft

haft waren; und man hat ihn den Kindern gelaſſen, damit ſie es würden. Indem ſie ihn angenommen, haben ſie ſich aufs neue zur Tugend verpflichtet. Sie haben von den Fürſten und dem Vaterlande eine Schuld über ſich genommen, die ſie abtragen, oder ſich von der Nachfolge ihrer Väter losſagen ſollen.

III.

Der Fürſt hat eine gewiſſe Anzahl Unterthanen haben wollen, die ſich vor allen andern durch ihr Verdienſt unterſcheiden, und zu groſſen Thaten, ſonderlich im Kriege, geneigt ſeyn ſollten, als von welchen die heldenmäßige Tapferkeit das eigentliche Merkmal iſt. In dieſer Abſicht hat er diejenigen mit einem rühmlichen Vorzuge bekleidet, die ſich durch eine herrliche That gezeiget; und hat ihrem Geſchlechte dieſen Vorzug auf ewig gelaſſen, damit eine Menge Helden daraus entſtehen möchte. Er hat geglaubet, daß wenn er ihre Verdienſte hierdurch beſtändig machte, er zugleich ihre Ehre dadurch beſtändig machte. Der Vater hat ihm, ſo zu reden, alle ſeine Kinder verſprochen. Er hat ſein Wort dafür gegeben. Er hat nichts verabſäumet (ich ſetze den Fall) ſie geſchickt zu machen, um durch ihre Verdienſte dasjenige zu vergelten, was er ſeinem Fürſten für die Ehre, womit er ihn überhäufet hat, ſchuldig iſt. Was iſt das nicht alſo für ein Verbrechen von den Kindern, wenn ſie auf dieſe Art ſowohl ihren Vater als ihren Herrn betrügen, und ſich weder durch das Beyſpiel des einen, noch durch das Wohlſeyn des andern rühren laſſen.

IV.

Der König hat mich geadelt, ſaget ein Vater zu ſeinen Kindern. Er hat euch eben ſoviel Gnade erwieſen,

und dieſe Ehre ſoll bis auf den letzten von unſern Nachkommen gehen, jedoch unter der Bedingung, ohne welche ich dieſe Vergeltung meiner Dienſte ganz und gar ausgeſchlagen haben würde, nemlich daß, von euch anzufangen, alle diejenigen, welche mir ihren Adel zu danken haben, deſſen verluſtig ſeyn ſollen, wenn ſie ſich deſſelben durch ein laſterhaftes oder träges Leben unwürdig machen. Dieſes für mein Geſchlecht beſondere Geſetze wird ins künftige ein ſehr herrlicher Vorzug für daſſelbe ſeyn. Ihr werdet an meinem Ruhme alle Theil nehmen, wenn ihr den Adel durch eben dieſe Mittel erhaltet, durch welche ich ihn euch erworben habe.

V.

Derjenige, ſo in einem Stande, darinnen er viel Tugend haben ſoll, daran Mangel hat, wird von denen verachtet, ja ſo gar gehaſſet, die noch weniger haben, als er ſelbſt. Er verletzet den Wohlſtand, und jedermann ſtöſſet ſich daran. Man verlanget, daß jeder ſey, wie er ſeyn ſoll. Die Welt iſt hierbey unerbittlich. Vielleicht iſt dieſes die Wirkung einiger Liebe zur Ordnung, die noch in den leichtfertigſten Leuten zurück geblieben iſt.

VI.

Derjenige iſt, eigentlich zu reden, ein verächtlicher Menſch, der viele Hochachtung haben ſollte, und nur wegen ſeiner Fehler, und ſeines böſen Naturells verächtlich iſt. Denn wenn ein vornehmer Mann ohngefehr wie ein Bauer erzogen wäre, ſo würde ich mit ihm nur Mitleiden haben, wenn ich ſeine Neigung und Art zu denken ſähe; und ich würde allen meinen Haß gegen diejenigen wenden, welche die Vorſorge für ſeine Jugend über

ſich genommen hatten. Die Verachtung trifft nur denjenigen, der ſeiner Geburt nach ein geſchickter Mann ſeyn ſollte, und ſeiner Erziehung nach es ſeyn könnte.

VIII.

Ein Edelmann ohne Tugend hat den gröſten Schimpf davon, wenn man ihn mit ſeinen Vorfahren vergleichet. Sonderlich vergleichet man ihn mit denen, die ihm am nächſten ſind; mit ſeinem Vater und Großvater. Die Ungleichheit zwiſchen einem Vater und ſeinen Kindern, iſt weit angreifender, und fällt mehr in die Augen, und erniedriget auch deswegen weit mehr. Was würde man nicht von einem Sohne des Turenne gefodert haben? Eine mittelmäßige Geſchicklichkeit hätte ihn nicht der Verachtung entzogen.

IX.

Laſſet uns nunmehro ſehen, wieviel der Adel Ehre bringet, wenn er mit Verdienſten verbunden iſt, und wie ſehr er ſeinen Glanz erhebet. Die tugendhaften groſſen Leute werden für ihre Tugend durch den Ruhm, den ſie dadurch gewinnen, ſo wohl bezahlet, daß man beynahe das Recht hätte, ihnen dafür nichts anzurechnen, die Furcht der Nachrede, die Begierde nach dem Lobe können das ſchlimmſte Naturell ändern, oder doch unterdrücken. Was ſoll man alſo von denen denken, bey welchen die kräftigſten Bewegungsgründe nichts wirken? Sie müſſen ohne Zweifel mit einem unüberwindlichen Widerwillen wider die Tugend gebohren ſeyn.

Der erſte Vortheil einer hohen Geburt in Abſicht auf die Ehre iſt dieſer, daß ſie die Verdienſte mehr ans Licht bringet.

Aller

Aller Augen wenden ſich auf ein Kind, das in einem vornehmen Hauſe gebohren wird. Aus ſeinen geringſten Thaten und Worten machet man gute oder böſe Vorbedeutungen. Man giebet auf den Fortgang ſeiner Auferziehung acht. Man gehet mit ihm in die Welt und zur Armee. Man folget ihm, ſo zu reden, von der Wiege bis zum Grabe mit einer Aufmerkſamkeit, der nichts entgehen kann.

Hernach iſt auch das Vorurtheil beſtändig auf ſeiner Seite. Jedermann iſt geneigt, ihn zu loben, und thut es bey Gelegenheit mit Vergnügen. Die Welt ſiehet zween Menſchen von gleichen Verdienſten, aber von ungleicher Geburt, nicht mit einerley Augen an. Der Adel iſt allezeit an ſich ſelbſt ein groſſer Werth, und ein ſicherer Grund zu der gröſten Hochachtung. Er giebet den herrlichen Thaten ein gewiſſes Anſehen, das ſie anderswoher nicht haben können. Er verdoppelt gewiſſer maßen die Verdienſte.

Ich geſtehe es, daß die wahren Philoſophen nicht ſo denken. Die Verdienſte, wenn ſie auch mit dem Adel verbunden ſind, haben deswegen in ihren Augen keinen gröſſern Glanz. Sie urtheilen nur von den Verdienſten durch die Verdienſte, und ſetzen alles bey Seite, was ſie dabey antreffen. Oder wenn ſie ja einiger maßen darauf ſehen, ſo geſchiehet es nur in ſo weit, als dieſe Umſtände, die nicht dazu gehören, die Erlangung deſſelben ſchwerer oder leichter machen. Aus dieſer Urſache ſchätzen ſie oft gute Eigenſchaften und groſſe Thaten in einem Menſchen vom niedrigen Herkommen höher, als in einem Menſchen von hoher Geburt, wofern ſie nicht durch eine andere Einſicht es dieſem Dank wiſſen, daß er gemeynet

hat,

hat, ſein Adel ſpreche ihn nicht von der Tugend frey. Man brauchet Kraft dazu, anders zu denken und zu thun, als andere. Die Meynung, daß die Verdienſte bloß in dem Adel beſtehen, ſonderlich wenn er durch Vermögen unterſtützet wird, ſcheinet bey den meiſten vornehmen Leuten zu wohnen; wenn man wenigſtens nach ihrer Aufführung davon urtheilen ſoll. Man hat daher auch die Frage aufgeworfen: ob die hohe Geburt nicht mehr eine Hinderniß, als eine Hülfe der Tugend ſey?

Gedanken von dem Geſchmacke; worinnen man die Regel unterſuchet: man müſſe für alle Leute ſchreiben.

Weder Horaz noch Pindar hatten dieſe Regel. Arbeitet nicht, ſaget jener, den Beyfall vieler Leute zu erwerben; vergnüget euch mit wenigen Leſern.

Der Köcher, den ich trage, ſaget Pindar in der andern olympiſchen Ode, iſt voll leichter und ſcharfer Pfeile, deren Geräuſche verſtändigen Perſonen in die Ohren fällt, dem Volke aber entgehet. Dieſe Worte müſſen erkläret werden, wenn man ſie verſtehen will.

Der verſtorbene Herr Abt Maßieu, der viele Oden dieſes Poeten überſetzet hat, ſaget in einer Anmerkung, womit er ſeine Ueberſetzung verſehen, es mache kein Schriftſteller ſeinem Leſer mehr Ehre, als Pindar. Er giebt es überall zu verſtehen, fähret er fort, daß er ſich auf ihre Einſicht verlaſſe; und indem er es dabey bewenden läſſet, ihnen einen ſchönen Verſtand zu zeigen, ſo ſcheinet er

völlig überführet zu ſeyn, daß ſie das übrige werden ergründen können, ohne daß er ſich darein weiter menget.

Allein der größte Theil der Menſchen kann es nicht ergründen. Weder Pindar, noch Horaz haben alſo für jedermann ſchreiben wollen. Palämon, ſaget Martial, mag Verſe für viele Leute machen. Ich will nur wenigen gefallen; ich ſchreibe nur für zärtliche Ohren.

Uebrigens kann eine ſo bekannte und oft wiederholte Regel nicht ganz und gar falſch ſeyn. Es iſt in ſolchen allgemeinen Regeln allezeit etwas wahres. Dieſe aber iſt mehr falſch, als wahr. Zum wenigſten misbrauchet man ſie entſetzlich, und ich habe mir vorgenommen, ſolches durch folgende Anmerkungen darzuthun.

I.

Man muß für jedermann ſchreiben, wenn man jedermann gefallen will. Dieſen Endzweck aber zu erreichen, muß man nicht ſo vollkommen ſchreiben, als wenn man nur für Leute ſchriebe, die viel Verſtand haben.

In ſo weit man ſich nach denen richtet, welchen man gefallen will, und ihre Gränzen nicht überſchreitet, in ſo weit gefällt man. Manches vortreffliche Werk ſcheinet gewiſſen Leſern etwas ſchlechtes zu ſeyn, die es für etwas herrliches anſehen würden, wenn es nur bloß gut wäre.

Will man ſich in einer Schrift, die zum Unterrichte abgefaſſet wird, nach allen Leuten richten, ſo muß man nur gemeine und einfache Gedanken hinein bringen, oder diejenigen, welche allzuſehr zuſammen geſetzet ſeyn würden, und etwas ganz beſonderes und feines in ſich haben, ſo einrichten, wie es für viele ſeyn muß, ob es gleich Leuten vom guten Verſtande unnütze und unangenehm iſt.

Allen

Allen Leuten in einer Schrift gefallen wollen, ſie mag zum Unterrichte oder zum Vergnügen abzielen, heißt ſich in Gefahr ſetzen, zu misfallen, oder doch nicht Leuten vom Verſtande zu gefallen.

Sich dieſe Vorſchrift machen, daß man in eine Schrift, die ergötzen ſoll, nur ſolche Schönheiten bringen wolle, die jedermann merken könnte, heißt eben ſo viel, als ſich ſolcher Schönheiten berauben, die Leute vom Verſtande daſelbſt am meiſten ſuchen würden; und die für ſie bey dergleichen Schriften der gröſſte Werth ſind.

II.

Vielleicht wird man ſagen: es gäbe gewiſſe groſſe Schönheiten, die jedermann merken kann: zum Exempel, diejenigen, welche man ganz beſonders die Schönheiten der Empfindung nennet.

Ich antworte hierauf, erſtlich, daß obgleich jedermann gewiſſe Schönheiten empfindet, ſie doch nicht jedermann auf gleiche Weiſe empfindet.

Zum andern giebet es andere Schönheiten in groſſer Menge, und dazu recht groſſe Schönheiten, die niemand als Leute vom Verſtande empfinden.

Was die Empfindungen betrifft, ſo kann ſie nicht jedermann ſo gleich faſſen, ſie wären denn ganz natürlich und ohne Kunſt vorgetragen. Wenn ſie nur ein wenig zu künſtlich ſind, und auf eine feine Art geſaget werden; ſo werden ihrer die meiſten nicht gewahr, und zuweilen hält man ſie gar für falſch. Nun aber beſtehet dieſes Feine ſehr oft bloß in einer ſehr vollkommnen Nachahmung der Natur; es beſtehet darinnen, daß man die

Leidenſchaften ihre wahre Sprache reden läßt, daß man die Sachen in ihrer Ordnung ſaget, welches faſt niemals die Ordnung des Verſtandes iſt, daß man alles unterdrücket, was ſie unterdrücket; hieraus kann zuweilen eine Art der Dunkelheit entſtehen.

Die Empfindung iſt in allen Menſchen aber ſehr ungleich, ſo wohl in Abſehn auf die Lebhaftigkeit, als auch in Abſehn auf die Feinheit; einige haben lebhaftige Gedanken, aber ſie ſind nicht fein.

Man ſiehet nicht allezeit in einem Buche einerley Art ſich auszudrücken, wovon man viele Exempel an ſolchen Perſonen geſehen hat, die durch eine Leidenſchaft ſind getrieben worden. Zuweilen beſchuldiget man einen Verfaſſer, daß er ſich von der Natur entferne; und dieſes geſchieht zu eben der Zeit, da er ſie aufs genaueſte abbildet. Wenig Leute kennen ſie ganz und gar.

Eine gewiſſe Abbildung, welche man an dem Herrn Fontenelle getadelt hat, weil ſie allzugekünſtelt, und nicht natürlich genug wäre, iſt der gewiſſeſte und ungezwungenſte Ausdruck der Empfindung und der Leidenſchaften. Der Tadler verſuche es nur, und mache für das, was er daran ausſetzt, etwas anderes, das dem Scheine nach gemeiner und ungekünſtelter ſey, ſo wird die ganze Abbildung ſchwach und matt ſeyn. Indem man ſie nicht ſo fein und ſo ſinnreich macht, wird man ſie auch gewiß weniger lebhaft und zärtlich machen.

III.

Es giebt gewiſſe Werke, die nur deswegen ſich weit ausbreiten, und an welchen die meiſten nur deswegen mehr Geſchmack als an andern finden, weil ſie weniger

an

an ſich hoch zu ſchätzen ſind, und von den wahren Kennern hoch geſchätzet werden. Oefters ſchicken ſie ſich deswegen nur nicht für alle Leute, weil ihre Verfaſſer, die nicht geſchickt waren, höher zu denken, ſelbſten nicht zu den größten Geiſtern gehören. Diejenigen alſo, welche Bücher ſchreiben, müſſen ihren Werth nicht allezeit nach dem guten Fortgange abmeſſen, ſondern vielmehr glauben, daß es große Schönheiten giebt, die nicht nach dem Geſchmacke aller Leute ſind, wie die geringern, und welche eben deswegen für weit mehr Leute begreiflich ſind *.

IV.

Ein Bücherſchreiber, der viel denket und machet, daß andere denken müſſen, wird niemals ein Bücherſchreiber für viele Leute ſeyn. Sie werden ihn nicht erreichen können, und er kann ſich nicht zu ihnen herab laſſen; er müßte ſich denn ſehr erniedrigen.

Es iſt wahr, dieſes iſt eine große und des Nutzens wegen höchſtſchätzbare Gabe, wenn man ſich in alle Arten des Verſtandes zu ſchicken weis. Wenn man aber vorgiebet, ein großer Mann werde noch weit größer, wann er ſich nach dem Verſtande aller Leute richtet; wenn man ſaget: der Pater Bourdaloue ſey weit bewundernswürdiger, indem er auf dem Dorfe prediget, und dem einfältigen Volke verſtändlich iſt, als wenn er dem Hofe und der Stadt gefallen hat: ſo iſt dieſes ohne Zweifel zu hoch getrieben. Man redet nicht richtig, und verwirret die Gedanken unter einander. So viel iſt gewiß, zwo natürliche Gaben gelten mehr, als eine. Ich entdecke an dem=

* S. M. de la Motte in der Abhandlung von der Ines de Caſtro.

demjenigen, an welchem ich eine neue Geſchicklichkeit entdecke, ob ſie gleich geringer iſt, als die erſte, dennoch eine neue Gröſſe; vornemlich aber, wenn dieſe Geſchicklichkeiten, die ſonſt einander zuwider ſind, ſich ſelten bey einander finden laſſen. Allein dieſer geringen Geſchicklichkeit wegen iſt er in meinen Augen nicht gröſſer, ſondern wegen der Vereinigung der zwo entgegengeſetzten Geſchicklichkeiten. Ich bewundere ihn in den zwoen Geſtalten, darinnen er ſich darſtellet, nicht als ob dieſe Geſtalten gleich ſchöne wären, ſondern weil ich weis, daß er ſie nach ſeinem Belieben annehmen kann.

V.

Indem ich von herrlichen Schriften rede, welche deſſen ungeachtet nicht für jedermann ſind; ſo will ich nicht von denen reden, welche Sachen abhandeln, die gemeinen Leuten wenig bekannt ſind, und in dem Leſer eine gewiße beſondere Erkänntniß vorausſetzen. Ich habe nur bloß ſolche Bücher vor Augen, welche für den Geſchmack und angenehm ſind; Bücher, die von gemeinen Dingen Anweiſung geben, und dazu man weiter nichts als Verſtand brauchet, wenn man ſie wohl verſtehen will. Hier ſage ich nun, daß viele dergleichen Schriften ſich bloß deswegen für wenig Leute ſchicken, weil ſie zu fein, zu ſcharf, zu wohl gedacht, folglich beſſer als andere ſind; und daß man an ſtatt ihnen dieſes als einen Fehler anzurechnen, und ſie für dunkel und grillenfängeriſch zu halten, es ihnen vielmehr als einen großen Werth anrechnen muß, und es würde unmöglich ſeyn, dieſen vorgegebenen Fehler weg zu nehmen ohne ſie zu verderben.

Es giebt freylich in dergleichen Werken viele Stellen, welche gemeine Leute erreichen können; ſie gefallen ihnen. Oefters hat ſie der Verfaſſer mit Willen hingeſetzt; zuweilen auch, wie ich bald ſagen werde, wider ſeinen eigenen Geſchmack, und die meiſten iſt er ſeinen Leſern ſchuldig. Sind aber dieſe Stellen wohl das Beſte an ſeinem Buche, und geben ſie ihm in den Augen der großen Welt und guten Richter einen beſondern Werth? Ich getrauete mich nicht es zu ſagen. Alſo iſt es gewiß, daß die meiſten Leſer nur den geringſten Theil des Werthes bey den meiſten Schriften kennen, ſie mögen auch ſo bekannt ſeyn, als ſie wollen. Sie haben ſie loben hören, ſie loben ſie auch; ſie leſen ſie ſo gar mit einem gewiſſen Vergnügen. In der That aber ſind ſie nicht fähig, die groſſen Schönheiten daran zu merken. Sie ſchätzen ſie höher, als ſie daran Geſchmack finden, wo man nur das bloße Vertrauen auf die Meynung eines andern, und die Lobſprüche ohne eigene Erkänntniß, Hochachtung nennen kann. Zuweilen ſind ſo gar dieſe Lobſprüche nicht aufrichtig, und haben keinen andern Grund, als die Eitelkeit derer, welche ſie geben. Man muß die Stimmen des Beyfalls nicht zählen; und ein Bücherſchreiber, der wider den Hochmuth auf ſeiner Huth iſt, würde etwas finden, dadurch er ſich bey ſeinem größten Glücke erniedrigen könnte. Einige loben meine Schrift der Sache wegen, warum ſie am wenigſten zu ſchätzen iſt, ja ſo gar wegen ihrer Fehler; andere ſind ſo gar ein bloßes Echo; ſie wiederholen, was ſie von verſtändigen Leuten gehöret haben, endlich loben auch andere etwas, um ſich ſelbſten Ehre zu machen, ihren Verſtand ſehen zu laſſen, ſich ſelber zu loben.

Fraget doch einmal alle diejenigen, welche die Regeln des Herrn de la Roche-Foucault geleſen haben, was ſie von dieſem Werke denken; ſo werden ſie alle antworten: es iſt unvergleichlich. Indeſſen wird die Hälfte derer, welche dieſe Antwort geben, lügen; oder wenn ſie denken, wie ſie reden, ſo geſchiehet es aus Vorurtheil und nicht aus Einſicht, ſie glauben vielleicht was ſie ſagen, aber ſie ſehen es nicht.

So gehet es auch mit vielen andern Schriften, welche weit bekannter ſind, als dieſe, ſo gar mit denen, die wegen des Merkmaals der Geringſchätzigkeit für jedermann gemacht zu ſeyn ſcheinen. Wer hat zum Exempel die Prinzeßin von Cleve nicht geleſen? Wer hat ſie nicht mehr, als einmal geleſen? Haben aber alle dieſe Leſer ihre Schönheit vollkommen eingeſehen? Wir wollen hören, was Herr Fontenelle davon ſaget:

Ich verlange von dem Frauenzimmer, ſaget er in der Vorrede ſeiner Geſpräche von mehr als einer Welt, ich verlange von dem Frauenzimmer zu dieſem philoſophiſchen Lehrgebäude bloß die ſorgfältige Aufmerkſamkeit, die man bey der Prinzeßinn von Cleve anwenden muß, wenn man die Verwirrung derſelben recht einſehen, und ihre ganze Schönheit erkennen will.

Der Herr von Fontenelle redet bloß von der ſorgfältigen Aufmerkſamkeit, und er hat ſich nicht unterſtanden, vom Verſtande zu reden. Unterdeſſen konnte er es thun; er war aber viel zu höflich, ein Wort davon zu ſagen. Man würde ſehr ungehalten auf einen Schriftſteller ſeyn, der von ſeinem Leſer mit ausdrücklichen Worten Verſtand

forderte;

forderte; es iſt ihm aber erlaubet, ihn unter dem Namen der Aufmerkſamkeit zu verlangen.

Der Herr von Fontenelle hat alſo zu dem Frauenzimmer ſo viel ſagen wollen: Diejenigen darunter, welche Verſtand und Fähigkeit haben, acht zu geben, ſollten ſich wegen des Titels ſeines Buches nicht fürchten, es zu leſen; und damit er ihnen den Grad des Verſtandes und der Aufmerkſamkeit, die er von ihnen fodert, recht angeben möge, ſo ſaget er: es wäre eben derjenige, den man bey Leſung der Prinzeßinn von Cleve anwenden müſſe, wenn man die Verwirrung recht einſehen wollte. Dahero folget, daß die meiſten von dem weiblichen Geſchlechte nicht alle Schönheiten dieſes ſinnreichen Romanes gewahr werden, ob ſie ſich gleich ſchmeicheln, dieſelben vollkommen einzuſehen; denn es iſt gewiß, daß ſehr wenige unter ihnen, die Schrift von mehr als einer Welt recht verſtehen können.

Iſt aber wohl die Vergleichung zwiſchen dieſen zwo Schriften vollkommen richtig; und kann man ſagen, daß derjenige, der die Schönheiten der einen recht einſiehet, dadurch im Stande ſey, die andere zu verſtehen? Ich meines Orts würde es nicht ſagen. Dieſe zwo Schriften ſind nicht von einer Gattung; die Art des Verſtandes, welche machet, daß man die ganze Schönheit eines Romanes einſiehet, iſt von derjenigen ſehr unterſchieden, welche machet, daß man ein philoſophiſches Lehrgebäude leicht verſtehet, und in ſeinem Kopfe in eine genaue Ordnung bringet. Dieſes Lehrgebäude mag mit noch ſo weniger Kunſt verfertiget ſeyn, ſo gehöret doch allezeit ein gewiſſes Maaß des philoſophiſchen Verſtandes dazu, daſ-

ſelbe wohl zu faſſen; und von dieſer Art des Verſtandes beſitzet das weibliche Geſchlechte gemeiniglich am wenigſten. Die natürlichſten und deutlichſten Urtheile ſchicken ſich für ſie weniger, als die beſten, feineſten und ausſtudierſten Empfindungen.

Wenn auſſerdem die Schrift von mehr als einer Welt nicht mehr Aufmerkſamkeit verlangete, als die Prinzeßinn von Cleve, ſo würde es dem weiblichen Geſchlechte noch weit leichter ſeyn, alle Schönheiten dieſes letzteren einzuſehen, als das andere vollkommen zu verſtehen; denn es iſt ihm leichter, ſeine Aufmerkſamkeit auf einen Roman, als auf ein philoſophiſches Buch zu verwenden, wenn es auch noch ſo luſtig geſchrieben wäre. Der Inhalt eines Romans ſchicket ſich weit beſſer für das Frauenzimmer, und bringet ihm weit mehr Aufmerkſamkeit in den Kopf. Die Begriffe darinnen ſind ihm weit geläufiger, wie Herr Fontenelle ſelber ſaget. Der Einfall, deſſen er ſich bedienet, das Frauenzimmer zu Durchleſung ſeines Buches einzuladen, und ihre Gewogenheit zu erwerben, iſt überaus artig. Er hat alle die, welche Verſtand haben wollen, auf ſeine Seite gebracht, indem er ſie bey ihrer Eitelkeit angegriffen. Bey dem allen kenne ich einige, die mir geſtanden haben, ſie verſtünden die Schrift von mehr als einer Welt nicht recht; ob ihnen gleich in der That keine Schönheit auch kein Fehler der Prinzeßinn von Cleve entgangen iſt. Jedoch ich kenne ihrer noch mehr, die von dieſem ſinnreichen Roman auf eine ſolche Weiſe mit mir geſprochen haben, daß ich glauben mußte, er wäre allzufein für ſie. Sie ſagten mir freylich nicht ausdrücklich, daß ſie viele Stellen darinnen nicht recht verſtünden. Sie meyneten vielleicht durch dieſes Bekenntniß ſich an

ihrer

ihrer Ehre zu ſchaden. Sie gaben mir es aber genug zu verſtehen, indem ſie ſagten, ſie fänden an vielen andern Romanen mehr Geſchmack; und ſucheten ihre Meynung durch einige wohl und übelgegründete Anmerkungen zu rechtfertigen. Ich ſah aber ſehr leicht, daß es nicht die angegebenen Fehler in der Prinzeßinn von Cleve waren, um derentwillen ſie dieſelbe nicht mit ſo großem Vergnügen laſen, als andere dergleichen Bücher, die noch weit mehr Fehler an ſich hatten. Der größte Fehler dieſes vortrefflichen Werkes iſt, daß es für eine große Menge Leſer gar zu vortrefflich iſt.

Die wahre Urſache des wenigen Vergnügens, das ſie bey dem Leſen haben, iſt dieſe, daß es allzufein, zu artig, zu wohlausgedacht, und eben deswegen über ihren Begriff iſt. Es würde ihnen ſchöner vorkommen, wann es nicht ſo ſchöne wäre. Ich beſorge gar, wenn ich dieſes im vorbeygehen erinnern darf, die gar zu große Klugheit und Enthaltung, womit dieſes Buch geſchrieben iſt, habe ihm ein wenig geſchadet. Man muß geſtehen, das Herz lieſet die Romanen mehr als der Verſtand. So weit ſie den Leidenſchaften ſchmeicheln, ſo weit gefallen ſie. Man hat alſo wohl recht, daß man verbiethet, ſie zu leſen. Wäre die Madame de Cleve etwas ſchwächer und nicht ſo tugendhaft, ſo würde ſie ohne Zweifel eine Perſon ſeyn, um die man ſich mehr bekümmerte. Sie würde uns ähnlicher ſehen; und vielleicht ſchickete ſich der rühmliche Sieg, den ſie über ihre Leidenſchaften erhält, eben ſo wenig für gemeine Herzen, als die Schreibart dieſes Werkes für den gemeinen Verſtand.

VI.

Es iſt eine rechte Pein für gewiße Schriftſteller, daß ſie ſo wenig geſchickte Leſer finden, bey denen ſie nichts verlieren ſollten. Ich wiederhole es noch einmal: Die Schrift von mehr als einer Welt wird nur von wenigen verſtanden. Man kann von dieſem Werke ſagen, was Herr Fontenelle ſelbſt von des Malebranche Unterſuchung der Wahrheit geſaget hat: Man trifft daſelbſt eine geſchickte Vermiſchung von vielen Dingen an, die nicht allzuhoch ſind, und den Leſer, der ſie leicht verſtanden hat, ermuntern, ſeinen Fleiß auch auf die andern zu wenden. Sie ſchmeicheln ihm, daß er alles verſtehen könne; und überreden ihn vielleicht gar, daß er faſt alles wirklich verſtehe. Herr Fontenelle weis es alſo wohl, daß er dieſes Buch nicht für alle, ich will ſo gar ſagen, nicht für alle die gemacht hat, die es ihr Werk ſeyn laſſen, ſinnreiche Schriften zu leſen. Er hat es nicht thun können; die Sache ließe es nicht zu. Er weis aber auch wohl, daß ſeine andere Schriften, folglich auch dieſe ſo gar in denen Stellen, wo er nur ſinnreich und gar nicht hoch ſchreibet, nicht für allerley Leſer ſind. Er giebet es in dem Urtheile des Pluto gar wohl zu verſtehen; wo er ſeine Todtengeſpräche tadelt und vertheidiget, und die groben Tadler, denen alles, was nur etwas fein geſchrieben iſt, dunkel oder gekünſtelt vorkömmet, gar artig durchziehet. Denn man kann leicht ſehen, daß in den meiſten Geſtändniſſen, die Herr Fontenelle wider ſich ſelbſten zu thun ſcheinet, viele Spötterey ſtecket; und man würde wider ſeine Abſicht handeln, wenn man ſie nach dem Wortverſtande annehmen wollte; nicht als wenn er ſich nicht an andern Stellen ſelbſt mit aller Aufrichtigkeit tadelte,

tadelte, und ſich ſelbſt nicht ſchonete. Dieſe Schrift, welche in Anſehung des überall hervorleuchtenden Verſtandes ſonderbar iſt, iſt es wegen der ſtrengen Billigkeit noch vielmehr, womit der Verfaſſer ſich ſelbſt beurtheilet. Er verräth ſich daſelbſt durch nichts als durch ſeine Schreibart.

VII.

Man hat Schriften, die uns ſchlechter oder beſſer vorkommen, je mehr man Verſtand hat.

Einerley Werk iſt für gewiße Leute allzugut, allzuſinnreich; für andere aber iſt es nicht ſinnreich genug. Dem erſten iſt es zu hoch, dem andern zu niedrig. Zu dieſem ſage ich, dieſe Schrift verdienet nicht, daß ihr ſie leſet; zu jenem, ihr ſeyd nicht fähig, ſie zu leſen; und ſo gehet es alle Tage, daß zween Menſchen aus ganz entgegen geſetzten Urſachen keine Luſt finden, einerley Buch zu leſen.

Unzählige Leute gewinnen dem Mittelmäßigen einen Geſchmack ab, zum wenigſten in gewiſſen Arten; und ich ſage nicht zu viel, wenn ich ſpreche, man könne faſt eben ſo gewiß ſeyn, jemand zu misfallen, wenn man es gut, als wenn man es ſchlecht machet.

Das ſchönſte Schöne, wo ich alſo reden darf, iſt dasjenige, was am ſonderbareſten, neueſten und demjenigen am wenigſten gleich iſt, was man ſchon weis. Dieſe Art des Schönen aber wird von den wenigſten gebilliget. Sie merken es nicht nur nicht, ſondern es iſt ihnen ſo gar zuwider. Was ſonſten Verwunderung erwecken kann, wenn es gefällt, machet, daß man ſich ihm wiederſetzet, wenn es nicht gefällt.

Geſetzt, es beſtünde eine Nation aus Leuten, die uns am Verſtande ſo ſehr übertreffen, daß der geringſte unter

ihnen dem beſten unter uns darinnen weit vorgienge; ſo iſt es augenſcheinlich, daß unſere ſinnreicheſten Werke ihnen nur ſehr mittelmäßig vorkommen würden. Ich glaube aber auch, daß die ihrigen, und ſonderlich die ſchönſten, uns wenig Vergnügen machen würden; unſere Bücherprüfer würden höchſtens ſo viel zugeſtehen, daß in dieſen Schriften viel Verſtand wäre; Vergnügen aber würden ſie nicht daran finden: dieſe Leute, würden ſie ſagen, ſchreiben lauter Räthſel; ſie können ihre Gedanken nicht aus einander ſetzen, vielweniger ihre Verbindung anzeigen. Man verſtehet nicht, was ſie ſagen wollen, und vielleicht verſtehen ſie ſich ſelber nicht.

VIII.

Man ſaget nicht nur, man müſſe für jedermann ſchreiben, und zwar in dieſem Verſtande, daß ein Werk überhaupt, ſo weit es die Sache zuläßt, ſo geſchrieben werden müſſe, daß es ſich für alle Leſer ſchicket, welches ſo gar nicht wahr wäre. Man gehet noch weiter, und zuweilen ſcheinet es, man verlange, es ſolle in einer Schrift nichts artiges vorkommen, das nicht nach jedermanns Begriffe ſey. Man brauchet dieſe Regel bey den ſchönſten Stellen einer Schrift, und verwirfet ſie, damit man ſich gewiſſer maßen deswegen rächen möge, daß man ſie nicht ſo gleich verſtanden hat.

Ich las einmal einem meiner guten Freunde, der in ſeiner Art ein verſtändiger Menſch war, einige Stellen aus einem neuen Buche vor, das ſehr fein geſchrieben war. Er ſchien mir davon nicht ſo gerühret zu ſeyn, als ich glaubete, daß er es ſeyn ſollte. Ich fragete ihn deswegen nach der Urſache, und er ſagete mir, er habe es

nicht

nicht recht verſtanden. Darauf erklährte ich es ihm, und dachte, nun würde er es nebſt mir bewundern; allein er antwortete mir mit Verdruß: man müße für jedermann ſchreiben, und ein Schriftſteller, der einen Ausleger brauchete, wäre ſchon deswegen ein ſchlechter Mann. Ich verſetzete, ein ſolcher Schriftſteller, der für einige eine Erklärung brauchete, könnte doch für andere ſehr deutlich ſeyn. Aber, fuhr ich fort, erlaubet mir, daß ich davon ein Exempel geben darf. Ihr kennet dem Herrn .... ſo gut, als ich; ſo wenig Verſtand er hat, ſo lieſet er doch gute Bücher. Glaubet ihr wohl, daß er alles verſtehet, was er lieſet, auch was ihr ſelbſt verſtehet? Ihr glaubet es gewiß nicht. Wenn er nun alles, was ihr nicht verſtehet, verwerfen, und ſich darzu der Regel bedienen wollte, man müße für jedermann ſchreiben, was würdet ihr ihm wohl antworten? Mein Freund verſtund, was ich ihm ſagen wollte; und weil er in der That eine vortreffliche Gemüthsart hatte, ſo verdroß es ihn nicht, und er erkannte ſeinen Fehler.

La Bruyere ſaget: giebt es nicht genug gute Schriftſteller, wo ſind denn die Leſer, die es verſtehen?

IX.

Wenn man diejenigen, die aus dem Bücherprüfen ihr Werk machen, anhalten wollte, diejenigen Bücher durchzugehen, die uns zur Laſt und zur Luſt ſind; ihre Schönheiten ſowohl, als ihre Fehler anzumerken, und von beyden Rechenſchaft zu geben: ſo würde die Anzahl ſolcher Schriftſteller geringer ſeyn; nicht nur weil ihre Bosheit in dieſer Art der Bücherprüfung ihre Rechnung nicht findet, ſondern auch die meiſten dazu nicht fähig ſind.

ſind. Gemeiniglich ſind dieſe Herren nicht Leute von dem erſten Range des Verſtandes. Sie tadeln ſehr oft Dinge, die weit über ihren Begriff ſind, und ihnen nur deswegen misfallen.

Man hat einigen, welche die alten Schriften geprüfet, mit Recht vorgeworfen, ſie hätten darinnen vieles getadelt, was ihnen ſelbſt ſehr ſchön vorgekommen ſeyn würde, wenn ſie es recht verſtanden hätten. Man könnte vielen, welche die Schriften unſerer Zeiten tadeln, eben dieſes und noch mit gröſſerm Rechte vorwerfen. Der wenige Verſtand bey einigen hat eben ſowohl, als die Unwiſſenheit bey andern, die gröbeſten Fehler verurſachet.

X.

Uebrigens muß man einen groſſen Unterſcheid machen, unter dem Empfinden und Verſtehen. Dieſes wird dazu dienen, daß ich erklären kann, wie die meiſten guten Schriften ſinnreich, und zugleich nicht jedermann verſtändlich ſind. Wir wollen es an einem Exempel ſehen. Die Begebenheiten des Telemachs, die Gedichte des Despreaux und Rouſſeau, halten nichts in ſich, was nicht die meiſten Leſer leicht verſtehen ſollten. Man müßte keine Erziehung und keinen Verſtand haben, wenn man in dieſen Schriften etwas dunkels finden wollte. Dadurch werden ſie allen Leſern, die ihren Verſtand dabey einiger maßen brauchen, verſtändlich. Ich gebe es auch zu, daß dieſe Leſer einen groſſen Theil ihrer Schönheiten merken können. Man würde ſich aber ſehr betrügen, wenn man glauben wollte, ſie wären im Stande, ſie alle und zwar in ihrem ganzen Umfange zu merken. Ich will nicht ſagen, ſie empfinden ſie nicht. Sie verſtehen in

der

der That, den Grund eines Gedanken. Zum Exempel ein junger Menſch, der den Vers des Virgils lieſet:

Secretosque pios, his dantem iura Catonem

begreifet wohl, daß der Poete ſagen wolle, rechtſchaffene Leute nähmen in den Eliſeiſchen Feldern einen beſondern Ort ein, und Cato wäre ihr Vorſteher. Wenn er aber nicht eine gewiſſe Art des Verſtandes hat, ſo merket er nicht, was für ein feines Lob dieſes iſt, ſo ſchlecht es auch ausſiehet. Er verſtehet den Vers; findet ihn aber nicht ſchöner, als einen andern; er lieſet ihn ohne davon gerühret zu werden, und ohne darauf beſonders acht zu haben.

XI.

Man hat vielleicht mehr Geſchmack und Witz nöthig, die groſſen Schönheiten eines Werkes, als die Fehler wahrzunehmen. * Eine betrübte Wahrheit, welche die Erfahrung zum Nachtheile der Schriftſteller rechtfertiget, und die ſchon für ſich fähig iſt, einen Mann, der zum Schreiben Naturell hat, daran zu hindern, wenn er nur ein wenig ein Philoſoph iſt. Dieſer Grundſatz iſt alſo der Beweis deſſen, was ich hier behaupte. Ein Werk iſt nur ſo weit für mich, als ich, wo nicht für mich ſelbſt, doch durch Hülfe anderer alle ſeine Schönheiten vollkommen wahrnehme. Merke ich nichts mehr daran, als die Fehler, ſo habe ich das leichteſte dabey gethan, und darf mir noch nicht einbilden, ich ſey ſtärker als der Schriftſteller, den ich tadele; hingegen aber könnte ich mir auf der andern Seite, vielleicht mit einiger Gleichheit ſchmei-

* Monſieur Coypel Geſpräch von der Kenntniß der Mahlerey.

cheln, wenn ich eben ſowohl, als er, wüßte, was in ſeinem Werke das Schönſte wäre. Ich will es nur ſagen, wie ich es meyne, ſollte ich auch Gefahr laufen, durch eine wunderliche Meynung jedermann wider mich aufzubringen. Es giebet in vortrefflichen Werken Schönheiten, welche von niemanden recht empfunden werden, als von ihren Verfaſſern. Ich will nicht behaupten, daß die Eigenliebe dieſe Schönheiten nicht manchmal gröſſer machete, als ſie ſind: Wir ſehen aber auch oft etwas als ein Werk der Eigenliebe an, da in ihnen doch nichts anders als eine deutliche Einſicht und eine lebhafte Empfindung des Schönen iſt.

Sollte denn ein guter Bücherſchreiber nicht beſſer, als ein anderer, die Schönheit ſeines Werkes wahrnehmen? Erſtlich iſt es ja ſein Werk, und folglich kennt er es, und hat es beſſer inne, als alle Leſer. Zum wenigſten reicht das gemeiniglich nicht zu, es einmal geleſen zu haben; wenn ein Leſer, er mag noch ſo viel Einſicht haben, ein Werk ſo gut kennen will, als derjenige, der es gemacht hat.

Zum andern, ſo hat der Verfaſſer eines vortrefflichen Werkes mehr Verſtand, und kennet ſeine Kunſt beſſer, als die meiſten Leſer. Dieſe letztere Art der Geſchicklichkeit giebt ihm einen wichtigen Vortheil, auch ſogar vor denjenigen, die eben ſo viel Verſtand, als er, haben möchten; weiter aber nichts als den Verſtand. Wenn der natürliche Geſchmack nicht durch die Einſicht der Kunſt erleuchtet wird, ſo gehet er nicht weit, zum wenigſten erſtrecket er ſich nicht auf alles, in was für Maaß er auch ſeyn könnte, und dieſe Erkenntniß iſt auſſer der Ubung der Kunſt allezeit unvollkommen.

Wo dieſer letztere Satz wahr iſt, wie er denn gewiſſer maſſen auſſer allen Zweifel iſt, ſo kann man zum wenigſten ſagen, daß die vortrefflichen Werke der Beredſamkeit, und der Poeſie mit Schönheiten erfüllet ſind, die nur von denjenigen recht wahrgenommen werden, welche ſelbſt groſſe Redner, und groſſe Poeten ſind. Zuweilen ſagt man, dieſes Werk verſtehet ihr nicht, ihr könnt es nicht tadeln: man könnte eben ſo ſagen, dieſes Werk verſtehet ihr nicht, ihr könnt es nicht loben.

XII.

Es iſt denen Leſern weit leichter, die Fehler eines Werkes wahrzunehmen, als alles Schöne daran recht zu merken. Bey den Bücherſchreibern hingegen iſt es ganz anders; alſo haben die Verfaſſer einer des andern Einſicht nöthig, und ſie würden wohl thun, wenn ſie einander auf beyden Seiten zu Rathe zögen. Es iſt gebräuchlich, daß die Verfaſſer einiges Gutachten von dem Leſer verlangen, und dieſe Gewohnheit iſt ſehr vernünftig; man tadelt auch diejenigen ſehr, welche ihr nicht folgen. Wäre es aber nicht eben ſo vernünftig, daß ſich die Leſer einen guten Rath von dem Verfaſſer ausbäthen? Es iſt ſchade, daß dieſes nicht angehet. Ich meines Orts habe es allezeit gethan, wo ich es habe thun können, und mich dabey ſehr wohl befunden; öfters habe ich dadurch Schönheiten entdecket, die ich nicht ſo gleich gemerket haben würde, wenigſtens nicht in ihrer ganzen Stärke. Hierdurch bin ich überzeuget worden, daß es groſſen Leuten zu beſonderm Vortheile gereichen würde, wenn ſie ſelbſt die Ausleger ihrer Werke ſeyn könnten, und ihnen erlaubet wäre, etwan dergleichen Anmerkungen bey-

zufügen, als Herr Dacier ſeinen Ueberſetzungen beygefüget hat. So wollte ich zum Exempel gerne, daß Racine einige zu ſeinen Trauerſpielen gemachet, oder zum wenigſten eine kleine Prüfung ſeiner Stücke, wie Corneille, angeſtellet hätte. Dieſe Anmerkungen würden den Leſern groſſen Nutzen ſchaffen. Die ganze Schönheit der Stellen, worauf ſie ſich beziehen, recht zu merken, indem ſie die Qvellen des Schönen anzeigeten, und die Geheimniſſe der Kunſt entdecketen, wodurch ſie zu ihrem Fortgange unendlich viel beytragen würden; es iſt nur zu beſorgen, daſi ſich die Eigenliebe gar zu ſehr in dieſen Anmerkungen ſpüren laſſen würde. Man würde ſehen, daß ſich die Verfaſſer halb aus Betrug, halb aus Liſt, weit mehr bemühen würden, als die Ausleger der Alten, mittelmäßige Schönheiten zu erheben, und offenbare Fehler zu verdecken. Wenn man es alſo recht überleget, ſo hat man Urſache gehabt, ihnen dergleichen Anmerkungen zu unterſagen. Sie würden dieſe Erlaubniß ſehr misbrauchen, ſich ſelbſt zu vergnügen.

Einer von unſern größten Poeten ſagete bey Gelegenheit einer von ſeinen Tragödien, die nicht wohl aufgenommen worden, einmal im Scherze zu mir: Wenn ich reden dürfte, ſo wollte ich machen, daß ihr meine Stücke bewundern müßtet; ihr würdet aber ſagen, ich ſey ein hochmüthiger Mann, und ich wollte euch nicht gerne meinem Herzen zum Schaden eine Abbildung von meinem Verſtande geben; ich ſehe es lieber, daß ihr in mir den Poeten als den Menſchen verachtet.

XIII.

Meines Erachtens würden einige von unſern beſten Schriften weit beſſer ſeyn, als ſie ſind, wenn die Verfaſſer

faſſer bey ihrer Verfertigung allein ihrem Geſchmacke gefolget wären, und bloß die Abſicht gehabt hätten, ſich ſelbſt und Leuten von vortrefflichem Verſtande Gnüge zu thun. Allein daß ſie es darauf gewaget, wenn ſie dieſen auch eben nicht ſo gefallen möchten, ſo haben ſie geſuchet den meiſten zu gefallen; ſie haben das Urtheil eingeſehen, das die meiſten, die zu ihrer Zeit lebeten, von ihren Werken fällen würden; und dieſes Urtheil iſt in vielen Stücken mehr, als ihr eigener Geſchmack, ihre Regel geweſen. Dieſe Aufführung iſt gezwungen, und eine wahrhaftige Knechtſchaft. Es iſt etwas unangenehmes, wenn man ſich im Schreiben, ſo zu reden, verleugnen muß, und ſich ſeinem Naturelle nicht völlig überlaſſen darf; ſonderlich wenn man ſiehet, das Werk würde beſſer werden. In der That aber iſt dieſe Aufführung ſehr klug. Der Beyfall vieler Leute ſchmeichelt einer zärtlichen Eigenliebe nicht ſo ſehr, als die Hochachtung einer kleinen Anzahl auserleſener Leute. Sie kann aber für unſer Glücke weit zuträglicher ſeyn. Der Ruhm iſt etwas ſchönes; beqvem aber zu leben iſt etwas ſehr angenehmes; und indem man für die Unſterblichkeit arbeitet, ſo iſt es nicht verbothen, ein wenig darauf zu denken, wie man ſich wegen der Beqvemlichkeiten des gegenwärtigen Lebens in Sicherheit ſetzen möge. Dieſen Zweck alſo zu erreichen, kömmt es nicht darauf an, für ein Dutzend Leute zu ſchreiben, die es vielleicht gerne ſehen möchten, wenn ſie die einzigen wären, die euch bewunderten. Darauf kömmt es an, daß ihr vielen, ja allen gefallet. Und ihr werdet ihnen nur ſo weit gefallen, als ihr es ihnen verſtändlich machet.

XIV.

Ein junger Menſch hat eine Comödie gemachet, die mit den artigſten und feinſten Einfällen verſehen und voller Witz war. Die Verwirrung war etwas verwickelt, doch aber ſehr wohl überleget. Sie hieng gut zuſammen und löſete ſich gut auf. Er las ſeine Stücke einem berühmten Manne vor, der ſolche Sachen zu prüfen wußte. Kaum hatte er angefangen zu leſen, ſo gieng die Stirne des Richters aus ihren Falten. Alle Augenblicke entſtund auf ſeinem Geſichte ein ſchmeichelhaftes Lächeln. Die Stellen, womit der Verfertiger am meiſten zufrieden war, erhielten einen beſondern Beyfall. Man hörete ihn bis ans Ende mit groſſer Aufmerkſamkeit an, welche ſchon allein ein Lob geweſen wäre. Da zweifelte er nun nicht mehr an der Güte ſeines Werkes, und an einem glücklichen Fortgange. Nun, mein Herr, ſagete er: was denket ihr davon, was ich euch vorgeleſen habe? Ihr werdet damit nicht fortkommen, antwortete jener ganz kaltſinnig; drey Theile von den Zuſchauern werden von den Stellen eures Stückes, die euch ſo wohlgefallen, und die, unter uns geſaget, auch mir ſehr gefallen, nichts verſtehen. Alle dieſe ſo feinen und ſinnreichen Einfälle werden nichts wirken; ſie werden ihnen über den Köpfen weggehen. Es wird noch ein groſſes Glücke ſeyn, wenn man ſie nicht auszíſchet. Gehet und leſet euer Stücke den Herren von der franzöſiſchen Academie vor, den Comödianten aber gebet es nicht. Gewiß fuhr er im Lachen fort, ihr ſeyd ſehr einfältig, daß ihr ſo fein ſchreibet.

XV.

XV.

Lachen und Weinen ſind die gröſten Vergnügungen des Schauplatzes, und die meiſten Leute wiſſen nichts anders. Verſtändige Leute ſind hierinnen nicht gleich geſinnet; denn ſie werden durch mehr als eine Art des Schönen gerühret. Deswegen haben ſie übel aufgenommene Stücke wider das Volk behauptet, weil ſie in der That nicht ſo rührend und luſtig, als diejenigen waren, denen es einen groſſen Beyfall zu geben pfleget; und ſie haben es ſo weit gebracht, daß man ihren Vorſtellungen Gehör gegeben.

* Moliere merkete ſo gleich nach der erſten Vorſtellung des Menſchenfeindes, daß das Volk zu Paris lieber lachen als bewundern wollte; und daß es gegen zwanzig Perſonen, die fähig ſind, einen artigen Gedanken zu merken, wohl hundert giebt, die ihn verwerfen, weil ſie ihn nicht kennen, . . . die andere Vorſtellung des Menſchenfeindes war noch geringer, als die erſte, . . . die dritte war noch weniger glücklich, als die vorhergehenden. Man liebet das ernſthafte in dieſem Stücke ganz und gar nicht.

XVI.

Zuweilen kömmt man bey den theatraliſchen Stücken von ſelbſt auf die Wahrheit. Die Partheylichkeit, das Vorurtheil, ein leichter Umſtand hatten den Fall und glücklichen Fortgang eines Stückes verurſachet. Das Volk hatte, eigentlich zu reden, das Stücke nicht geſehen, ſondern,

* Siehe das Leben des Moliere.

ſondern nur dieſen fremden Umſtand. Der hat nicht mehr ſtatt, und das Volk urtheilet gut, weil es nunmehro bloß davon urtheilet, was es ſiehet. Er urtheilet von dem Stücke, wie es an ſich ſelbſt iſt. Zuweilen iſt es auch nöthig, daß das Volk durch vernünftige Leute unterrichtet werde. Sie ſagen, was ſie von einem Werke denken, und warum ſie es denken. Ihre Reden machen einen Eindruck, und dieſer Eindruck breitet ſich unvermerkt aus. Es iſt wie mit einem Lichte, das von einem zu dem andern gehet, und die mittelmäßigen Geiſter dahin bringet, etwas zu ſehen, was ſie nicht ſahen, und die Schönheiten zu merken, die ſie von ſelbſt nicht wahrgenommen haben würden.

Zuweilen ſtreitet man mit groſſem Nutzen vom Geſchmacke; denn die Art zu empfinden kömmt bey vielen Gelegenheiten auf die Art zu ſehen an. Dieſes hat ſeine Richtigkeit bis auf einen gewiſſen Grad der Schönheiten, die man insbeſondere Schönheiten der Empfindung nennet. Es träget ſich oft zu, daß eine Tragödie, die uns das erſtemal, da wir ſie ſpielen ſahen, nicht ſonderlich einnahm, bey der andern Vorſtellung mehr einnimmt; und dieſes Vergnügen iſt zuweilen die Frucht des Nachdenkens, ſo wir darüber angeſtellet, oder worauf wir mittler Zeit gebracht worden ſind.

XVII.

Es giebt viele Tragödien und Comödien, welche in der Vorſtellung eben ſo viel ausrichten, und bey den meiſten Zuſchauern eben ſo viel Vergnügen erwecken, als die beſten Tragödien des Corneille und Racine, und die beſten

beſten Comödien des Moliere. Indeſſen werden ſie nicht ſo hoch geachtet, auch ſo gar von denen, die nur der Rührung und Ergötzung wegen auf den Schauplatz gehen. Sie haben nicht ſo gleich alſo davon geurtheilet; und wenn ſie bloß den Eindruck zu Rathe zögen, den eines und das andere von dieſen Stücken in ihnen gemacht hat, ſo würden ſie dieſelben alle für gleich gut halten. Nach und nach aber ſind ſie von verſtändigen Leuten ſo weit gebracht worden, daß ſie anders denken. Sie haben ihnen geſaget, es gäbe in theatraliſchen Stücken zwo Arten der Fehler und Schönheiten; einige dieſer Fehler ſchaden der glücklichen Aufnahme eines Stückes; die andern wenig oder gar nicht. So tragen auch einige dieſer Schönheiten zu der glücklichen Aufnahme vieles bey, andere nichts oder wenig. Dieſe Fehler aber, welche nicht hindern, daß ein Stücke auf der Schaubühne nicht wohl von ſtatten gehe, verurſachen oft, ſeines guten Erfolges ungeachtet, daß ſich die wahren Kenner wenig daraus machen; ſo hat man auch den Schönheiten, welche ein Stücke ſeinen theatraliſchen Erfolg nicht zu danken hat, oft den größten Theil der Hochachtung zuzuſchreiben, die verſtändige Leute, und durch eine nothwendige Folge die übrigen Menſchen für daſſelbige hegen. Mit einem Worte, es giebet in den theatraliſchen Stücken Fehler und Schönheiten, die ohngeachtet der glückliche theatraliſche Erfolg beynahe nicht darauf beruhet, diejenigen, worinnen ſie ſich befinden, doch überaus merklich verringern oder erheben.

XVIII.

Es folget hieraus nicht, daß ein theatraliſches Stücke bey gewiſſen Perſonen einen Eindruck hat, weil es ihn

auch bey andern hat, die eine zärtliche und feine Empfindung haben. Es muß denenjenigen trocken vorkommen, die ſolche nicht haben, oder doch ſehr wenig davon beſitzen. Bey ihnen muß etwas gröber und handgreiflicher ſeyn, wenn ſie beweget werden ſollen.

Bey der Poeſie iſt es, wie bey der Beredſamkeit; einerley Rede rühret oft einige, und andere rühret ſie nicht; nicht nur wegen der unterſchiedenen Verfaſſungen der Herzen, ſondern auch wegen der unterſchiedenen Fähigkeit des Verſtandes. Wenn der Pater . . . . zu Verſailles predigte, ſo bewegete er in der Capelle alle, und in ſeinem Kirchſpiele ſchläferte er ſie ein.

XIX.

Es giebt theatraliſche Stücke, welche in den Zuſchauern ein ſehr erhabenes Herze und einen gleichen Verſtand erfodern; und die nicht anders bewegen, als nach dem Maaße, darinnen man fähig iſt, wo ich ſo ſagen darf, hoch zu denken und hoch zu empfinden. Dergleichen ſind zum Exempel die Tragödien des Corneille; und das iſt eine wahre Urſache, warum man gemeiniglich an ihnen weniger Geſchmack findet, als an des Racine ſeinen. Das Herze der Franzoſen iſt mehr zärtlich, als hoch.

XX.

Die meiſten Schriften, die man heut zu Tage am meiſten hoch ſchätzet, ſind zu dieſer allgemeinen Hochachtung nur ſtuffenweiſe gekommen. Ein allzuglücklicher Erfolg im Anfange iſt eine übele Vorbedeutung auf das Künftige, und öfters der Beweis eines nur mittelmäßigen

gen Werkes. Schönheiten, die nach jedermanns Begriffe ſind, haben ihren Eindruck bald gemacht; groſſe Schönheiten ſind zuweilen nicht ſo einnehmend; und es geſchiehet ſelten, daß ein Werk von der beſten Art ſo gleich die Stimmen vieler Leute erhält. Der Beyfall des groſſen Haufen iſt niemals beſtändiger, als wenn man einige Zeit darauf hat warten müſſen.

XXI.

Der wahre Verſtand und die rechte Einſchränkung dieſer Regel: man müſſe für jedermann ſchreiben, iſt dieſe: man müſſe im Schreiben aller Welt zu gefallen ſuchen.

Wollte man etwan ſagen, man ſchriebe ſchlecht, wenn man nicht auf ſolche Art ſchriebe, die ſich für jedermann ſchicket, und daran jeder gleich durch einen Geſchmack findet, ſo kann man dieſes nicht behaupten. Eines Theils giebt es bey jeder Sache etwas, welches nach jedermanns Verſtande eingerichtet werden kann, und nicht kann, und andern Theiles iſt es wohl erlaubt, nur für verſtändige Leute zu ſchreiben, auch ſo gar, wenn man von Sachen ſchreibet, die man ganz und gar nach jedermanns Verſtande einrichten könnte.

Wollte man zum wenigſten ſagen, ein gutes Werk das jedermann gefällt, ſey alsdenn noch weit ſchätzbarer, als alle andere, daran man nicht einen ſo allgemeinen Geſchmack findet, es möge nun von verſtändigen Leuten ſo hoch gehalten werden, als es wolle, ſo iſt dieſes noch dazu falſch. Zum Exempel: die Tragödien des Racine gefallen allen, die ſie leſen und vorſtellen ſehen; es iſt keine Ausnahme dabey zu machen. Ich ſtelle alle die,

 welche

welche ſie billigen, in zwo Reihen; auf eine Seite die beſten Richter, welche am meiſten Verſtand und Empfindung haben; auf die andere die, welche nicht ſo viel haben. Dieſes nun vorausgeſetzet ſage ich: wenn es Tragödien gäbe, daran die erſte Hälfte meiner Richter mehr, die andere aber nicht ſo viel Geſchmack fände, als an den Tragödien des Racine; ſo würden dieſe Tragödien noch weit ſchätzbarer ſeyn, als die, ſo wir von dieſem groſſen Poeten haben.

Will man endlich auch nur ſagen, ein Werk, ſo gut es ſeyn möge, werde, wenn es auch nach jedermanns Verſtande eingerichtet iſt, wenige Leſer und noch weniger Leute haben, die es billigten; folglich nicht zu einem allgemeinen Beyfalle, oder zum wenigſten erſt nach langer Zeit gelangen; ſo iſt dieſes wahr, und ich habe es mehr als einmal geſaget, für jedermann ſchreiben, iſt ein Mittel, nicht eben etwas gutes zu machen, noch weniger es aufs beſte zu machen, wohl aber damit fortzukommen, wenn man es gut machet. Dieſes iſt eine Regel, welche uns zuweilen mehr die Klugheit, als die Kunſt vorſchreibet.

XXII.

Was diejenigen anbetrifft, die lieber den Nachkommen als den Leuten ihrer Zeit gefallen wollen; die mehr nach einem dauerhaften Ruhme als einem vergänglichen Erfolge trachten, denen ſaget die Klugheit, daß ſie für wenig Leute ſchreiben ſollen. Ein Werk, das für viele gemachet iſt, hat das Schickſal, daß es aufs höchſte in den Händen des gemeinen Volkes bleibet. Es kömmt aber nicht in die Hände ſolcher Leute, die einen groſſen Verſtand

Verſtand haben. Ein Werk hingegen, das für wenige gemachet iſt, kömmt mit der Zeit in aller Hände. Die, ſo Verſtand haben, erheben nach und nach die mittelmäßigen Geiſter. Man machet ſich eine Ehre daraus, wenn man nach dem Sinne derer iſt, welchen man den meiſten Verſtand und die größte Einſicht zutrauet. Die Eitelkeit, welche machet, daß man ſogleich redet wie ſie, bringet uns endlich ſo weit, daß man auch denket wie ſie. Alſo wird der Verſtand von Tage zu Tage vollkommner, und ein Werk, das vor hundert Jahren für die damaligen Leute zu ſchwer war, wird heute zu Tage den meiſten verſtändlich ſeyn. Es iſt gewiß, daß wir weit aufgeklärter ſind, als unſere Vorfahren; und es iſt wahrſcheinlich, daß unſere Nachkommen es noch mehr ſeyn werden, als wir. Alſo kann es gar wohl geſchehen, daß ſie ſich aus einigen Werken, die wir hoch ſchätzen, nicht vieles machen, und hingegen andere hochſchätzen werden, denen wir nicht völlig Recht wiederfahren laſſen. Uebrigens giebet es zu allen Zeiten gute Köpfe, die ſo urtheilen, wie einmal die Nachkommen urtheilen werden. Es giebet zu allen Zeiten, wenn ich ſo reden darf, eine lebende Nachkommenſchaft.

Fortſetzung der Anmerkungen über den Geſchmack.

I.

Ich kenne einen verſtändigen Menſchen, welcher von dem, was ich nach dem Herrn Coypel, in dem Stücke, das man geleſen, geſaget habe, noch nicht überzeuget iſt; daß man nemlich mehr Geſchmack und Verſtand haben müſſe, die groſſen Schönheiten eines Werkes zu empfinden, als die Fehler daran zu entdecken. Herr Coypel ſaget es nur mit einem **vielleicht**. Dieſes zeiget an, daß er in Zweifel ſtehet, ob dieſer Satz auch recht wahr ſey, oder zum wenigſten einen jeglichen wahr vorkomme. Das iſt alſo der Gedanke eines Mannes, der Verſtand hat, ob es viele oder wenige Schwierigkeit gebe, die Fehler und Schönheiten eines Werkes wahrzuehmen und zu empfinden.

Es iſt gewiß, ſagte er einſtens zu mir, es giebt gewiſſe feine Schönheiten, die nicht jedermann fähig iſt, zu empfinden; zum wenigſten nicht in ihrem ganzen Umfange. Es giebet aber auch gewiße Mängel und Fehler, zuweilen ſehr wichtige Mängel und ſehr grobe Fehler, die den meiſten Leuten entwiſchen, und nur von den Kennern wahrgenommen werden. Wenn ich ſage, ein grober Fehler könne den meiſten Leſern entwiſchen, ſo ſage ich nichts widerſprechendes, und nichts, welches nicht durch die Erfahrung beſtätiget würde. Das iſt nicht allein

allein ein grober Fehler, den jeder Leſer von ſich ſelbſt wahrnimmt; der iſt es ebenfalls auch, den er für grob hält, nachdem man ihn denſelben gewieſen hat. Man wundert ſich noch täglich, daß man gewiſſe Fehler in einem Werke nicht wahrgenommen hat; ſo groß ſcheinen ſie zu ſeyn, ſo bald man nur einmal daran erinnert worden iſt.

Wenn aber denen, welche ein Werk aufmerkſam unterſuchen, öfters wichtige Fehler entgehen; ſollte es ihnen auch nicht wiederfahren, woferne das Vorurtheil und und die Leidenſchaften ſich nicht darein miſchen, daß ſie große Schönheiten darinnen überſehen, daß ſie einen ſchönen Einfall leſen und verſtehen, ohne davon gerühret zu werden? Ich glaube, man könne dieſes nicht ſagen; und behaupte, ein Kenner werde eher eine Thorheit als eine Schönheit verfehlen.

II.

Woher kömmt es wohl, daß eine Rede, die uns in dem Munde des Redners unvergleichlich vorkam, uns zuweilen im Leſen ſo ſchlecht zu ſeyn ſcheinet? Lieget es etwan daran, weil dieſe Rede auf dem Papiere der Annehmlichkeiten des Vortrages beraubet iſt? Ganz und gar nicht. Daher kömmt es, weil die Geſchwindigkeit der Ausſprache uns nur eine leichte Prüfung verſtattet hat, bey welcher man nur dasjenige ſiehet und empfindet, was am leichteſten zu ſehen und zu empfinden iſt, man ſiehet die Schönheiten beſſer, als die Fehler.

Woher kömmt es, daß es mit ſo vielen Werken nicht recht fortwill, als nur daher, weil man ſogleich geſehen hat, was in denſelben gutes zu finden iſt? Sie ſinken und

fallen,

fallen, nachdem man ſie unterſuchet. Die Zeit entdecket darinnen täglich neue Fehler.

Niemals hat eine Tragödie mehr Aufſehen gemachet, als der Cid des Corneille; die groſſen Schönheiten dieſes Gedichtes rührten und verblendeten jedermann. Man merkete zwar auch einige Fehler daran; allein die Unterſuchung der Academie wies deren noch viele mehr, die vor dem Drucke niemand wahrgenommen, und die man ſo gar für Schönheiten gehalten hatte. Das Stücke iſt jederzeit bewundert worden, und wird auch noch bewundert werden. Man erholet ſich aber nach und nach von der Verblendung, welche die Fehler verborgen hatte. Vielleicht hat auch ſo gar die Academie nicht alle gemerket; und ich zweifle nicht, wenn ſie dieſe Tragödie von neuem unterſuchen wollte; ſo würde ſie noch vieles zu ihrer Prüfung ausſetzen. Mit einem Worte, man merkete die Schönheiten dieſes Stückes im Jahre 1737 ſowohl, als man ſie itzo merket. Itzo aber merket man die Fehler beſſer, als damals.

Die Unterredung zwiſchen Ariſte und Eugene von dem Pater Bouhours, waren ſehr nach dem Geſchmacke der Leute. Die Schreibart darinnen iſt rein und niedlich; und dieſes war die vornehmſte Urſache ihrer guten Aufnahme; die Geſtalt gab der Sache einen Werth. Nachdem man aber die Urtheile des Cleanthes davon geleſen, ſo haben die, welche dieſer Schrift ſehr geneigt waren, von der erſten vortheilhaften Meynung vieles fallen laſſen. Jedermann urtheilte mit dem Verfaſſer dieſer Unterſuchung, daß derjenige, ſo dieſe Unterredungen geſchrieben, mehr für die Worte als für die Sachen geſorget hätte. Ein gewiſſer Mann ſagete deswegen:

es

es fehlte dem Pater Bouhours etwas vollkommnes zu ſchreiben, nichts als die Kunſt zu denken. Dieſes war ein wenig zu hoch getrieben, indeſſen war es doch artig.

III.

So geneigt auch die Welt iſt, übel zu urtheilen, ſaget der Herr de la Roche-Foucault, ſo gehet ſie doch öfter mit dem falſchen Scheine um, als ſie den wahren Verdienſten ungerecht begegnet. Und dieſes iſt von allen Arten der Eigenſchaften wahr. Von den Eigenſchaften des Verſtandes ſowohl, als des Herzens; von den Eigenſchaften der Perſon ſowohl, als der Schriften; von den Eigenſchaften aller Stände und Lebensarten. Man ſuchet bey allen Sachen die Fehler zu entdecken; nur in dieſer Abſicht beobachtet und prüfet man ſie. Indeſſen aber verbergen ſich dieſe Fehler, und entziehen ſich allen unſern Unterſuchungen. Die Schwachheit unſers Verſtandes ſtehet der Bosheit unſers Herzens ſchlecht bey.

Es iſt alſo gewiß, daß man, überhaupt zu reden, die Schönheiten mehr wahrnimmt, als die Fehler: man muß aber auch geſtehen, daß man von den Fehlern eines Werkes lieber redet, als von den Schönheiten; nicht nur weil dieſes der Bosheit des menſchlichen Herzens mehr ſchmeichelt, ſondern auch weil es viel leichter iſt, von den Fehlern als den Schönheiten eines Werkes Rechenſchaft zu geben. Und dieſes hat eben diejenigen betrogen, welche die Regel behauptet haben, die ich beſtreite. Sie haben nicht darauf Acht gegeben, was für ein Unterſchied iſt zwiſchen empfinden und den Grund ſeiner Empfindung angeben. Das ſchwereſte bey den Fehlern ſinnreicher Schriften iſt dieſes, ſie recht zu empfinden. Es iſt aber gemeiniglich leicht, wenn man ſie empfindet, wahrzuneh-

men, worinnen ſie beſtehen. Hingegen iſt bey den Schönheiten dieſes nicht das ſchwerſte, ſie zu empfinden, ſondern von ſeiner Empfindung kurz und deutlich Rechenſchaft zu geben.

Dieſes ſollte vielleicht etwas weitläuftiger ausgeführet ſeyn, damit man es wohl faſſen möchte. Ich glaube aber, daß ich für diejenigen, welche dergleichen Art der Unterſuchung lieben, ſchon genug davon geſaget habe. Hier folgen andere Regeln, die auf der entgegen geſetzten Meynung gegründet ſind.

IV.

Den Werth, einiger Schriften zu empfinden, brauchet man bloß Geſchmack; bey andern Verſtand, und ſo gar Naturell.

Der höchſte und niedrigſte Grad des Geſchmackes bey Werken des Witzes beſtehet darinnen, daß man das Schlechte niemals für das Gute nimmt, und nur dieſes billiget. Der andere iſt dieſer, daß man das Gute niemals für das Schlechte nimmt, und alles Gute billiget und empfindet. Es iſt noch ein weiter Raum zwiſchen beyden Graden.

V.

Geſchmack haben, heiſſet nach dem gemeinen Begriffe nichts mehr, als ſich auf die Schreibart verſtehen.

Nur gewiße Arten von Schriften, keine Verſe oder ſinnreiche Hiſtorien lieben; in weitläuftigen Werken ſich nur bey der Abtheilung, der Einrichtung und dem Ausdrucke aufhalten, den Grund der Sache aber, die Ausführung dabey liegen laſſen; in jeder Art nur einen Mann hochſchätzen, einen Abgott daraus machen, alle andere verachten, und geringſchätzen: heiſſet dieſes wohl Geſchmack

Geſchmack haben? Ganz und gar nicht. Inzwiſchen iſt dieſes ein ziemlich gutes Mittel bey unzähligen Leuten, dafür angeſehen zu werden, als ob man guten Geſchmack hätte.

VI.

Wie ſehr liebe ich, wie hoch ſchätze ich nicht einen billigen und aufgeklärten Menſchen, der das Gute überall wahrnimmt, wo es iſt, und fühlet! Das ſchöne Feuer des Homerus, die Klugheit des Virgilius, die Höhe des Corneille, und die Zierlichkeit des Racine, reizen und erhalten ſeine Lobſprüche. Er richtet ſie nach dem Grade des Werthes ein; er weis zu bewundern, hoch zu ſchätzen, zu billigen. Er giebet Vorzüge, verwirfet aber nichts. Er ſaget: dieſes Werk iſt mehr nach meinem Geſchmacke, als das andere, und giebet auch den Grund ſeiner Meynung an. Denn er glaubet, es ſey vergönnet, ſeinen Geſchmack zu rechtfertigen; er ſiehet aber ſowohl ohne Unruhe als Verwunderung, daß andere anders urtheilen und empfinden, als er.

VII.

Das wahre Schöne, das wahre Gute iſt alſo dasjenige, welches denen gefällt, die viel Verſtand und Geſchmack haben. Der Grad der Güte eines Werkes iſt das Maaß ihres Vergnügens, ſo wie das Maaß ihres Vergnügens die Probe des Grades der Güte eines Werkes iſt; öftres aber gefällt dasjenige, woran die, welche Verſtand und Geſchmack haben, ein großes Wohlgefallen bezeigen, weniger, oder es gefällt denen, die weniger Verſtand haben, ganz und gar nicht. Und dieſes iſt auch ſehr natürlich. Der gute Geſchmack in allen Sachen iſt nicht der Geſchmack der meiſten überhaupt. Es iſt der Ge-

ſchmack der meiſten von ſolchen Leuten, welche die Eigenſchaften, die Erkänntniß, die nöthige Erfahrung haben, von einer vorkommenden Sache wohl zu urtheilen. Es iſt, wo ich mich ſo erklären darf, der gemeinſte Geſchmack unter Perſonen, die nicht gemein ſind.

Allein wird man ſagen, dieſer gute Geſchmack kömmt ganz unvermerkt von einem zu dem andern, und endlich ſtimmen ſie alle überein.

Dieſes iſt gewißer maßen wahr; was ein Menſch von Verſtand und Geſchmack auf einmal ſiehet und empfindet, das ſiehet und empfindet ein anderer nach und nach. Wenn er ein ſchönes Werk noch einmal lieſet, ſo wird er darinnen Schönheiten entdecken, die er anfangs nicht wahrgenommen hatte. Lieſet er es zum drittenmale, ſo wird er in den Stand geſetzet, noch beſſer davon zu urtheilen; ſonderlich wenn er ſich dabey der Einſicht eines wahren Kenners bedienet, das iſt, eines Mannes, der eben ſo billig, als empfindlich und aufgekläret iſt. Denn es iſt mit dem geiſtlichen Geſchmacke nicht ſo, wie mit dem leiblichen beſchaffen; mit einem guten Werke des Witzes, wie mit einem guten Gerichte: und zuweilen misbrauchet man gewiß dieſe Vergleichung. Wenn ich ein Gerichte nicht gut finde, ſo wird alles, was man mir ſagen kann, nicht machen, daß ich es beſſer finde; was man mir aber bey einer ſchönen Schrift ſagen wird, kann vieles dazu beytragen, daß ich die Schönheit derſelben beſſer merke. Der geiſtliche Geſchmack kann Unterricht annehmen, der leibliche aber nicht.

Wenn ein vortrefflicher Kenner mit einer nicht ſonderlich unterwieſenen und aufgeklärten Perſon von einem Gedichte redet, das er für vortrefflich hält, und dieſe

Perſon

Perſon findet wenig daran, ſo lieget es ihm nicht ob, zu beweiſen, daß dieſes Gedichte ſie rühre, oder zum wenigſten, daß es ſie rühren ſolle. Er darf ſie nur in den Stand ſetzen, daß ſie bey dem andern Leſen oder bey der andern Vorſtellung einen angenehmern Eindruck davon erhält; und dieſes glücket zuweilen. Man kann niemanden nicht kräftiger beweiſen, daß ein Werk, welches ihm nicht gefällt, ihm doch gefallen ſolle, als wenn man machet, daß es ihm in der That gefällt. Es iſt aber auch nicht unmöglich, dieſen Endzweck zu erreichen.

Eigentlich davon zu reden, ſoll dasjenige nicht gefallen, was nicht gefällt. Allein wenn man ſaget, ein Werk, das einem nicht gefällt, ſollte ihm gefallen, ſo will man nur ſo viel ſagen, es würde ihm gefallen, wenn er mehr Verſtand und Geſchmack hätte.

VIII.

Ich habe dasjenige etwas eingeſchränket, was man zuweilen ſaget; jedermann iſt zuletzt in dem Werthe der guten Werke des Witzes eins. Ich habe geſaget, dieſes wäre gewiſſer maßen wahr, ich will meine Einſchränkungen erkläħren. Jedermann iſt nach dem Verlaufe einer gewiſſen Zeit einig in dem Urtheile von einer guten Schrift, welche durch die allgemeine Hochachtung den größten Vorzug erlanget. Jedermann ſaget, der Menſchenfeind ſey das beſte Stück unter allen unſern Comödien. Alle aber denken es nicht; oder zum wenigſten empfinden ſie es nicht. Damit aber jedermann in dem Urtheile von dem Werthe des Menſchenfeindes mit den andern übereinſtimmen möchte, ſo müßte auch jedermann mehr Vergnügen daran finden, dieſes Stücke zu leſen und vorſtellen zu ſehen, als eine anderẓ Comödie; aber

das geſchiehet nicht. Ich berufe mich hierinnen auf die Aufrichtigkeit meiner Leſer. Die wichtigſte Urſache, welche gleich anfangs die gute Aufnahme dieſes Stückes verhindert hat, ſtehet noch itzo bey vielen Leuten feſte. Sie lachen nicht mehr bey der Vorſtellung. Inzwiſchen ſaget man doch: der Menſchenfeind ſey eine vortreffliche Comödie; weil man nicht anders reden kann, wo man ſich nicht ſchimpfen will. Weil man genöthiget wird, es zu ſagen, und es andere ſagen höret, ſo denket und empfindet man es gewiſſer maßen ſelbſt. Bey der Vorſtellung lachet man ein wenig, aber nicht ſo viel, daß man aufrichtig ſagen könnte, unter allen Comödien mache uns dieſe das größte Vergnügen.

Ich glaube aber nicht, daß Moliere ſeine Magd bey dieſem Stücke zu Rathe gezogen hat; es war nicht für ſie. Wenn er ſie zuweilen fragete, ſo geſchahe es darum, weil er manchmal Leuten ihres Gelichters gefallen wollte, und es wäre zu wünſchen, daß er ſie oft weniger zu Rathe gezogen hätte.

Wenn ich eine Comödie machen ſollte, ſo würden diejenigen Stellen meines Stückes, worüber ich andere Perſonen von feinem und niedlichem Verſtande zu Rathe ziehen würde, dieſe ſeyn, welche mir die geſchickteſten ſchienen, den meiſten zu gefallen. Je mehr ich glaubete, daß ein Einfall das gemeine Volk zum Lachen brächte, deſto mehr würde ich fürchten, daß wohl geſittete Leute wunderbare Geſichter dabey machen würden.

Ende des erſten Theils.

Gedanken

über verſchiedene Sachen,

welche

zur Gelehrſamkeit

und

Sittenlehre

gehören.

Anderer Theil.

Digitized by Google

Inhalt
des zweyten Theiles.

Vom Unterſchiede des Hochmuthes und der Eitelkeit. pag. 1
Von denen, die ſich ſelbſt loben. 6
Anmerkungen über einige Stellen aus der Vorrede zu den Werken des Herrn Deſpreaux. 9
Von der Artigkeit. 29
Von dem natürlichen. 50
Vom Verſtande. 77
Vergleichung des Studierens und Lebens. 109
Von der menſchlichen Ehrerbiethung. 111
Ungewißheit der Urtheile von den menſchlichen Handlungen, weil der Menſch nur nach ſeinen Empfindungen handelt. 115
Vom Unglauben. 120
Von den Reichthümern. 129
Beſchluß. 149

Vom

Der Unterſcheid des Hochmuths und der Eitelkeit.

I.

Einer von unſern beſten Schriftſtellern * unterſcheidet den Hochmuth von der Eitelkeit alſo. Ich verſtehe durch den Hochmuth, ſaget er, eine hohe Meynung von ſeinem eigenen Werthe, und Vorzuge vor andern; ich verſtehe durch Eitelkeit die Begierde, die Leute von ſich und ſeinen Geſchicklichkeiten einzunehmen, und den Vorzug dieſer fremden Meynungen vor dem Werthe ſelbſt. Es würde überaus wohl gethan ſeyn, wenn wir dieſe Erklärungen annähmen, damit man die Worte, welche man gemeiniglich verwechſelt, beſſer von einander unterſchiede. Dem Hochmuthe würde ich die Beſcheidenheit, und die Demuth der Eitelkeit entgegen ſetzen. Die Demuth ſuchet nicht die Lobſprüche der Menſchen; ſie gehet ſo weit, daß ſie ſo gar ihre Vergeſſenheit, ihre Verachtung, ob ſie gleich unrecht iſt, verlanget. Die Eitelkeit wird durch eine bloß menſchliche Sittenlehre nicht verworfen. Dieſe hat unter den Namen der Ehrliebe eine Tugend daraus gemachet. Der eitele misfället andern Leuten gar nicht, ſondern ſchmeichelt ihnen,

* M. de la Motte in der vorläufigen Abhandlung von der Tragödie.

nen, und ehret ſie gewiſſer maſſen; wie eben dieſer Verfaſſer anmerket, weil er ſie als ſeine Richter anſiehet, und nichts ſo heftig als ihre Stimme verlanget. Man wird deswegen nicht gehaſſet, wenn man das Lob liebet, ſondern wenn man ſich für allzuwürdig dazu hält. Die chriſtliche Sittenlehre hingegen verwirft die Eitelkeit, und den Hochmuth, oder die gute Meynung von ſich ſelbſt, als ein eigentliches ſo genanntes Laſter, nur alsdenn, wenn er eine Wirkung der Eitelkeit iſt, und ſeine Quelle vielmehr in der Verderbniß des Herzens, als in der Schwachheit des Verſtandes hat.

II.

Man kann alle Leidenſchaften in einer zwiefachen Abſicht betrachten; einmal in Abſicht des Herzens, und einmal in Abſicht des Verſtandes. Alle Leidenſchaft iſt die Verbindung einer gewiſſen Liebe und Erkenntniß, gewiſſer Begierden und gewiſſer Urtheile. Hiervon ſage ich nun, daß man den Unterſchied zwiſchen der Eitelkeit eines verſtändigen Menſchen und eines Narren, leicht wahrnehmen wird, wenn man ſie nach dem Verſtande betrachtet. Geſchiehet es in Anſehung des Herzens, ſo ſind ſie einerley. Daher folget, daß ſie nur in dem, was am wenigſten weſentlich iſt, unterſchieden ſind; denn das Weſentliche der Leidenſchaft iſt in dem Herzen. Die Eitelkeit eines Narren und eines verſtändigen Menſchen beſtehen beyde darinn, daß ſie Aufſehen und Vorzüge verlangen. Dieſe aber iſt aufgekläret und am rechten Orte. Sie hat dasjenige Aufſehen und den Vorzug zum Zwecke, der aus warhaftig lobwürdigen Sachen, und die an ſich ſelbſt wirklich hoch zu ſchätzen ſind, herkommen. Die Eitelkeit eines Narren hingegen iſt bey nichtswürdigen Sachen und Kleinig-

Kleinigkeiten anzutreffen. Ein Menſch, der Verſtand hat, verlanget den Ruhm eines verſtändigen Menſchen; er trachtet darnach, daß das Werk, ſo er gemachet hat, den Werken ſeiner Mitbuhler vorgezogen werde. Der Narr will für reich angeſehen ſeyn, daß er die beſte Tafel habe, das ſchönſte Haus beſitze, den prächtigſten Aufzug mache, und ſo weiter. Der Verſtand iſt, nach der philoſophiſchen Sprache zu reden, in einem verſtändigen Menſchen beſſer eingerichtet, ſeine Begriffe ſind richtiger, ſein Wille aber iſt nicht reiner. Man muß thun, was die Ordnung mit ſich bringet: eigentlich deswegen, weil es in der Ordnung geſchiehet. Alle andere Bewegungsgründe, und ſo gar derjenige, der von dem Ruhme hergenommen wird, ſind unvollkommen. Sie verderben unter Niedrigen das Herze, welches nur durch die Liebe zur Ordnung ermuntert werden ſoll. Dieſer Liebe iſt nichts groß; alles übrige, eigentlich davon zureden, iſt klein und verächtlich.

Inzwiſchen muß man doch über die Liebe zum Ruhme unter den Menſchen halten, damit man dadurch den Abgang der Liebe zur Ordnung erſetzen möge, als welche in den meiſten zu ſchwach iſt, ſie dahin zu bringen, daß ſie die großen Schwierigkeiten überſteigen, welche gemeiniglich mit den tugendhaften, und der Geſellſchaft nützlichen Handlungen verbunden ſind. Es iſt beſſer, das Gute aus einem unvollkommenen Bewegunsgrunde zu thun, als gar nicht zu thun. Wenn es übel gethan iſt, ſo iſt es doch ein Mittel, dahin zu kommen, das Gute zu thun.

Montaigne ſaget hiervon: weil die Menſchenwegen ihres Unvermögens ſich nicht genug mit guter Münze zahlen können, ſo müſſen ſie noch dazu die falſche gebrauchen.

III.

Das Verlangen der Hochachtung anderer Leute, entſtehet aus dem Verlangen alles deſſen, was ſie zu wege bringet; und weil man nach dem natürlichen Betruge, womit das Herze den Verſtand hintergehet, leicht glaubet, was man wünſchet, ſo ſuchet auch das Verlangen nach allem ſchätzbaren uns zu überreden, daß wir es in der That beſitzen. Alſo iſt unſere Liebe zur Hochachtung faſt allezeit die wichtigſte Urſache der guten Meynung von uns ſelbſt. Die Eitelkeit bringet den Hochmuth und die Eigenliebe hervor. Die Meynung von ſich iſt in einem Menſchen, der Verſtand hat, ein gröſſeres Laſter, als in einem Narren.

Die Narren haben gemeiniglich mehr Meynung von ſich als verſtändige Leute, weil ſie als eitele Narren dergleichen haben.

Man kann ganz wohl Meynungen von ſich haben, ohne Eitelkeit, und Eitelkeit ohne jene.

Es würde eine gewiſſe Art der Demuth in demjenigen ſeyn, welcher aus einem bloſſen Irrthume des Verſtandes ſich für weit ſchätzbarer hielte, als er es in der That iſt, und ſich eigentlich für nichts mehr ausgäbe, als er zu ſeyn glaubt; er würde es dabey nicht bewenden laſſen, wenn er eitel wäre.

IV.

Wenn man große Geſchicklichkeiten, und große Einſicht wirklich hat, ſo hat man keine Eigenliebe; man hat ſie nur in ſo weit, als man ſich in der guten Meynung betrieget, die man von ſich ſelbſten hat. Wer ſich ſehr betrieget, der bildet ſich auch ſehr viel ein. Wer ſich wenig betrieget, der bildet ſich auch wenig ein. So iſt oft

ein

ein Menſch, der Verſtand hat, weniger eingebildet, indem er ſich zu groſsen Dingen fähig hält, als es ein Narr iſt, wenn er ſich zu mittelmäſsigen Dingen geſchickt hält.

V.

Ein Narr, welcher ſich für einen Menſchen hält, der einen guten Verſtand hat, iſt uns nicht ſo zuwider, als einer, der einen guten Verſtand hat, wenn er glaubt, er ſey der Oberſte. Inzwiſchen betrieget ſich der eine ſo gut, als der andere. Der eine aber ſetzet ſich aufs höchſte uns gleich, der andere erhebt ſich über uns, und dadurch iſt er uns verhaſster.

VI.

Ein jeder glaubt ſich ſelbſt zu kennen, und glaubt, daſs die andern ſich nicht kennen.

Die Menſchen, zum wenigſten diejenigen, welche Verſtand haben, kennen ſich beſſer, als es ſcheinet, daſs ſie ſich kennten. Sie glauben nicht allzeit, was ſie zu ihrem Vortheile ſagen, und was ſie wollen, das andere von ihnen glauben möchten. Sie haben gemeiniglich mehr Eitelkeit, als Einbildung von ſich ſelbſt. Die Eigenliebe, welche macht, daſs ſie mehr von ſich denken, als wahr iſt, macht auch über dieſes, daſs ſie mehr reden, als ſie gedenken. Jeder eitler Menſch iſt ein Lügner, und man könnte zu den meiſten, welche ihren Ruhm ſo ſehr ausbreiten, ſagen, man glaubte ihnen, unrecht zu thun, wenn man dächte, daſs ſie aufrichtig redeten, und ſich in ihrer Sache abſcheulich betrögen.

Ein verſtändiger Menſch würde ſeine Bewunderer oft in Erſtaunen ſetzen, und ſeine Neider entwaffnen, wenn er ihnen zu verſtehen gäbe, wie wenig er aus ſich ſelbſt mache.

Von denjenigen, die ſich ſelbſt loben.

I.

Das gröſste Vergnügen, welches man einem eitlen und hochmüthigen Menſchen machen kann, iſt nicht allezeit, wenn man ihn lobet, ſondern daß man ihn anhöre, wenn er ſich ſelber lobt; außer dem, daß er dafür hält, er kenne ſeinen Werth beſſer als jemand, und folglich ſey er am geſchickteſten, davon recht zu reden: er hat ein doppeltes Vergnügen, wenn er ſich ſelbſten lobet; das erſte iſt, daß er euch von einer Sache unterhalten kann, womit er erfüllet iſt, und woran er beſtändig denkt, und das andere, daß er ſich einbildet, euch zu lehren, wie ihr ihm mehr hochſchätzen ſollt. Es ſchmeichlet ihm alſo mehr, da er eure Hochachtung vermehrt, als daß er nur bloß die Zeichen davon annehmen will.

Auſſer dieſen kann dieſes nur als eine Höflichkeit angeſehen werden, wenn man einen lobt; ihm aber aufmerkſam zuhören, wenn er ſich ſelbſten lobt, ihm ſo lange zuhören, als er will, thun, als wenn man Gefallen daran hätte, ihm auf eine geſchickte Weiſe nöthigen, daß er fortfahren ſoll, eine ſolche Zuverſicht bey ihm erwecken, daß er mit einer völligen Freyheit redet, und nichts für ſich behalte, das überſteiget eine bloße Höflichkeit, kein Lob würde jemals ein ſo aufrichtiges Anſehn haben.

II.

Es iſt nicht leicht, einen Hochmüthigen nach ſeinem Kopfe zu loben; zu viel oder zu wenig, beydes hat ſeine Schwürigkeit. Geſchieht es allzuwenig, ſo hält er ſich für beleidiget und für beſchimpfet. Es wäre beſſer, ihn

gar nicht zu loben; dadurch ſagte man, ihm ja nicht ausdrücklich, daß man ihn nicht hochſchätzte. Wenn man ihn aber wenig lobet, ſo ſcheinet es, als ob man ihm nicht ſagen wollte, daß man ihn nicht hochſchätzte.

Auf der andern Seite kann er erkennen, daß er eitel ſey, oder zum wenigſten, daß man ihn dafür halte, und hierdurch kann es geſchehen, daß er, ſo begierig er auch nach Lobſprüchen iſt, den Ueberfluß davon als eine Spötterey, und als einen Vorwurf der Eitelkeit anſiehet. Von allen dieſen hat man nichts zu befürchten, indem man ihm zuhört, wenn er ſich ſebſten lobt. Dieſes aufmerkſame Stillſchweigen kann nicht wohl anders als gütig ausgeleget werden, und wenn es zuweilen eine bloße Wirkung der Gefälligkeit iſt, ſo iſt es vielleicht eine ſolche Gefälligkeit, die viel koſtet, und folglich nicht eben wahrſcheinlich iſt. Es iſt etwas ſeltenes, das dem gefälligſten Zuhörer nicht einige Merkmahle des Misfallens oder Verdruſſes entwiſchen ſollten, und noch weit mehr demjenigen, welcher ſeine Perſon gezwungen ſpielet. Es iſt etwas ſeltenes, daß ſeine Geſichtsſtellung nicht ſeine Gedanken verrathen ſollten. Wenn er genug Herr über ſich ſelbſt iſt; wenn er ſich genug zwingen kann, ſeine Perſon bis ans Ende zu ſpielen; ſollte der Hochmüthige nicht dabey betrogen werden? und hat er nicht recht zu denken, daß derjenige, welcher ihm auf eine ſolche Art zuhöret, es glauben müſſe?

III.

Ob gleich der Hochmuth ſich ſelbſt zu loben gröber iſt, als derjenige, welcher nur ſcheinet, die Lobſprüche, ſo man ihm giebt, mit Vergnügen anzunehmen, ſo giebt es doch Hochmüthige, welche thun, als könnten ſie nicht

leiden,

leiden, daß man ſie lobte, und welche ſich doch ſelbſten ſehr loben. Das geſchiehet daher, weil ſie ſich loben, ohne es zu merken, wenn man ſie lobet, ſo ſind ſie auf ihrer Hut, und thun ſehr beſcheiden. Kommen ſie von ſich ſelbſt zu reden, ſo vergeſſen ſie ſich, oder vielmehr, ſie vergeſſen allen Wohlſtand, und ſcheinen ganz unbeſcheiden zu ſeyn. Man kann ſie auf zwey Arten, die einander ganz zuwider ſind, dahin bringen; durch ſchmeicheln, Beyfall geben, thun, als wenn man ihrer Meynung wäre, oder ihnen widerſprechen. Die erſte Art iſt ſehr verdrüßlich, die andere hat zum wenigſten dieſes angenehme an ſich, daß man ſaget, was man denket; man hat aber auch noch dabey das Vergnügen, einen Hochmüthigen zu demüthigen, und ſich an ſeinem Verdruſſe zu ergötzen. Das Bezeigen eines getroffenen Hochmüthigen iſt zuweilen ſo luſtig, daß man alle Mühe von der Welt hat, ſich des Lachens zu enthalten; und das Spiel gehet oft zu Ende, wenn die, ſo dabey ſind, und ſo gar derjenige, welcher widerſpricht, ihr ernſthaftes Geſichte nicht länger behalten können. Dieſe Art, einen Hochmüthigen dahin zu bringen, daß er ſich übermäßig lobe, iſt über dieſes die ſicherſte; und es ſind wohl wenige, bey welchen ſie nicht ſollte gut angebracht werden können. Es iſt etwas ſehr lächerliches, und welches jedermann ſehen kann, wenn man die Lobſprüche, ſo man bekömmt, ſelbſt mehr erhebet, und es iſt ſehr leichte, dieſes zu vermeiden. Allein man glaubt Recht zu haben, die Verachtung abzuwenden, und es iſt ſchwer, ſie ohne Zorn abzulehnen. Ein Menſch aber weis im Zorne nicht mehr, was er ſagt; und finden wir nicht täglich in den gleichgültigſten Dingen, daß uns der Widerſpruch natürlicher Weiſe dahin bringet, eine Sache zu vergröſſern.

Anmer-

Anmerkungen über einige Stellen aus der Vorrede zu den Werken des Herrn Deſpreaux.

I.

Es iſt nicht genug, daß ein Werk von einer kleinen Anzahl Kenner gebilliget werde. Wenn es nicht voller gewiſſen Annehmlichkeiten, und voll von einem Salze iſt, das den Geſchmack aller Menſchen reizen kann, ſo wird man es niemals für ein gutes Werk erkennen; und endlich werden die Kenner ſelbſt geſtehen müſſen, daß ſie ſich geirret haben, indem ſie ihm ihren Beyfall gegeben.

Wenn Herr Deſpreaux nur hat ſagen wollen, die geſchickteſten Kenner betrögen ſich zuweilen in dem Urtheile, das ſie von einem Werke fällen: ſo hat er nichts geſagt, was die Erfahrung nicht rechtfertigte. Alsdenn aber haben dieſe Kenner andere eben ſo geſchickte Kenner, und deren noch weit mehrere gegen ſich. Hat er nur ſagen wollen, daß man bey den Werken des Verſtandes die Stimmen zählete und nicht wöge, und daß ein Werk voller gewiſſen Annehmlichkeiten und voll von einem Salze, welches mehr den Geſchmack verſtändiger, als aller Menſchen reizen kann, nicht ein gutes Werk ſey, ſo glaube ich, er habe geirret, und dieſer Gedanke könne nur von ſolchen Leſern und Schriftſtellern gebilliget werden, denen er ſchmeichelt und vortheilhaft iſt. Es iſt gewiß, daß es Werke giebt, die von verſtändigen Leuten ſehr, und von dem größten Haufen weniger als andere hochgeſchätzet

werden. Wenn man aber vorgeben wollte, die beſten unter dieſen Werken wären diejenigen, woran der gröſste Hauſe den meiſten Geſchmack findet, ſo würde man, wie ich anderswo geſaget, einen Satz behaupten wollen, der ſich doch nicht behaupten lieſſe.

II.

Wenn man mich fraget, fähret Herr Deſpreaux fort, worinnen denn dieſe Annehmlichkeiten und dieſes Salz beſtehen; ſo antworte ich: es ſey ein gewiſſes, ich weis nicht was, das ſich beſſer empfinden als nennen läſst. Nichts deſtoweniger beſtehet es, meinem Urtheile nach, hauptſächlich darinnen, daſs man dem Leſer nichts als wahre Gedanken und richtige Ausdrückungen vorlege.

Wenn die Schönheit ſinnreicher Schriften darinne beſtehet, daſs man dem Leſer wahre Gedanken, und richtige Ausdrückungen vorleget: ſo iſt ſie nicht mehr ein, ich weis nicht was, das ſich beſſer empfinden als nennen läſst. Herr Deſpreaux ſetzet das Wort hauptſächlich hinzu, aber das iſt doch noch nicht genug geſaget. Die Schönheit ſinnreicher Schriften iſt noch etwas mehrers, als die bloſse Wahrheit der Gedanken, und Richtigkeit der Ausdrückungen. Das Schöne gehöret für den Geſchmack; man kann aber von ſeinem Geſchmacke nicht allemal Urſachen angeben. Ein Ding gefällt uns, ohne daſs wir ſagen und wiſſen können, warum es uns gefällt. Dieſes würde nicht ſo ſeyn, wenn das Schöne hauptſächlich in dem Wahren beſtünde; denn von dem Wahren kann man allemal die Urſachen angeben.

Das

Das Schöne iſt das wohl ausgedrückte Wahre, das iſt, das zierlich, zärtlich, lebhaft, und nicht bloß richtig ausgedrückte Wahre. Die Wahrheit der Gedanken, und Richtigkeit der Ausdrückungen machen nur das Gute aus. Sind die Gedanken in einem Werke wahr und neu, ſind die Ausdrückungen richtig, und zugleich zärtlich, erhaben, rc: ſo kömmt das Schöne, das vollkommene Schöne heraus; zum wenigſten iſt etwas Schönes da. Ein an ſich ſelbſt neuer Gedanke brauchet nicht durch die Einrichtung und den Ausdruck erhoben zu werden. Es iſt genug, daß er richtig dargeſtellet wird. Gleichergeſtalt iſt eine ſinnreiche Einrichtung meiſtens zureichend, einem an ſich ſelbſt ganz gemeinen Gedanken einen Werth zu geben, und zu machen, daß er ſchön ſcheinet. Alſo beſtehet, was den Grund der Gedanken betrifft, das Gute in der Wahrheit; das Schöne in der Neuigkeit der Gedanken. Bey der Einrichtung und dem Ausdrucke beſtehet das Gute in der Richtigkeit, das Schöne in der Zierlichkeit, Reinigkeit, rc der Einrichtung und Ausdrückung. Das Schöne ſetzet das Gute voraus; das Gute aber iſt nöthiger und wichtiger, als das Schöne. Man kann alſo ſagen, daß, da die Vortrefflichkeit eines Werkes, die Wirkung des vereinigten Guten und Schönen iſt, ſie vornehmlich in dem Guten, in der Wahrheit der Gedanken und Richtigkeit der Ausdrückungen beſtehe. Man darf aber nicht ſagen, das Schöne beſtehe hauptſächlich in dieſer Wahrheit der Gedanken und Richtigkeit der Ausdrückungen: denn hiermit würde man ſagen, es beſtände hauptſächlich in dem Guten, mithin alle Begriffe untereinander werfen.

III.

Es iſt zu bemerken, daß in des Herrn Deſpreaux

Worten von ſinnreichen Werken, von ſolchen, deren Verfaſſer ſich dadurch den Ruhm eines Mannes von Verſtande, und, um alles zu ſagen, von ſchönem Verſtande hat erwerben wollen, die Rede ſey. Ein ſchöner Verſtand aber, der dieſen Namen verdienet, iſt, wie Herr Huet geſaget, nothwendig ein guter Verſtand; ein guter aber iſt nicht immer ein ſchöner. Gleichermaßen muß ein Gedanke, der ſchön ſeyn ſoll, wahr ſeyn; alleine er iſt eigentlich nicht deswegen ſchön, weil er wahr iſt. Ein wahrer und neuer Gedanke wird allemal gefallen, wenn er gut ausgedrücket iſt; unter verſchiedenen Arten aber einen einzigen Gedanken gleich gut auszudrücken, kann eine wohl angenehmer ſeyn, als die andere, und von dieſer Annehmlichkeit, welche aus der Einrichtung und Art eine Sache zu ſagen entſtehet, iſt es zuweilen ſchwer, den Grund anzugeben. Man kann zuweilen von dem Verfaſſer eines Buches ſagen, er beſitze einen guten, ja auch wohl großen Verſtand, und doch nicht einen ſchönen. Dieſe letzte Art des Ruhmes ſuchen die Verfaſſer angenehmer Schriften eigentlich zu erlangen. Die franzöſiſche Academie, welche meiſtentheils aus ſolchen Schriftſtellern beſtehet, ward im Anfange die Academie der Männer von ſchönem Verſtande genennet. Dieſer Name iſt ſehr billig; er zeiget ſeinen vornehmſten Gegenſtand an, und bezeichnet die franzöſiſche Academie am allergenaueſten; vielleicht aber iſt er nicht edel genug. Der Beynahme von dem ſchönen Verſtande iſt ſchon längſt beynahe ein Schimpfwort geworden. Viele verachten den ſchönen Verſtand, und alles, was er hervor bringen kann. Ein Werk iſt für ſie angenehm genug, wenn es nur richtig und gründlich gedacht iſt. Es iſt ſchön gnug, wenn

es gut iſt. Indeſſen iſt doch ein groſser Unterſchied unter einem guten und ſchönen Werke. Damit ich meine Gedanken durch etliche Exempel aus unterſchiedenen Jahrhunderten erläutere, ſo ſage ich, die Werke des Qvintilians, des Charons, des Abt Fleuri, ſind ſehr gut; die Werke des Cicero, des Montaigne, des Boſſuet ſind ſehr ſchön. Alle dieſe Werke haben etwas mit einander gemein, dadurch ſie verdienen gut genennet zu werden: nehmlich die Wahrheit der Gedanken, und gewiſſer maſſen die Richtigkeit der Schreibart. Zu gleicher Zeit aber iſt in denen Werken, die ich ſchön genennet habe, etwas, das den andern fehlet, und darinnen ſie dieſelben weit übertreffen. Die Verfaſſer der erſt gedachten waren ſehr vernünftige Leute, Männer von gutem Verſtande. Die Verfaſſer der letzteren waren über dieſes alles Männer von Witz und Einbildungskraft; und Schriftſtellern von dieſer Eigenſchaft gehöret es nur zu, ſchöne Werke zu verfertigen. Ein ſchönes Werk, ein angenehmes Werk, iſt eigentlich dasjenige, darinnen man Witz und Einbildungskraft wahrnimmt. Wenn alle Gedanken in demſelben nicht auf das richtigſte wahr ſind; wenn alle Ausdrückungen nicht vollkommen richtig ſind, ſo hindern der Witz und die Einbildungskraft, welche in dem ganzen Werke hervor leuchten, dem Leſer, es wahrzunehmen, und machen, daſs er ein lebhaftes Vergnügen empfindet; ſie erhalten ihn ſtets in der Bewunderung, und dieſe erlaubet ihm nicht ſo glücklich bedeckte, oder ſo geſchickt erſetzte Fehler zu tadeln. Ich verſtehe aber durch die Einbildungskraft nicht bloſs die Hitze und die Begeiſterung, welche Redner und Dichter machet. Eine Einbildungskraft, die nicht ſo ſtark und lebhaft, als zärtlich und anmuthig iſt, wird gleichfalls zu

einem Quell unzähliger Annehmlichkeiten. Man ſiehet es an den Schriften, und inſonderheit an dem Umgange verſtändiger und ſinnreicher Frauenzimmer.

IV.

Plato vergleichet die Redekunſt mit der Kochkunſt: wenn ich ſeinem Begriffe folge, ſo kann ich ein vernünftiges und ſinnreiches Werk, ein gutes und ſchönes Werk, mit einem guten Stücke Fleiſch, das ein geſchickter Koch eingeſchnitten hat, vergleichen. (Man erlaube mir die eigentlichen Worte zu gebrauchen, denn die figürlichen oder Umſchreibungen würden den Gedanken ſchwächen.) Ich frage den Herrn Deſpreaux, warum ihm ein Werk gefällt? Er antwortet, es gefalle ihm hauptſächlich deswegen, weil es ihm nichts als wahre Gedanken, und richtige Ausdrückungen darleget. Das iſt eben ſo viel, als wenn jemand, der ein Stück eingeſchnitten Fleiſch mit Wohlſchmack ſpeiſet, auf die Frage, warum es ihm gut ſchmeckete, antworten wollte, es ſchmeckete ihm hauptſächlich deswegen, weil das Fleiſch gut und zu rechter Zeit gekocht wäre. Man ſiehet ſo gleich, daß dieſes eben die Antwort des Herrn Deſpreaux iſt. Ich überlaſſe dem Leſer, die Vergleichung der Koch- und Schreibekunſt zu verfolgen; ſie iſt ſehr geſchickt, die vorhabende Materie zu erläutern; vielleicht aber nicht edel genug, ſie Stück vor Stück aus einander zu ſetzen.

V.

Die ſchönſten Gedanken des Herrn Flechier, de la Bruyere, ja des Herrn Deſpreaux ſelbſt, wenn ſie von ihren Zierrathen entblöſſet, und zwar richtig, aber doch ſchlecht und gewöhnlich ausgedrücket wären, würden uns nicht mehr ſchöne vorkommen. Man könnte davon

leichte Exempel angeben; alleine auch dieſes will ich lieber dem Leſer überlaſſen.

VI.

Gleichwie in Anſehung der Gedanken, Wahrheit und Wahrheit gegen einander ſtehet, ſo ſtehet in Anſehung der Ausdrückungen Richtigkeit und Richtigkeit gegen einander. Es giebt Wahrheit und Richtigkeit, die gefällt; es giebt Wahrheit und Richtigkeit die nicht gefällt; dabey man zwar vor einigen Tadel ſicher iſt, doch aber kein Lob verdienet. Man muß alſo nicht ſagen, die Schönheit ſinnreicher Schriften beſtehe nur darinnen, daß ſie dem Leſer nur wahre Gedanken und richtige Ausdrückungen vorlegen. Man muß nur ſagen, dieſes ſey die erſte Bedingung bey einem ſchönen Werke. Man muß nicht ſagen, ein Gedanke ſey nur ſchön, in ſo fern er wahr iſt; ein Ausdruck ſey nur ſchön, in ſo fern er richtig iſt. Man muß ſagen, ein Gedanke ſey ſchön, wenn er wahr iſt, und ein Ausdruck, wenn er richtig iſt. Mehr kann man dem Herrn Deſpreaux nicht einräumen.

VII.

Er führet den bekannten Ausſpruch Ludwigs des XII an, den er that, als man ihm den Rath gab, verſchiedene Perſonen hinrichten zu laſſen, die ſich unter der vorigen Regierung, und da er noch Herzog von Orleans war, bemühet hatten, ihm zuwider zu ſeyn. Ein König von Frankreich, antwortete er, rächet nicht die Beleidigungen eines Herzogs von Orleans. Woher kömmt es, ſetzet Herr Deſpreaux dazu, daß uns dieſe Antwort ſo gleich rühret? Iſt es nicht leicht wahrzunehmen, es komme daher, weil ſie uns eine Wahr-

Wahrheit vorſtellet, die iederman weis, und ſie doch beſſer ausdrücket, als die ſchönſte moraliſche Abhandlung; daß nemlich ein groſſer Herr, wenn er einmal auf dem Throne ſitzet, nicht mehr aus beſondern Bewegungsgründen handeln, noch andere Abſichten haben ſolle, als die Ehre und das Beſte ſeines Landes.

Ich frage gleichfalls: woher es komme, daß der Ausſpruch Ludwigs des XII ungleich mehr gefällt, als der Satz, welcher der Grund davon iſt, und ſeine Umſchreibung? Wenn der Ausſpruch eine Warheit vorſtellet, die jederman empfindet, ſo ſtellet ſie der Satz auch vor, und mit den richtigſten Ausdrückungen; indeſſen drücket der Ausſpruch dieſe Wahrheit beſſer aus, als die beſte moraliſche Abhandlung. Warum aber dieſes? Herr Deſpreaux ſaget uns nichts davon; er bringet uns nur bey, er halte eine Wahrheit in ſich, ohne welche er uns nicht gefallen würde, wenigſtens nicht gefallen ſollte.

Der Verfaſſer des Buchs von den Annehmlichkeiten der Sprache auf ihre wahren Grundſätze gebracht, eines der beſten Bücher, die wir der Anwendung des philoſophiſchen Geiſtes auf die ſchönen Wiſſenſchaften zu danken haben; der Verfaſſer dieſes Buches, ſage ich, zeiget uns die wahre Urſache des Vergnügens, ſo wir an dieſer Antwort Ludwigs des XII finden. **Die Verdoppelung der Perſonen, welche ſie in einer einzigen voraus ſetzet, ſpricht er, verurſachet in dem Verſtande eine gewiſſe Verwunderung, welche ihn auf die Wahrheit, die man ihm vorhält, aufmerkſamer macht.**

Dieſe

Dieſe Verwunderung entſtehet aus der ſcheinbaren Falſchheit, zwo Perſonen in einer zuſammen zu bringen. Alſo gefällt uns der Ausſpruch Ludwigs des 12, ſo wohl wegen der Wahrheit, die er in ſich faſſet, als auch wegen der Falſchheit, die er enthält, daß nehmlich Ludwig der 12, König von Frankreich, nicht mehr derſelbe Menſch ſey, der zuvor Herzog von Orleans geweſen, und daß die Beleidigungen, welche man dieſem zugefüget, jenem nicht angiengen. Ich geſtehe es, dieſe Art der Falſchheit würde ohne die Wahrheit, wohin ſie uns führet, nichts angenehmes an ſich haben; aber dieſe Wahrheit in ihrer natürlichen Einfalt würde gleichfalls nichts reiz ndes und rührendes in ſich faſſen. Die Einrichtung der Gedanken giebt ihn:n ſeinen Werth; durch ſie wird er hauptſächlich ſchön. Der Beweis hiervon, oder vielmehr davon, was der Verfaſſer ſaget, iſt dieſer: eine jede Wahrheit, die auf ſolche Art, das iſt, durch Verdoppelung einer einfachen Perſon, indem man ſie von ſich ſelbſt unterſcheidet, ausgedrücket wird, gefällt jederzeit, zum Exempel, die bekannte Antwort eines Bauren, die er einem geiſtlichen Churfürſten gegeben, als derſelbe ſeine, einem Prälaten, wenig anſtändige Aufführung, mit dem Stande eines weltlichen Fürſten rechtfertigen wollte: **Wenn der Churfürſt verdammet wird, wo bleibet der Erzbiſchof?** Dieſe Antwort, ſage ich, iſt vollkommen von eben der Art, als Ludwig des 12 ſeine; beyde ſind auf einerley Art eingerichtet. Ludwigs des 12 Antwort iſt ein ſinnreicher Ausſpruch; die Antwort an den Erzbiſchof iſt ein luſtiger Ausſpruch, ob gleich der Gedanke an ſich ſehr ernſthaft iſt. Einerley Einrichtung aber kann man auf unterſchiedene Art anwenden. Nachdem die Materien

und Gelegenheiten beſchaffen ſind, machet ſie bald einen luſtigen, bald einen angenehmen, bald einen erhabenen Gedanken. Herr Flechier ſpricht vom Ludwig dem 14 alſo:

Hier muß der hohe Stand des Geiſtes Hoheit weichen,
Die Tugend glänzt an ihm mehr als der Kronen Schmuck.
Muß gleich ein weites Land ſich vor dem Zepter bücken,
So gleicht der König doch dem Held an Gröſſe nicht.

Der König und der Held, ſpricht der Verfaſſer des angeführten Buches, vereinigen ſich in einer Perſon, und machen wirklich nur einen Menſchen aus. Dieſes hindert aber den Dichter nicht, ſie zu unterſcheiden; und durch dieſen Unterſcheid giebet er den Gedanken die Einrichtung. Vielleicht aber fängt dieſe Einrichtung an, etwas abgenutzt auszuſehen. Man hat dergleichen Gegenſätze ſchon vielfältig gemacht.

Ich gebe zu, ſpricht der vorgedachte Verfaſſer, daß in den Gedanken des Herrn Deſpreaux etwas ſinnreiches ſey.

Soll eine Critik allemal höflich ſeyn, ſo wird es insonderheit erfordert, wenn ſie Männer betrifft, die dem Herrn Deſpreaux an Ruhm und Verdienſten gleich ſind. Man iſt ihnen allerley Hochachtung ſchuldig: und dieſe Hochachtung beſtehet darinnen, daß man ihnen nicht nur das Lob ertheilet, das ſie ihrer Gaben wegen verdienen, ſondern auch dasjenige lobet, was in den beurtheileten Stellen ſelbſt zu loben iſt. Es iſt etwas ſeltenes, daß dieſe großen Leute nichts als Fehler begehen ſollten, und daß man nicht Urſache fände, ſie zu loben, auch alsdenn,

wann

wenn man berechtiget iſt, ſie zu tadeln; allein ich geſtehe, daß ich das Sinnreiche in des Herrn Deſpreaux Gedanken nicht erſehen kann. Wem ſollte es wohl fehlen, eine gleiche Anmerkung zu machen? und wer ſollte nicht, wenn er von einem ſinnreichen Worte gerühret wird, welches voraus ſetzet, daß er es verſtehe, daſſelbe mit andern Worten ausdrücken, oder wenigſtens überhaupt den Gedanken und die Abſicht deſſen, der es geſagt, bemerken können? Wenn alle die, welche Ludwigs des 12 Antwort leſen, oder erzählen hören, gleich nicht bis auf die allgemeine Wahrheit zurücke gehen. Ein großer Herr, wenn er einmal auf dem Throne ſitzet, müſſe nicht mehr nach beſondern Bewegungsgründen handeln ꝛc. So iſt zum wenigſten niemand, der nicht begreifen ſollte, Ludwig der 12 habe damit ſagen wollen, es ſey zu gering für ihn, ſich zu rächen, nachdem er König geworden.

Noch mehr, der vorgedachte Verfaſſer giebet zu verſtehen, Herr Deſpreaux und er, hätten von der Annehmlichkeit des Ausſpruchs Ludwigs des 12 zwo verſchiedene Urſachen angegeben; keinesweges. Deſpreaux hat gar keine Urſache angegeben. Denn die Annehmlichkeit des Ausſpruchs beſtehet in der lebhaften, feinen und neuen Art, damit er ſaget, was jedermann denket. Ein ſinnreiches Wort, ſpricht Herr Deſpreaux, iſt es nur in ſo ferne, als man etwas ſaget, was jederman denket, und es auf eine feine und neue Art ſaget. Man hätte alſo zeigen müſſen, worinn das Feine in dieſer Art beſtehe; das ſiehet nicht jedermann ein, und Herr Deſpreaux hat es nicht gethan.

An ſtatt, von der Annehmlichkeit des Ausſpruchs Ludwigs des 12, die Urſache in dem Verſtande zu finden,

den es uns vorhält, wäre es beſſer geweſen, wenn man geſagt, der Ausſpruch gefiele uns, weil er einen edlen und großmüthigen Gedanken ausdrücket, als das Gefallen dem allgemeinen Satze zuzuſchreiben, den man daraus ziehen kann; einem in der That ſehr vernünftigen Satze, der aber für ſich ſelbſt wenig geſchickt iſt, zu gefallen. Jedermann weis, daß uns die Gedanken weit beſſer gefallen, als die kurzen Lehrſprüche; daher kömmt die Regel der Lehrer in der dramatiſchen Dichtkunſt, man müſſe die Lehrſprüche ſo viel möglich in Gedanken verwandeln, und die ausdrücklichen vermeiden. Nun hält die Antwort Ludwigs des 12. den Ausdruck des ſchönſten Gedanken von der Welt in ſich; denn es iſt nichts ſchöner, als zu verzeihen, wenn man ſich rächen könnte. Sie ſtellet dem Verſtande nicht eine bloße Wahrheit vor, ſondern ſie zeiget uns einen Monarchen, der von dieſer Wahrheit gerühret iſt, und ihr gemäß verfähret. Indeſſen iſt ſie noch nicht dasjenige, worinn alle Schönheit beſtehet. Ludwig der 12 konnte denen, die ihn zur Rache aufmunterten, auch ſo antworten; wenn ein Fürſt einmal auf dem Throne ſitzet, ſo muß er nicht mehr nach beſondern Bewegungsgründen handeln, noch andere Abſichten haben, ꝛc. und ſo hätte er einen ſchönen Lehrſpruch hören laſſen. Er konnte bezeigen, er ſey in der Gemüthsverfaſſung, welche nach dieſer Regel erfodert wird, wenn er zum Exempel geſagt hätte: ich halte die Rache, zu der ihr mir rathet, für unanſtändig, oder ſonſt etwas, und alsdenn hätte er einen ſchönen Gedanken ausgedrücket. Indem er aber geantwortet: Ein König von Frankreich rächet nicht die Beleidigungen des Herzogs von Orleans, ſo hat er zugleich einen ſchönen und einen guten Ausſpruch gethan.

gethan. Und ob es gleich ſcheinen möchte, als ob er nicht in allem, dem edlen Gedanken, der darinn lieget, gemäß ſey, ſo wird er doch in der That noch ſchöner, nicht nur weil er ſinnreich iſt, ſondern noch über dieſes, weil Ludwig der 12, da er ſeine Rathgeber nicht würdiget, ſie ernſthaft zu widerlegen, zeiget, die Huld und Gütigkeit wären in ihm natürliche Tugenden; er beſäſſe ſie in dem höchſten Grade, und das Verzeihen koſtete ihm nicht ſolchen Zwang, als ſich bey der Stärke der Leidenſchaft, ſo wohl als der Tugend, durch welche jene überwunden wird, zu äuſſern pfleget. Alſo iſt dieſe berühmte Antwort, um ſo vielmehr ein ſchöner Ausſpruch, da ſie zugleich ein guter iſt.

VIII.

Der Verſtand des Menſchen iſt von Natur voll von unzähligen dunkelen Vorſtellungen des Wahren, welches er ofte nur halb erblicket. Nichts iſt ihm angenehmer, als wenn man ihm eine von dieſen Vorſtellungen in ihrer Klarheit, und ihrem hellen Lichte darbiethet.

Der moraliſche Grundſatz, den Herr Deſpreaux mit dem Ausſpruche Ludwigs des 12 vergleichet, enthält eine ſehr klare Wahrheit, und die ſich in allem ihrem Lichte zeiget. Gleichwie aber dieſe Wahrheit, die an ſich ſelbſt gemein und klar genug iſt, keine Erläuterung bedarf, alſo erwecket der Ausſpruch, der ſie in ſich hält, und zwar auf eine verdeckte Weiſe, mehr Vergnügen als der Grundſatz ſelbſt.

Herr Deſpreaux hat in denen angeführten Worten die Beſchaffenheit der Lehrſchriften, und ſolcher, die bloß zum Unterrichte beſtimmet ſind, gar wohl bemerket;

allein ſie würden nicht zureichen, die Natur der eigentlich ſo genannten ſinnreichen Schriften zu erklären, und von der Annehmlichkeit deſſen, was man einen ſinnreichen Gedanken, oder einen ſchönen Ausſpruch nennet, Urſachen anzugeben.

IX.

Was iſt ein neuer, glänzender, auſſerordentlicher Gedanke? Es iſt nicht, wie ſich die unwiſſenden bereden, ein Gedanke, den jemand iemals gehabt, noch hat haben ſollen. Es iſt vielmehr ein Gedanke, der jedermann hat einfallen müſſen, und den jemand zum erſten auszudrücken unternimmt.

Man wundert ſich vielleicht, daß man hier das Wort auſſerordentlich findet. Mich dünket dieſes Wort, wenn man es von einem Gedanken brauchet, könne nur auf der ſchlechten Seite angeſehen werden. Ein auſſerordentlicher Gedanke iſt ein ſeltſamer und fehlerhaft ſonderbarer Gedanke, ein Gedanke, den niemand hat haben ſollen. Herr Deſpreaux will aber von einem ſchönen Gedanken reden. Nun hat er geglaubt, das Wort auſſerordentlich, ſey durch das Wort neu und glänzend, die vorher gehen, gnugſam beſtimmet; und in der That verſtehet man gar wohl, was Herr Deſpreaux ſagen will. Ich halte mich alſo dabey nicht auf; ich frage aber nur, wo denn die unwiſſenden ſind, die ſich bereden, ein neuer und ſchöner Gedanke (denn hier iſt die Frage von ſchönen Gedanken) ſey derjenige, den niemand iemals hat haben ſollen? Dazu iſt niemand unwiſſend genug. Ein Gedanke, den niemand iemals hat haben ſollen, iſt ein falſcher, ja gar ein ausſchweifender Gedanke. Nun giebet

giebet man durchgehends zu, daß ein Gedanke, der ſchön ſeyn ſoll, wahr ſeyn müſſe. Ob es gleich zuweilen ſogar ſinnreichen Leuten wiederfähret, daß ſie von dem Glanze eines falſchen Gedanken verblendet werden, und ſich durch den Schein der Wahrheit verführen laſſen. Meiſtens aber empfinden ſie das Falſche in den Gedanken gar wohl, und billigen nur die ſinnreiche Art, womit er vorgetragen wird. Einige machen ſich eine Ehre daraus, daß ſie ſtrenge ſind, daß ſie nur eine vollkommene Richtigkeit lieben, und nichts für ſchön erkennen, wobey ſie etwas Falſches wahrnehmen. Sie haben unrecht; denn man muß alles ſehen und alles empfinden. Ein falſcher Gedanke kann mit vielem Witze ausgedruckt werden. Ich geſtehe es, es iſt ein übelangewendeter Witz, es iſt aber doch bey allem dem Witz; man muß alſo bey ſolchen Gelegenheiten zugleich verwerfen und billigen; den Grund des Gedanken verwerfen, und die Einrichtung, die man ihm gegeben, billigen.

X.

Was iſt ein neuer Gedanke? . . . nicht, wie ſich die Unwiſſenden einbilden, ein Gedanke, den niemand jemals gehabt hat.

Die Unwiſſenden haben recht, wenn ſie glauben, ein Gedanke in einem Werke ſey nicht neu, ſo bald ſie wiſſen, daß ihn ſchon ein anderer gehabt, oder wenn er ſich in einem ältern Werke findet. Freylich kann jemand, der dieſen Gedanken nach einem andern brauchet, ihn wirklich erfunden haben. Er kann nicht wiſſen, daß er anderswo ſtehe; und auf dieſen Fall iſt er für ihn, und diejenigen Leſer, die ihn, ehe ſie ihn in ſeinem Werke geleſen, nicht gekannt haben, neu; allein an ſich ſelbſt iſt er nicht neu. Die

Die Unwiſſenden haben noch dazu Recht, wenn ſie glauben, ein Gedanke, den niemand iemals gehabt, oder den man doch ſonſt nirgends findet, ſey ein neuer Gedanke; und ein Werk, das viele dergleichen Gedanken in ſich faſſet, ſey ein ſehr ſchätzbares Werk, wenn dieſe Gedanken nur wahr ſind. Sie wiſſen aber auch wohl, wie ſelten dergleichen Gedanken ſind. Nichts deſtoweniger halten ſie dieſelben vielleicht für ſeltener, als ſie es in der That ſind. Seit dem man geſaget, es ſey unmöglich, noch etwas neues zu erfinden, hat man vieles erfunden. Einige haben es geſaget, weil ſie wohl wußten, daß in ihren Werken davon nichts zu finden ſey. Andere, die nicht ſo viel Vortheil dabey hatten, es zu ſagen, haben geredet, wie die erſteren, damit ſie demjenigen, was ſie wirklich neues erfunden, einen deſto gröſſern Werth beylegen möchten. Es iſt ein groſſer Ruhm, neue Gedanken zu erfinden; ein Ruhm, der täglich gröſſer wird, da ſich die Bücher täglich mehren. Es iſt auch ein Ruhm, neue Einrichtungen und neue Arten, ein Ding zu ſagen, zu erfinden. Denn die Einrichtungen laſſen ſich ſo wohl erſchöpfen, als die Gedanken; und manchmal möchte es ſchwerer fallen, einen gewiſſen Gedanken auf eine neue Art auszudrücken, als es geweſen iſt, ihn anfangs zu erfinden.

Damit Herr Deſpreaux beſtreiten könne, was man niemals geglaubet hat, daß nehmlich ein neuer Gedanke derjenige ſey, **den niemand hat haben ſollen**, ſo verfällt er in den äußerſten Gegenſatz, indem er ſaget: es **ſey vielmehr ein Gedanke, den jedermann hat haben ſollen.** Manchmal iſt zwar ein ſehr glänzender Gedanke im Grunde nur ein gemeiner, und nur ein neu eingekleideter Gedanke. Manchmal iſt auch ein neuer Gedanke

danke dem Scheine nach ſo natürlich, daß man ſich darüber wundert, daß er neu ſey, und ſich einbildet, er habe jedem einfallen müſſen. Es giebet aber auch Gedanken, die einen recht hohen Geiſt verkündigen und bemerken; Gedanken, von denen man bald wahrnimmt, daß jedermann nicht dazu fähig ſey: Und dieſes ſind ohne Zweifel die beſten. Jene vergnügen uns, dieſe erwecken unſere Bewunderung; und ein ſolcher Schriftſteller verdienet wegen einer kleinen Anzahl ſolcher Gedanken, den größten Männern an die Seite geſtellet zu werden.

XII.

Weil ein Gedanke nur ſchön iſt, in ſo fern er wahr iſt &c.

Ich habe bereits angemerkt, man müſſe nicht ſagen, ein Gedanke ſey nur ſchön, in ſo fern er wahr iſt, ſondern er ſey ſchön, wenn er wahr iſt: und noch dazu mit dieſer Einſchränkung, ein Gedanke, der nicht wahr iſt, könne auf eine ſinnreiche Art ausgedrücket werden, und dadurch eine Hochachtung verdienen.

Weil ein Gedanke nur ſchön iſt, in ſo fern er wahr iſt, und die untrügliche Wirkung des gut ausgedrückten Wahren darinnen beſtehet, daß es die Menſchen rühret; ſo folget daraus, daß dasjenige, was die Menſchen nicht rühret, weder ſchön noch wahr, oder doch übel ausgedrücket ſey.

So iſt es denn die untrügliche Wirkung des Wahren, daß es, wo nicht alle, doch zum wenigſten die meiſten Menſchen rühret? Wenn dem ſo iſt, woher kömmt es denn, daß faſt alle Menſchen, die Gelehrten ſo wohl als die Unwiſſen-

den, von ſo vielen lächerlichen Vorurtheilen, von ſo vielen groben Irrthümern eingenommen ſind, ob man gleich dieſe Irrthümer 1000mal beſtritten und beſchämet hat? die Menſchen lieben das Wahre, und hängen dem an, was ſie dafür halten. Die meiſten aber ſind nicht ſehr geſchickt, es zu unterſcheiden, ſelbſt in den ſchlechteſten und gewöhnlichſten Dingen, nicht nur in den Wiſſenſchaften, ſpricht der Verfaſſer, der Kunſt zu denken, iſt es ſchwer, das Wahre von dem Falſchen zu unterſcheiden, ſondern auch in den meiſten Dingen, wovon die Menſchen reden. Folglich kann dasjenige, was Herr Deſpreaux dem Menſchen überhaupt beyleget: die untrügliche Wirkung des Wahren ſey dieſe, daß es ſie rühret, nur von einer kleinen Anzahl richtig und ſcharfſinnig denkender Köpfe gelten. Der beſte Lobſpruch, den man jemanden in Anſehung des Verſtandes ertheilen kann, iſt dieſer: er faſſet das Wahre und Falſche allenthalben, wo er es findet, und werde davon gerühret.

Man wird ohne Zweifel ſagen, Herr Deſpreaux wolle nur von der Art des Wahren und Falſchen reden, das ſich in den angenehmen Werken findet. Ich räume es ein. Aber auch hier hat er ſich geirret. Nach dem vorgenannten Verfaſſer giebet kein Werk zu ſo vielen falſchen Urtheilen Anlaß, als ſolche, von denen hier die Rede iſt. Die falſchen Urtheile, ſpricht er, ſind nicht ſo gewöhnlich in den Künſten; denn diejenigen, ſo davon nichts wiſſen, verlaſſen ſich gern auf das Urtheil derer, die darinnen geſchickt ſind: Sie ſind aber häufiger in Dingen, die für das gemeine Volk gehören, da ſich jedermann die Freyheit zu

urthei-

urtheilen nimmt, als z. E. in der Beredſamkeit ꝛc. Nichts deſtoweniger ſind dieſe Urtheile nicht ſchlechterdings falſch. Ein Redner, der dem gröſten Haufen gefällt, gefällt ihm nur deswegen, weil er wirklich Gaben beſitzet. In Ermangelung eines richtig denkenden Geiſtes iſt er mit einer reichen und glänzenden Einbildungskraft verſehen. Seine Gedanken ſind nicht allezeit wahr, ſein Ausdruck aber iſt zierlich, ſeine Bilder ſind lebhaft, und ſeine Figuren kühn. Er erleuchtet nicht, aber er ergetzet oder beweget. Ein Rede kan annehmlich und ſtark ſeyn, ohne daß ſie viele Richtigkeit habe, dieſes ſind drey wirklich unterſchiedene Sachen: Und man trifft ſie gemeiniglich nur einzeln an. Herr Deſpreaux ſelbſt hat viele falſche Gedanken, und nicht ſonderlich richtige Urtheile: Allein in Anſehung der Einrichtung und des Ausdruckes iſt er bewundernswürdig. Manchmal iſt er ein ſchlechter Philoſoph; faſt allemal aber ein groſſer Poet; und dieſes hat ihm ſein Glück gemachet. So iſt es mit den meiſten Rednern und Poeten beſchaffen. Man darf in ihren Werken nicht groſſe Richtigkeit in den Gedanken ſuchen. Und wie könnte man ſie darinnen finden? Die Redner, und ſonderlich die Poeten, ſind Leute von Einbildungskraft; und es iſt ſehr ſelten, daß dieſe Eigenſchaft des Geiſtes mit einem gründlichen Urtheile verbunden ſey. Man würde einem Poeten oder Redner eine Beleidigung anthun, wenn man ihm nachſagete, er beſäſſe mehr Urtheils- als Einbildungskraft. Das hieße ſoviel: Er iſt weder ein Poet, noch ein Redner. Virgil beſitzet unter allen alten Poeten die meiſte Urtheilskraft; und mehr, als z. E. Homer. Jedermann ſtehet ihm dieſes Lob zu; und es hat das Anſehen, es ſey

keines ſchöner, als dieſes. Einen andern Schriftſteller auſſer einem Poeten oder Redner würde es über alle ſeine Mitbuhler erheben. Indeſſen ziehen die, welche ſich auf die Poeſie recht verſtehen wollen, den Homer dem Virgil vor. Weil jener mehr Einbildungskraft hat, als dieſer, ſo halten ſie ihn für einen weit beſſern Poeten. Eben ſolche Bewandniß würde es mit zween Rednern haben, die einander von Seiten der Einbildungs- und Urtheilskraft übertreffen würden. In der Poeſie und Beredſamkeit wird die erſte Eigenſchaft allemal vor der andern den Preis erhalten.

XIII.

Dieſer Mangel der Wahrheit und Richtigkeit in den meiſten Werken von dieſer Art, die man am höchſten ſchätzet, hat jederzeit verſchiedenen geſchickten Köpfen einen Ekel dafür erwecket; und das iſt der Grund der ſo oft wiederholeten Anklage der Poeſie und Beredſamkeit. Man pfleget zu antworten: dieſe Anklagen wären ungerecht; denn man müſſe den Misbrauch der Kunſt nicht mit der Kunſt ſelbſt vermiſchen, und die Fehler der Künſtler den Künſten ſelbſt zuſchreiben. Allein dieſe Antwort ſelbſt iſt nicht gerecht. Denn man greifet nicht die bloſſe Vorſtellung oder den Begriff der Beredſamkeit und Poeſie an, ſondern dasjenige, was wirklich iſt. Man greifet die Poeſie und Beredſamkeit an, ſo wie ſie in den Werken der berühmteſten Redner und Poeten zu finden ſind. Man fraget, ob dieſe Werke nicht mit falſchen oder wenigſtens nicht gar gründlichen Gedanken angefüllet ſind? die, ſo ſie am meiſten bewundern, müſſen darinnen übereinſtimmen. Einige ſind gar ſo weit gegangen, daß ſie geſaget, man müſſe in Verſen den

den Grund der Dinge faſt gar nicht anſehen; und bloß die Art des Ausdruckes in Betrachtung ziehen. Hat man nicht Recht, daraus zu ſchlieſſen, die Beredſamkeit und Poeſie, wie ſie ſind, und wie man ſie kennet, wären nicht ſonderlich zu achten; wenn man nach dem unſtreitigen Grundſatze urtheilet, die beſte Eigenſchaft eines Werkes ſey nicht dieſe, daß es gut geſchrieben, ſondern gut gedacht ſey? Man hat ohne Zweifel Urſache, die Schriften von der Poeſie und Beredſamkeit von dieſer Regel auszunehmen, und zu behaupten, der Grund, warum ſie gefallen, liege hauptſächlich in dem Vortrage und der Schreibart. Alsdenn aber iſt kein Mitel mehr, ſie gegen ihre Widerſacher zu vertheidigen, und man muß ſchlechterdings einräumen, die angebrachten Beſchuldigungen hätten Grund.

Von der Artigkeit.

I.

Die Artigkeit beſtehet darinnen, daß man nichts thue, und andern nichts ſage, was ihnen misfallen, hingegen alles thue und ſage, was ihnen gefallen kann; und dieſes auf ſolche Weiſe, daß in dem Ausdrucke etwas edeles, ungezwungenes, feines und ſchmackhaftes lieget. Bey der Artigkeit alſo muß man ſowohl auf die Sachen, als auf die Art, wie man ſie ſaget und thut, Achtung geben.

Dieſe Art iſt der wichtigſte Punct. Es würde einem Menſchen nichts helfen, gefällig, dienſtfertig und höf-

lich zu ſeyn; wenn er alles dieſes ohne eine gewiſſe Art wäre, ſo würde man ihn nur für einen ehrlichen Mann, für einen guten Menſchen; allein gar nicht für artig halten. Man muß ſo gar die Artigkeit von der Höflichkeit unterſcheiden. Artig ſeyn ſaget mehr als höflich ſeyn.

Ein artiger Menſch iſt nothwendig höflich, aber ein bloß höflicher Menſch iſt noch nicht artig; er wird bey Kennern keinesweges für artig gehalten werden; und man darf ihn auch nicht artig nennen; man müßte denn dieſes Wort in der weiteſten Bedeutung annehmen. Die Artigkeit ſetzet ſchon die Höflichkeit voraus; ſie thut aber noch etwas dazu. Dieſe gehet hauptſächlich auf die Sache ſelbſt; jene auf die Art ſie zu ſagen und zu thun.

In der That nimmt man ſie in dem gewöhnlichen Umgange nicht ſo genau; ſie würde auch ſo gar lächerlich ſeyn, wenn man es thun wollte; ja ſie würde gar eine Art der Pedanterie ſeyn. Indeſſen giebet es gewiſſe Gelegenheiten, da man ſie mit vieler Annehmlichkeit anbringen kann, und zuweilen dienet es zu einem guten Einfalle. Z. E. man könnte iemand loben, er ſey artig; ein anderer könnte darauf antworten: das iſt ein wenig zu viel geſaget; der Herr iſt nicht artig, er iſt nur höflich. Man wird ihn gewiß verſtehen. Wenn ſein Urtheil richtig iſt, ſo wird man finden, daß er ſich gut ausgedrücket; und ſo gar diejenigen, welche bisher noch nicht darauf Achtung gegeben, werden es merken, daß dieſe zwey Worte, höflich und artig, nicht gleichgültig ſind, und das eine mehr, als das andere, oder wohl gar etwas anders bedeutet. Die Höflichkeit machet, daß wir einem jeden dasjenige erweiſen, was ihm gehöret, und andern, nachdem wir ſie gegen uns anſehen, Freundſchaft, Hochachtung,

tung, Ergebenheit, Ehrerbiethung bezeigen. Die eigentlich ſo genannte Artigkeit iſt eine angenehme und feine Art, etwas zu thun, und zu ſagen. Sie, iſt dasjenige, was bey den Römern Vrbanitas, morum elegantia hieß. Dieſes Wort urbanité, welches man in unſerer Sprache einführen wollte, iſt nicht angenommen worden, weil wir ſchon das Wort politeſſe haben, welches mit ihm vollkommen übereinſtimmt. Man könnte meynen, das Wort civilité bedeute eben das, was urbanité anzeiget, wenn man bloß auf ſeinen Urſprung acht hat; der Gebrauch aber hat ihm keinen ſo weitläuftigen Verſtand gegeben. Ein gemeiner Mann und ein Bauer können beyde höflich ſeyn; ein Menſch aber, der die Welt geſehen hat, und ſonſt keiner, kann artig ſeyn. Dieſe Worte alſo, Artigkeit und Höflichkeit drücken vielmehr unterſchiedene Eigenſchaften, als die unterſchiednen Grade, einerley Eigenſchaft aus.

II.

Wie man den Verſtand eine gewürzte Vernunft genennet, ſo könnte man die Artigkeit eine gewürzte Gütigkeit nennen, die Artigkeit iſt dem redlichen Herzen, und der guten Gemüthsart dasjenige, was der Witz dem guten Verſtande iſt. Der Witz, die Artigkeit, ſind ichweis nicht etwas feines, ſchmackhaftes, ſchimmerndes, jener für die Vernunft, dieſer für die Gütigkeit. Allein, wie der vielfältige Umgang mit Leuten öfters ſolchen Perſonen, die in der That ſehr wenig Verſtand haben, das Anſehen giebt, als ob ſie viel hätten, eben und noch öfterer giebt er auch Leuten, welche in der That ſehr boshaft und ſehr harte ſind, einen Schein der Gütigkeit. Ihre Artigkeit iſt bloß eine gewürzte Härte, wie der andern ihr Witz bloß eine gewürzte Thorheit.

III.

III.

Es iſt viel willkührliches in der Artigkeit, in der Weiſe, etwas zu ſagen, und zu thun, andern die vortheilhaften Neigungen zu bezeigen, in welchen wir uns gegen ſie befinden, ihnen Ehrerbiethung, Hochachtung, und Freundſchaft zu erzeigen; ſie iſt alſo nach den unterſchiedenen Völkern ſehr unterſchieden. Aus dem Umgange mit Leuten, kann man ſie alleine recht kennen lernen, und ſie annehmen. Der weitläuftigſte Unterricht lehret nicht alles, weil er nicht alles ausdrücken kann, noch weniger ſetzet er uns in den Stand, ſie zu üben. Die Artigkeit in Gedanken iſt von der Artigkeit in der Ausübung weit entfernet. Alles, was in der Ausübung beſtehet, lernet ſich am beſten in der Ausübung ſelbſt.

IV.

Es giebt Leute, welche ſo gar in dem Mittelpuncte der Artigkeit, am Hofe ſelbſt, wenig artig ſind. Die Artigkeit zu erlangen, reicht der Umgang mit Leuten, ohne gewiſſe natürliche Eigenſchaften, nicht allezeit zu; gleichwie die natürlichſten ſchönſten Eigenſchaften ohne den Umgang mit Leuten nicht zureichen. Dieſe Eigenſchaften ſind in einer großen Güte und Sanftmuth des Gemüths zu finden, in einer feinen Empfindung, dasjenige, was ſich nach Beſchaffenheit der Umſtände, darinnen ich mich befinde, ſchickt, geſchwinde einzuſehen. Dem Naturelle nach in vielen nachgeben, und in einer groſſen Fertigkeit ſich nach allen Neigungen zu ſchicken, alle Meynungen anzunehmen, welche die gegenwärtige Gelegenheit erfordert, oder zum wenigſten ſich ſo zu ſtellen.

Allein es iſt ſehr ſchwer, ſich zu ſtellen und zu verſtellen. Der Menſch iſt natürlicher Weiſe aufrichtig; er

ſaget,

ſagt gerne, was er denkt; er bezeigt, was er empfindet. Ob gleich dieſe Neigung an ſich ſelbſt lobenswürdig iſt: ſo iſt ſie doch eine große Hinderniß an der Artigkeit; ſie giebt die Regel, nichts zu thun, und nichts zu ſagen, was andern misfallen könnte. Daraus folgt, daß man nicht alles ſagen müſſe, was man denkt, noch alles thun, was man gerne will, auch ſo gar, wenn man nichts als vernünftige Sachen denkt, oder will. Ein großer Theil der Fehler, welche man wider die Artigkeit begehet, entſtehet aus einer allzu großen Aufrichtigkeit, weil man ſich nicht zwingen kann, ſo zu thun, und zu reden, als es die Artigkeit erfodert, oder zum wenigſten zu ſchweigen. Daß iſt ein ehrlicher Mann, ſagt man zuweilen, ſo gar ein verſtändiger Mann; er iſt aber zu gerade heraus, und allzu aufrichtig. Dieſer verſtändige Mann hört und ſieht tauſend Dinge, welche ihm ohngeachtet ſeiner ſanften Gemüthsart anſtößig ſind, und er bezeiget ihren Eindruck nur gar zu natürlich. Wenn man einen guten Verſtand und ein gutes Herze hat, ſo braucht man faſt nicht bey ſeines gleichen etwas zu verbergen, oder zu ſchweigen. Eine nicht allzu aufrichtige Aufführung würde ſo gar bey ihnen eine Beleidigung ſeyn. Geht man aber nur mit ſeines gleichen um, und darzu, wo findet man ſie wohl? Je mehr man das Vermögen hat, etwas einzuſehen, und wenn es ſeyn kann, in dem Herzen den Unterſcheid zu empfinden, deſto mehr trifft man in dem Umgange mit Leuten Gelegenheit an, ſich zu verſtellen.

Die Neigung zur Aufrichtigkeit iſt ſehr gemein, die Welt aber iſt in der That mit Betrügern und Schelmen erfüllt; die meiſten aber ſind nicht ſo gebohren, ſie ſind es geworden; ſie ſind mit denen Leidenſchaften gebohren,

welche ſie verbinden, ſich zu verbergen, damit ſie dieſelben deſto beſſer ſtillen können; ſie ſind aber auch zu gleicher Zeit, mit dem Triebe gebohren, offenbarlich zu handeln, ſich ſo zu zeigen, wie ſie ſind. Die Erfahrung hat ihnen die Beſchwerlichkeiten dabey gezeigt, und es hat ſie viel Mühe gekoſtet, dieſen Trieb zu überwältigen. Ich beruffe mich hierinnen auf die geſchickteſten Meiſter in der Verſtellungskunſt. Die Gewohnheit vertilgt in dieſem Stücke die Natur niemals, die beſtändige Vorſtellung iſt ein gewaltſamer Zuſtand, eine Art der Sclaverey, zu der man ſich nicht gewöhnen kann. Sie koſtet mehr oder weniger, nachdem man ſich viel oder wenig darinnen geübet hat, und nachdem die Vortheile beſchaffen ſind, welche uns verbinden, ſie zu treiben; ſie koſtet aber allezeit etwas, und höret niemals auf, ein Zwang zu ſeyn. Derjenige Mann, welcher die Verſtellung, die Verbergung, aufs höchſte getrieben hat, der Pabſt Sixtus der fünfte, war mit einer ſolchen Gemüthsart gebohren, die ſich gar nicht zum Verſtellen ſchickte. Der erſte Theil ſeines Lebens zeiget uns eine Menge Proben einer unvorſichtigen Lebhaftigkeit und einer unbeſonnenen Aufrichtigkeit, ſeine Jugend, ſo gar ſeine Kindheit kündigten einen Mann von einem groſſen Geiſte an. Man hatte nicht vorher geſehen, was für ein geſchickter Staats-Mann, was für ein verſchlagner und liſtiger Mann aus ihm werden würde. Je weniger man geglaubet hatte, daß er fähig wäre, zu betrügen, deſto mehr betrog er. Was war die Urſache einer ſo groſſen Verwandelung? Der Ehrgeiz, das heißt, die heftigſte unter allen Leidenſchaften. Unterdeſſen veränderte ſie ihn nur nach und nach.

Man wird es dabey nicht bewenden laſſen, die Aufrichtigkeit einer Unart zu beſchuldigen, da man gemeiniglich mehr Böſes als Gutes von den Menſchen zu ſagen hat, da ſich auch unzählige Gelegenheiten finden, ihnen mit Recht zu wiederſprechen. Es mag nun in ihren Meynungen oder Leidenſchaften geſchehen, ſo dürfte derjenige als ein boshafter Menſch angeſehen werden, welcher allezeit in einer völligen Aufrichtigkeit mit ihnen reden wollte.

V.

Es iſt ſchwer, bey denjenigen artig zu ſeyn, die uns nicht gefallen; es iſt ein Unglück für verſtändige Leute, daß ihnen ſehr wenig Leute gefallen. Je mehr man Verſtand hat, deſto mehr nimmt man die Fehler an andern Leuten wahr. Auſſer dieſen koſtet es auch verſtändigen Leuten viel Mühe, ſich einer unzähligen Menge Höflichkeiten zu unterwerfen, welche doch einen Theil der Artigkeiten ausmachen. Es iſt alſo weit ſchwerer, artig zu ſeyn, wenn man viel Verſtand hat, als wenn man eben nicht ſo viel hat. Wenn aber ein verſtändiger Menſch artig iſt, ſo iſt er es mehr als ein anderer, und auf eine weit angenehmere Weiſe. Uberall findet er Gelegenheit, was artiges zu ſagen. Und die ſinnreiche Einrichtung, die er ihm giebt, machet es noch weit ſchmeichelhafter. Dergleichen Artigkeit trifft man ſelten an; allein es iſt ſchon genug dazu, wenn man nur einigen Umgang mit Leuten von gutem Verſtande und eine gute Gemüthsart hat, daß man nichts unartiges thue und ſage. Die Artigkeit der meiſten Leute eines mittelmäßigen Verſtandes iſt ſo beſchaffen, welche machen, daß man ſie ſuchet, und die auch

durch ihre Gefälligkeit, Aufmerkſamkeit und ſo weiter, in der Geſellſchaft gewiſſer maßen gut ſind.

VI.

Es giebt eine Unartigkeit der Bosheit und eine Unartigkeit der Grobheit. Die letztere iſt die eigentlich ſo genannte Unartigkeit, und mich deucht, man müſſe ihr dieſen Namen vorbehalten. Obgleich ein boshafter und ſatyriſcher Menſch in gewiſſem Verſtande unartig iſt; weil er durch ſeine Geſpräche andere beleidiget: ſo wollte ich mich doch dieſes Wortes in Anſehung ſeiner nicht gerne bedienen, weil es ſich nicht völlig für ihn ſchickt. Inzwiſchen hat doch der gegenſeitige Gebrauch hierinnen die Oberhand behalten; die Bosheit ſelbſt aber hat dieſen Gebrauch eingeführet. Man braucht das Wort unartig weit öfters, als boshaft, weil es mehr ſaget. Man ſetzet denjenigen, den man für unartig hält, in Verachtung, denjenigen aber, welchen man für boshaft hielte, würde man in Haß bringen, und doch würde man ihn nicht allezeit dadurch verhaßt machen. Wenn man einem boshaften Menſchen wahrhaftig haſſen will, ſo muß uns gemeiniglich ſeine Bosheit getroffen haben. An ſtatt daß ein unartiger Menſch von denjenigen allezeit verachtet wird, die ihn dafür halten, wenn ſie auch ſeine Unart niemals ſelbſt erfahren hätten. Wenn wir uns des Worts Unart bedienen, und dadurch ein Wort oder eine Handlung andeuten wollen, wodurch wir beleidiget worden ſind, ſo werfen wir dabey alle Schande auf den Urheber der Beleidigung. Wenn wir uns aber über eine boshafte Spötterey, über einen ſatyriſchen Einfall beklagen: ſo machen wir denjenigen, die uns zuhören,

vielmehr eine Vorſtellung von unſrer eignen Unehre, als von der Unehre des gegen uns begangenen Fehlers. Unſere Klagen verringern uns, und rächen uns nicht.

VII.

Der größte Schimpf iſt, wenn man einen der Unartigkeit beſchuldiget, weil ein Menſch, der ein gewiſſes Maaß des Verſtandes, eine vernünftige Gemüthsart hat, wohl erzogen iſt, und mit wackern Leuten umgehet, dasjenige nicht ſeyn kann, was man eigentlich unartig nennet. Er kann zum wenigſten nur nicht ſo artig ſeyn, als ein anderer; er iſt nicht in der Artigkeit unſündhaftig, wo ich ſo reden kann. Seine Fehler aber ſind was ſeltenes und geringes. Die eigentlich ſo genannte Unartigkeit ſetzt alſo ſehr viele verunehrende Sachen zum voraus.

VIII.

Die allzulebhaften Leute ſind gemeiniglich nicht allzuartig. Inzwiſchen iſt eine allzugroße Lebhaftigkeit an und für ſich ſelbſt kein verunehrender Fehler; ſie wird es aber oft durch andere Fehler, mit welchen ſie verbunden iſt, und wozu ſie gewiſſer maßen der Grund und die Urſache iſt.

Die allzulebhaften Perſonen ſind faſt allezeit zornig, ungeduldig und eigenſinnig; zum wenigſten auf einen Augenblick. Diejenigen, welche ſie nicht von Grund aus kennen, ſchreiben dieſe Fehler oft einer weit ſchimpflichern Urſache, als der bloßen Lebhaftigkeit, zu; ſie ſchreiben ſie dem Hochmuthe oder ihrem wenigen Verſtande zu. Außer dieſem macht die Lebhaftigkeit, daß man ſich im Thun und Reden übereilt, und ohne Ueberlegung iſt.

Sie bringet diejenigen auf, in welchen ſie herrſchet, bald wieder dieſe, bald wieder jene Sache, und machet ſie zu der beſtändigen Aufmerkſamkeit faſt unfähig, ohne welche man nothwendig beſtändig Fehler wider die Artigkeit begehen muß.

IX.

Es iſt ſehr ſchwer, artig zu ſeyn, zum wenigſten es beſtändig zu ſeyn, wenn man ein aufgewecktes Naturell hat. Man verſtellet ſeinen Haß und ſeine Verachtung; man unterdrückt ſeinen Zorn, man verbirgt ſein böſes Herze, man verſteckt ſeinen Hochmuth, das Naturell aber kann man beynahe nicht zwingen. Es beſtehet oft in einer Verrückung der Maſchine, in einer wahren Krankheit, wogegen man vielmehr natürliche als ſittliche Mittel brauchen muß. Wenn die böſen Augenblicke vergangen ſind, wenn das Geblüte wiederum ſeinen gewöhnlichen Lauf genommen hat; wenn die Maſchine wiederum in Ordnung gebracht iſt: ſo ſchämet man ſich, man ſeufzet, daß man ſich nicht vernünftig genug aufgeführet hat, daß man ſolche Luſt gehabt hat, andere anzuſtechen, daß man von ſich ſelbſt ſo unterſchieden geweſen. Man verſpricht ein andermal beſſer auf ſeiner Hut zu ſeyn. Den Morgen darauf kömmt der Anfall wieder, und die Vergehungen auch. Eine Perſon, welche dergleichen Naturell hat, ſoll ſich zwingen, ſo viel ſie kann. Die Unmöglichkeit eines völligen Sieges ſpricht ſie nicht von dem Widerſtande los. In dergleichen Sachen, wie in allen andern, gilt keine Entſchuldigung, als wenn man nicht frey iſt. Da aber die andern hierbey nichts deſtoweniger leiden, ob es gleich wider unſern Willen geſchieht, daß wir ſie in dieſe Empfindung ſetzen: ſo ſind wir allezeit verbunden,

den, uns wegen dieſer Fehler, ob ſie gleich wider unſern Willen geſchehen, bey ihnen zu entſchuldigen, und ihnen den Schaden gut zu thun. Wenn man wieder zu ſich ſelbſt gekommen iſt, ſo muß man durch eine weit aufmerkſamere Artigkeit die Scharten wieder auszuwetzen ſuchen, welchen man durch den Eigenſinn ſeines Naturells gemacht hat. Man muß ſeine Schwäche erkennen und bekennen, und diejenigen, mit welchen wir umgehen müſſen, bitten, daß ſie mit uns Geduld haben, und es mit uns nicht ſo genau nehmen.

X.

Der Ruhm eines artigen Menſchen iſt einer von den vortheilhaftigſten, den man in der Welt haben kann. Alle Arten des Vorzugs gefallen nicht jedermann; es iſt aber wohl kein Menſch zu finden, dem es nicht lieb ſeyn ſollte, einen artigen Menſchen zu kennen, und ſich mit ihm bekannt zu machen. Die Artigkeit giebt zum wenigſten den Schein von den vortrefflichſten Tugenden, ſie bringt zugleich Hochachtung und Liebe zu wege.

Die Artigkeit iſt in gewiſſem Verſtande weit wichtiger, als die Eigenſchaften des Herzens. Man kann, überhaupt davon zu reden, der Freunde und der Freundſchaft entbehren, der Geſellſchaft aber kann niemand entbehren, und ohne Artigkeit kann keine Geſellſchaft beſtehen.

XI.

Wenn man öfters artig ſeyn will, ſo geräth man in ein gewiſſes geziertes Weſen, und in gezwungene Arten, welches weit lächerlicher und unangenehmer iſt, als die bloſſe Grobheit. Man kann alſo wieder die wahre Artigkeit ſündigen, wenn man zu viel und zu wenig thut.

Die

Die allzugroſſen und häufigen Verſicherungen der Hochachtung, der Ehrerbietung und ſo weiter, ſchmeicheln nicht mehr; ſie legen denjenigen nur einen Zwang an, an welche ſie gebracht worden, und ſind hierdurch der wahren Artigkeit zuwider, deren Endzweck iſt zu gefallen. Das iſt eine groſſe Kunſt, wenn man ſie nach den Perſonen und Umſtänden abmeſſen kann. Dasjenige, was man bey einem niedrigen oder ſeines gleichen Umſtände machen heißt; nennet man bey den höhern ſeine Schuldigkeit in acht nehmen.

Die Fehler, welche uns an andern am meiſten anſtößig ſind, ſind diejenigen, daran ſie einen großen Gefallen finden; ſie ſind mit ſich ſelbſten ſehr zufrieden, in der Zeit, da ſie uns zum Mitleiden bewegen. Darinnen beſtehet eben das rechte Lächerliche, ſie werden uns durch den Hochmuth ſo gar verhaßt, welcher gemeiniglich der Grund und die Folge dieſer Verachtung iſt. Das gezwungene und lächerliche Anſehen, das man ſich giebt, iſt aller Welt durchgäng anſtößig. Die wahre Artigkeit lacht darüber, die Unartigkeit murret darwider.

Zuweilen aber hat dieſer Vorwurf eines gezwungenen Weſens keinen Grund. Derjenige Menſch, deſſen Artigkeit man in Paris und bey Hofe bewundert, kann vielen in gewiſſen Städten auf dem Lande ſehr gezwungen vorkommen. Ich habe einen gewiſſen Mann gekannt, der artig genug war, ehe er in Paris geweſen, wo er es völlig geworden, und ſich von allem demjenigen losgemacht, was noch ſehr an ihm nach dem Lande ſchmeckete. Seine Landsleute fanden nach ſeiner Zurückkunft, daß er ſehr verderbt worden wäre, und nichts natürliches mehr an ſich hatte; er erfuhr, daß man in den Augen gewiſſer

Leute mit ein wenig Grobheit beſſer dran iſt. Nehmet, ſagte einer zu ihm, eure erſte Art wieder an, ſetzt euch wieder auf den vorigen Fuß bey denen, mit denen ihr leben müßt, und ſeyd nicht artiger, als ihr es vor dem Jahre waret. Wir andern einfältigen Leute gehen ſo hoch nicht, ihr habt in Anſehung unſerer das Ziel überſchritten, und wenn ihr fortfahret, ſo werdet ihr hier mit euren Pariſiſchen Arten weit lächerlicher ſeyn, als diejenigen, welche euch ietzund ſo bäuriſch vorkommen, und es in Paris mit ihren Landarten ſeyn würden.

XII.

Da die Artigkeit hauptſächlich in Beobachtung des Wohlſtandes, und der Wohlſtand, wie man geſagt hat, in ſolchen Thaten, Reden, Arten beſtehet, wo man nichts antrifft, welches ſich nicht zu dem, was man iſt, genau ſchicken ſollte; ſo muß die Artigkeit, von welcher ſich niemand losſagen kan, nach dem Stande, Alter, Geſchlechte, und ſo weiter, unterſchieden ſeyn. Dit Ubertretung dieſer Regeln iſt die Qvelle zu vielen lächerlichen Dingen. Es iſt nicht genug, daß unſere Worte, und unſere Arten, ſich für andere ſchicken, ſie müſſen ſich auch für uns ſelbſt ſchicken.

XIII.

Die durch eine ſehr genaue, und lange Freundſchaft entſtandene Vertraulichkeit erläſſet uns doch die Artigkeit nicht, und die unter Freunden erlaubte Freyheit muß allezeit, ſonderlich in Gegenwart anderer, mit einiger Hochachtung verknüpft ſeyn; und weil eine wahre Freundſchaft ohne Hochachtung nicht ſeyn kann, ſo ſind zwey Freunde ſo wohl die Zeichen der Hochachtung, als auch der Freundſchaft einander ſchuldig. Man hat geſehen,

und das iſt eine groſſe Hülfe, ſie zu erlangen. Diejenigen aber, die es nicht ſind, geben uns manche Gelegenheit an die Hand, wobey es ſehr ſchwer iſt, es zu ſeyn. Die öftern Gelegenheiten aber, alſo zu handeln, daß man eine wichtige Schwierigkeit überſteige, machen, daß man weiter kömmt, als durch die bloßen Exempel. Da man die Artigkeit nur durch die Uebung lernet; wie wird man dieſen Theil der Artigkeit lernen, welcher darinnen beſtehet, daß man die Unartigkeit anderer Leute auf eine artige Weiſe erduldet, wenn man ſich nicht zuweilen bey unartigen Leuten befindet? Geſetzt, es ſey ein junger Menſch, welcher zur Zeit nur noch mit artigen Leuten umgegangen iſt, von welchen er folglich niemals eine Unartigkeit erduldet hat; ſie werden ihn ohne Zweifel geſagt haben: man hätte niemals eine rechtmäßige Urſache, ohne Artigkeit zu ſeyn. Man müſſe ſie gar denjenigen erweiſen, die ſie uns nicht erweiſen, und die Fehler eines andern rechtfertigten diejenigen, welche wir dabey begehen. Das ſind ſchöne und nützliche Lehren, aber ſchwache Waffen wider die erſte Unartigkeit, womit man ihnen begegnen wird. Je artiger er ſelber iſt, deſto mehr wird er dadurch angegriffen werden, und vielleicht eben bey dieſer Gelegenheit aufhören, es zu ſeyn. Der Umgang aber mit ſolchen Leuten, wo er keine andere als nur unartige Leute findet, wird ſeine Artigkeit bald viel ſtärker und dauerhafter machen, wo ich ſo reden darf, daß ſie wird fähig ſeyn, ſo gar bey anderer Unartigkeit auszuhalten. Die Artigkeit gelangt, wie die übrigen Tugenden, erſt durch die überwundenen Schwierigkeiten zu ihrer Vollkommenheit.

XVII.

Der Umgang mit dem Frauenzimmer iſt, ſagt man, gemeiniglich die beſte Schule der Artigkeit. Das iſt wahr, nicht ſo wohl deswegen, weil das Frauenzimmer artig iſt, als weil man bey ihnen auch artig ſeyn muß. Man hat nicht ſo viel aus dem Muſter der Artigkeit zu lernen, welches ſie uns geben, als von der Nothwendigkeit, die wir auf uns haben, ſie gegen dieſelben zu beobachten. Nicht nur deswegen, daß ſie an uns einen Gefallen haben, ſondern uns auch erdulden mögen. Der wichtigſte Vorzug einer Mannsperſon bey verſtändigem Frauenzimmer iſt eine beſondere Artigkeit. Einiges Frauenzimmer hat Liebhaber, welchen alle dieſe Eigenſchaften fehlen, die man nennen kann, Verſtand, Artigkeit und ſo gar die Annehmlichkeiten der Geſtalt. Sehr wenige ſind fähig, einen Menſchen zu ihrem Freunde zu wählen, welchem am Verſtande und am Herzen nichts mangeln ſollte, der aber wohl dieſe angenehmen äuſſerlichen, dieſe edlen ungezwungenen Arten, welche man die gute Weltart nennet, haben ſollte.

Es iſt nützlich, das Frauenzimmer zu beſuchen, ſich in der Artigkeit vollkommner zu machen, faſt eben auf die Art, wie es nützlich iſt, groſſe Männer zu beſuchen. Die Weiber in Europa und ſonderlich in Frankreich ſind die großen Leute für die Mannsperſonen, auch ſo gar wenn dieſe weit höher, als jene ſind. Doch hat man bey den großen Leuten oft bloß eine Artigkeit des Wohlſtandes, oft gar eine gezwungene Artigkeit nöthig, woran das Herze keinen Theil nimmt, und die Eigenliebe dabey viel verliehret. Da man ſich hingegen dem Frauenzimmer freywillig und von Herzensgrunde ergiebt. Man macht ſich eine

zu machen. Man ſagt, er hat ſchmeichelnde Arten, wenn man ſagen will, er hat angenehme liebreiche Arten. Es iſt niemalen erlaubt, ein falſches Lob zu geben, nicht deswegen, weil dieſe Lobſprüche hochmüthig machen könnten; ſondern weil es niemals erlaubt iſt, wider die Wahrheit zu reden; hingegen kann man, und öfters ſoll man auch ſo gar ein wahrhaftes Lob geben, ob es gleich dem Hochmuthe und der Eitelkeit deſſen ſchmeicheln könnte, welchem man es giebt. Mit einem Worte, man kann der Eigenliebe eines andern, ohne Schmeicheley und Fuchsſchwänzen, was angenehmes ſagen. Zum Exempel, wenn man einige Lobſprüche, guten Rath, und eine nützliche Erinnerung giebt, wenn man in Geſellſchaft, man mag nun entweder auf gewiſſe Dinge kommen, oder auf eine geſchickte Weiſe widerſprechen, andern Gelegenheit giebt, daß ſie ſich ſehen laſſen, und ihren Verſtand zeigen können, ſucht man da nicht zu gefallen? dieſes Wort ſagt nicht zu viel, und wenn mans wohl verſtehet, ſo iſt es auch einer guten Sittenlehre in nichts zuwider *.

* Wenn die Ausübung der Höflichkeit uns nützlich iſt, ſagt Herr Nicole, ſo iſt ſie es ebenfalls vor andere. Sind ſie geiſtlich, ſo verdoppelt die Gewogenheit, welche man an ihnen bezeiget, ihre Neigung. Sind ſie fleiſchlich geſinnet, ſo ſchmeichelt ſie in der That ihrer Eigenliebe, welche ein Uebel iſt, das von ihrer böſen Gemüthsart entſtehet; ſie verwahret ſie aber vor einem gröſſern, worein ſie fallen würden, wenn man ſich nicht Mühe gäbe, ſie aufzuhalten, indem man ihnen ſeine Gewogenheit zeiget. Die chriſtliche Liebe erfordert es alſo, ihnen in dieſer Schwachheit zu Hülfe zu kommen, indem man ihnen zeige, daß man ſie liebe und hochſchätze, in Erwartung, daß die Liebe auf dieſe unvollkommene Neigung folgen werde. Siehe Abhandlung von der Chriſtlichen Höflichkeit.

eine Luſt daraus, ihnen faſt eben ſo ſehr zu ſchmeicheln, als es ihnen gefällt, daß man ihnen ſchmeichelt. Daher ſind die Weiber die vortrefflichſten Meiſter in der Artigkeit für die Mannsperſonen, weil ſie ſehr ſtrenge, aber doch ſehr liebenswürdig ſind.

Man kann die Vorzüge in dreyerley Arten vertheilen; es giebt ſchätzbare, liebenswürdige und angenehme Vorzüge. Derjenige beſitzt einen ſchätzbaren Vorzug, welcher andern an Einſicht oder an den ſchätzbaren Gaben oder an einer vollkommenen Ehrlichkeit übertrifft. Derjenige beſitzt viel liebenswürdige Vorzüge, welcher gute Meynungen, und in ſeiner Gemüthsart viel Anmuth, in dem Naturell viel Gleichheit, und vor allen Dingen viel Artigkeit hat. Der beſitzt angenehme Vorzüge, welcher luſtig iſt, und die Gabe hat, auch andere luſtig zu machen.

XVIII.

Eine allzugroſſe Verwegenheit und Furchtſamkeit ſind der wahren Artigkeit gleich zuwider, welche verlanget, daß man mit einer beſcheidenen und ungezwungenen Art reden und thun ſoll.

Die Furchſamkeit läßt ſich nicht leichte durch bloſſe Erinnerungen, noch weniger durch Spöttereyen und Vorwürfe beſſern; ſie verbeſſert ſich nur durch den Umgang mit Leuten, und man findet einige ſo gar, die ſich hierinnen faſt niemals haben völlig überwinden können. Die geringſte Sache ſetzet ſie in Verwirrung; ſie reden und gehen mit keinen andern, als ihren vertrauten Freunden, frey um, und geben denjenigen, vor welchen ſie in dieſer gezwungenen und furchtſamen Art erſcheinen, Gelegenheit, von ihrem Verſtande nicht allzugünſtig zu urtheilen.

Es

Es iſt gut, wenn man ſich ſtellt, als ob man auf eine furchtſame Perſon nicht allzugenau Achtung gäbe, dieſes macht, daß ſie ſich leichter findet, man muß zuweilen durch kurze und erwogene Lobſprüche ihr Vertrauen erwecken. Mancher würde angenehmer ſeyn, wenn er ſich zutrauen könnte, er werde andern gefallen, allzugroße Lobeserhebungen aber vergrößern ſeine Unruhe nur noch mehr.

Die Furchtſamkeit hat den Schein der Beſcheidenheit; es iſt aber oft nur ein falſcher Schein; man kann nicht allezeit denken, daß man dabey frey von Hochmuthe oder Einbildung, noch vielweniger von der Eitelkeit ſey. Ich habe furchtſame Leute geſehen, die ſich ſo gar über ſich ſelbſten wunderten, daß ſie ſo waren; weil ſie wohl wußten, ſagten ſie, daß es ihnen nicht am Verſtande mangelte, und daß ſie ſo wenig, als andere von den Mitteln zu gefallen entblöſſet wären. Es giebt alſo furchtſame, die ſich viel einbilden. Wenn ſie noch keine Gelegenheit haben, ſo muntern ſie ſich durch die Betrachtung und Empfindung ihres vermeynten Vorzuges auf. Sie glauben, ſie wollten ſich mit groſſer Zuverſicht in der Geſellſchaft zeigen, und daſelbſt mit vieler Freyheit ſprechen. Sie ſind aber kaum daſelbſt angekommen, ſo fallen ſie von ihrem Vorſatze ab, und werden ganz niedergeſchlagen.

Andere, und zwar die meiſten, haben mehr Eitelkeit als Einbildung, ſie ſind deswegen furchtſam, weil ſie allzuſehr gefallen wollen, und ſind bey dem Urtheile, welches man von ihnen fällen kann, allzuempfindlich; ſie reden mit Zittern, weil ſie nicht wiſſen, wie man dasjenige, was ſie ſagen, aufnehmen wird, und ob es geſchickt iſt, ihnen Ehre zu bringen.

Die Einbildung wirkt die Verachtung anderer, und macht hierdurch, daß man ihneu nicht ſo begegnet, wie man ſoll. Der Fehler einer rechten Zuverſicht auf ſich ſelbſt erweckt eine närriſche Schamhaftigkeit und eine lächerliche Unruhe. Man muß alſo von andern eine gute Meynung und von ſich ſelbſt keine allzuſchlechte haben.

XIX.

Es iſt eine beſondere Artigkeit, wenn man ſich, auf eine angenehme Weiſe, in Geſpräche einläßt, nicht mehr Verſtand zeiget, als diejenigen, bey welchen man iſt, nicht in allen gar zu genau ſeyn will; zuweilen zum Wiederſpruche und zum Tadeln Gelegenheit giebt, mit einem Worte, nicht allezeit recht haben will.

Ich kenne einen gewiſſen Menſchen, der ſehr gut ſpricht; er ſagt aber nichts, wovon er nicht vorhero in ſeinem Kopfe einen kleinen Entwurf gemacht hat; er redt auch wenig; dergleichen Entwurf nimmt viel weg, der Augenblick es gut anzubringen eilt vorbey. Hierdurch wird ein Menſch ſich ſelbſt und auch andern beſchwerlich. Es iſt ein Hochmuth, eine Eitelkeit und folglich eine Unartigkeit; denn die Artigkeit, ich wiederhole es noch einmal, beſtehet darinnen, daß man wiſſe, ſeine Eitelkeit zu verbergen, um andern was gefälliges vorzuſagen. Nun aber kann man der Eitelkeit anderer Leute am geſchickteſten ſchmeicheln, wenn man Gelegenheit giebt, uns mit Vortheil zu beſtreiten, zu glauben, daß ſie einer Sache beſſer nachgedacht haben, als wir, und daß wir gezwungen worden ſind, ihrem Beweiſe nachzugeben. Je mehr man Verſtand hat, deſto mehr iſt man zu dieſer Gattung der Artigkeit verbunden, und deſto angenehmer iſt ſie für andere.

Man fürchtet ſich zu ſehr, verachtet zu werden, und man fürchtet ſich nicht genug, gehaſſet zu werden. Wir handeln hierinnen wider unſere wahren Vortheile, eben zu der Zeit, da wir unſer böſes Herze zeigen. Denn es lieget uns weit mehr daran, geliebt als hochgeſchätzt zu werden. Die Freundſchaft iſt die Quelle der wichtigſten Vortheile, welche wir von andern Menſchen ziehen können. Man will denenjenigen nicht gerne Gutes thun, die man hochſchätzt, ſondern die man liebt; die bloſſe Hochachtung alleine iſt nicht gutthätig.

Von dem Natürlichen.

Ich ſpreche von dem Natürlichen, wie man von dem Erhabenen in der Schreibart redet, ich erkläre meinen Titel, indem ich ihn rechtfertige.

I.

Natürlich ſchreiben, heißt auf eine ſolche Art ſchreiben, daß es das Anſehen habe, es hätte wenig Mühe gekoſtet.

Es geſchieht bloß durch die Ueberlegung, daß man urtheilet, ein ſchönes Werk, welches natürlich geſchrieben worden, habe viel Mühe gekoſtet. Man weis es aus der Erfahrung und aus dem Geſtändniſſe der beſten Bücherſchreiber, daß zuſammenhangende Schönheiten nichts anders als eine Frucht der Arbeit ſeyn; es ſey unmöglich, daß ſich alles ſo gleich dem Verſtande in dem nöthigen Grade der Vollkommenheit darſtelle, die Augen eines aufgeklärten Leſers feſte zu halten, und daß, wenn ein

Menſch

Menſch, welcher noch ſo viel Geſchicklichkeit und Fertigkeit hat, alles ſchreibt, was ſich ſeiner Einbildungskraft darſtellet, und auf die Art, in welcher es ſich ſeiner Einbildungkraft vorſtellet, in ſeinem Werke gute und ſchlechte Sachen gemenget ſind, und Sachen, die bald gut bald übel ausgedruckt ſind. Zuweilen trifft man auf einmal die beſte Gedanke in einer Sache an, und die beſte Art ſie auszudrücken; das Gegentheil aber geſchieht gemeiniglich weit mehr.

II.

Die Gedanken, welche ſich zur Sache am beſten ſchicken, und der Ausdruck, welcher ſich zu dieſen Gedanken am beſten ſchickt, geben der Abhandlung ein natürliches Weſen. Es ſcheinet, daß nichts weniger Mühe koſtet, als was ſich am beſten ſchickt, und der beſte Ausdruck ſollte ſich beynahe ſogleich ſelbſt anbiethen.

Eine Folge aus dieſem Grundſatze iſt, daß die Ordnung und Verbindung der Gedanken unter einander die Abhandlung natürlich machen, das iſt noch nicht genug, daß alle Gedanken, welche man anbringt, ſich zur Sache ſchicken. Sie müſſen auch einer aus den andern entſtehen, daß man von einem zu dem andern geführet werde, und ſich auf die künftigen vorbereite; daß alſo der Verſtand des Leſers ohne Zwang dahin gebracht werde.

Die Auslaſſung desjenigen, was der Leſer leicht erſetzen kann, hindert nicht, daß die Abhandlung natürlich und flieſſend ſcheine, weil es natürlich iſt, dasjenige abzuſchneiden, was leicht erſetzt werden kann. Es würde vielmehr ein gezwungenes Weſen anzeigen, wenn man in allen Materien, wie in der Geometrie, durch eine Folge

unmittelbar unter einander verbundener Begriffe fortge- hen wollte. Auſſerdem macht die Abſonderung deſſen, was man von ſich ſelbſt erſetzen kann, die Abhandlung weit heftiger und weit lebhaftiger, und hierdurch weit natürlicher. Es iſt alſo nicht nöthig, daß wenn die Be- griffe in einer Ordnung auf einander folgen ſollen, wel- che natürlich zu ſeyn ſcheinet, einer aus dem andern un- mittelbar entſtehen müſſe. Eine Folgerung kann von ihrem Grundſatze weit entfernet ſeyn, und nichts deſto- weniger natürlich ſcheinen, wenn man die andern Folge- rungen, welche ſie mit dem Grundſatze verbinden, leichte wahrnimmt. Man muß geſchwinde zu ſeinem Zwecke gehen, und dieſe kleinen Zwiſchenräume überhüpfen. Der Verſtand will gerne die meiſten Dinge auf einmal wahrnehmen, wenn er ſie nur leichte wahrnehmen kann. Was aber dem einen leichte iſt, das iſt es dem andern nicht; was für einen Rieſen ein Schritt iſt, das iſt für einen Zwerg ein Sprung. Alſo wird auch eine Abhand- lung, welche gewiſſen Leſern ſehr natürlich und deutlich vorkömmt, andern, die nicht ſo ſcharfſinnig ſind, nicht ſo vorkommen. Ueberhaupt, was viel Aufmerkſamkeit erfodert, wenn es ſoll wohl begriffen werden, was un- deutlich zu ſeyn ſcheinet wegen einer Dunkelheit, die viel- mehr von der Schreibart, als der Sache ſelbſt kömmt, ſcheinet nicht natürlich zu ſeyn; zum wenigſten nicht, wenn man es das erſtemal lieſet. Was wir mit Mühe leſen, ſcheinet uns auch ebenfalls ſo verfertiget zu ſeyn; was uns viel Mühe koſtet anzuhören, das ſcheinet auch viel Mühe gekoſtet zu haben zu denken. Es geſchieht aber oft, daß wir dasjenige bey dem andern Durchleſen ſehr natürlich finden, welches uns bey dem erſten Leſen nicht ſo geſchienen hat.

III.

III.

Man kann leicht ſchreiben, und doch nicht allzunatürlich, eine groſſe Uebung, welche mit einer beſondern Einrichtung des Verſtandes verbunden iſt, kann gewiſſen Perſonen eine nicht allzu natürliche Schreibart leicht machen, welche andern viel Mühe koſten, ja ihnen bey nahe unmöglich ſeyn würde. Daß das Natürliche ſeinem Urſprunge nach, und nach der gemeinſten Bedeutung dieſes Wortes, ſo viel als das Leichte ſey, oder welches ſo zu ſeyn ſcheinet, iſt ſo wahr, daß, ſo bald es nur einer ſo weit gebracht hat, etwas mit einer allzunatürlichen Schreibart geſchwinde aufzuſetzen, man ſagt, es ſey ihm ganz natürlich geworden.

IV.

Die Schreibart kann ſonderbar und natürlich zugleich ſeyn, eine gewiſſe Schreibart rühret uns wegen ihrer beſondern Einrichtung. Sie iſt keiner andern Schreibart, die uns bekannt iſt, in etwas ähnlich. Wir trauen uns gar nicht zu, daß wir ſie leichte würden wahrnehmen können, und dennoch finden wir etwas natürliches, ungekünſteltes und leichtes daran. Wir fühlen es wohl, daß es aus einer fertigen Feder flieſſet. Und ſo iſt meines Erachtens die Schreibart des Herrn Fontenells beſchaffen.

V.

Die gewöhnlichen Unterredungen, ſo gar mit dem geringſten unter dem Volke, ſind von einer unzähligen Menge ſehr glücklichen Ausdrückungen voll, welche aus dem Munde derjenigen, welche Urheber davon ſind, unvermerkt in aller Leute Mund gekommen ſind. Weil man ſie oft gehöret hat, ſo verſteht man ſie ohne weiteres

Nachdenken. Sie nehmen nicht mehr ein, und man ſucht weiter keinen Witz darinnen. Inzwiſchen ſind einige dieſer Redensarten ſo ſinnreich, daß man ſie vor ſehr gekünſtelt und gar zu ſchöne halten würde, wenn ſie neu wären, und ich will ganz gerne glauben, daß man ſie in ihrer Geburt auch dafür angeſehen hat. Die Gewohnheit macht, daß uns etwas natürlich vorkömmt, was uns anfangs weit hergeholet zu ſeyn ſchien, und endlich ſiehet man es gar für einfältig und tumm an.

VI.

Eine Abhandlung wird natürlich, wenn man nicht alles ſo genau nimmt. Dadurch benimmt man ihr das Anſehen einer allzugroſſen Mühe, und in dieſem Verſtande ſagt man, daß die Nachläßigkeit zuweilen etwas angenehmes ſey. Sie macht eine Abhandlung ſchön nicht an ſich ſelbſt und in ſo ferne ſie eine Schönheit iſt, weil ſie vielmehr ein kleiner Fehler iſt, ſondern weil ſie machet, daß wir dafür halten, ein Werk, wo wir ſie antreffen, habe nicht viel Mühe gekoſtet. Daß die Nachläßigkeit nur deswegen gefallen kann, beweiſt man daher, weil ſie uns nicht gefällt, wenn wir ſie in einem Werke antreffen, welches ſonſt mit vieler Mühe geſchrieben zu ſeyn ſcheinet. Hier kann ſie nicht darzu dienen, daß wir dafür halten, es habe wenig Mühe gekoſtet, weil die ganze Einrichtung des Werkes uns von dieſen Gedanken entfernet. An ſtatt alſo, daß ſie uns bewegen ſollte, zu glauben, es habe nicht viel Mühe gekoſtet, giebt ſie uns zu verſtehen, daß es nicht überall gleich ausgearbeitet worden, und daß der Autor ſich nicht habe die Mühe geben wollen, die Fehler zu verbeſſern, oder daß er ſie gar nicht einmal wahrgenommen. Allein dieſer Gedanke iſt unangenehm.

angenehm. Die Nachläßigkeit verunzieret ein Werk, welches das Anſehen hat, als ob es mit Mühe gemacht worden ſey, oder hätte ſollen gemacht werden.

Es fällt uns zuweilen ſehr gelegen, wenn ich mich des Herrn Paſcals Ausſpruchs bedienen darf, daß wir einen Menſchen finden, wo wir einen Bücherſchreiber anzutreffen gedachten. Zuweilen ſuchen wir einen Bücherſchreiber, und nicht einen Menſchen.

Alleine, ſagt man, eine kleine Nachläßigkeit erhebt die Schönheit eines Werkes, und macht, daß ſie mit mehrerm Glanze erſcheinet. Sie thut das in einem Werke, was der Schatten in einem Bilde.

Ich antworte, es iſt nicht allezeit wahr, daß eine Schönheit, vor welcher ein Fehler vorhergehet, oder auf welcher ein Fehler folget, deswegen ſchöner ſeyn ſollte: Denn ich rede nur von der Nachläßigkeit, die ein Fehler ſeyn würde, und nicht von einer ſehr ungekünſtelten oder ſehr gemeinen Einrichtung der Gedanken; von einem Ausdrucke, der nicht eben prächtig oder allzufein iſt. Ich will gar nichts ſagen, daß dasjenige, was nicht ein allzugroßes Aufſehen macht, ein Fehler ſey. Es iſt ſo gar nicht eine kleine Nachläßigkeit, ſondern oft eine Schönheit. Ich ſage alſo, daß man zuweilen nur eine von dieſen kleinen Nachläßigkeiten, die Fehler ſind, gebraucht, eine ſchöne Stelle in einem Werke zu verderben, und eine gewiſſe Anzahl nachläßiger Stellen in einem Werke ſeinen Werth merklich zu vermindern, und ſo gar ganz zu verderben, ſo, daß die Schönheiten daſelbſt völlig verlohren gehen. So viel Vergnügen euch auch einige Stellen in einem Werke gemacht haben, ſo werdet ihr es doch nicht gerne noch einmal leſen, wenn euch eben ſo viel

viel andere Stellen darinnen ſonderlich misfallen haben. Die Schriften, welche das beſte Glück haben, zum wenigſten die, deren Fortgang beſtändig und dauerhaft iſt, ſind nicht diejenigen, in welchen die meiſten Schönheiten zu finden, ſondern die, in welchen die wenigſten Fehler anzutreffen ſind. Wenn man alles recht beſieht, ſo machen ſie mehr Vergnügen. Es iſt ein großer Fehler an einer Schrift, die zur Luſt gemacht worden, wenn ſie ungleich geſchrieben iſt. Wir lieben ein lauteres Vergnügen, und wir ziehen es oft dem größten Vergnügen vor, welches mit vieler Mühe vermiſchet iſt. Das iſt ganz gewiß, und ſonderlich von dem Vergnügen, welches man im Leſen empfindet, wenn man nehmlich nur zum Vergnügen lieſt. Man wird nicht leicht etwas antreffen, wo das vermiſchte Misvergnügen lebhafter ſollte empfunden werden.

Homerus und Virgil unter den alten, Corneille und Racine, unter den neuern ſind hierinnen ein großes Exempel; und nur von den leztern zweyen zu reden, ſo kommen alle Kenner darinne überein, daß Corneille dem Racine an Schönheiten übertrifft; dieſer aber iſt beſtändig gleich, er hat weniger Fehler; ſo wird auch Corneille von den meiſten Leuten ſeines gleichen weit höher geſchätzt, und Racine findet bey dem Volke mehr Geſchmack. Es ſind ohne Zweifel mehr Urſachen dieſes Vorzugs, welchen man gemeiniglich dem Racine vor dem Corneille giebt, dieſe aber iſt eine der vornehmſten.

Wenn es wahr wäre, daß eine Schönheit, vor welcher ein Fehler vorher gehet, dadurch noch ſchöner ausſehen würde, ſo würde man auf der einen Seite verliehren, was man auf der andern gewönne. Denn ein Fehler, vor welchen eine Schönheit hergehet, wird uns darum

noch weit anſtößiger vorkommen. So viel aber iſt wahr, daß in dieſer Vermiſchung mehr zu verlieren, als zu gewinnen iſt. Ich habe ſchon bey anderer Gelegenheit geſagt, daß man die Fehler weit leichter, als die Schönheiten wahrnimmt, und daß man jene auch weit lebhafter empfindet, als dieſe. Auſſer dieſen verringern die Fehler, welche wir in einem Werke antreffen, unſere Hochachtung gegen den Verfaſſer und zugleich das Vergnügen, welches wir haben, ſie zu leſen. Wir bekommen Hochachtung für einen Verfaſſer, weil uns ſein Werk Vergnügen machet, und dieſe Hochachtung vermehret hernach das Vergnügen, welches uns ſein Werk verurſachet.

Die ſo vielmal wiederhohlte Vergleichung von dem Schatten in den Gemählden kann darzu nicht dienen, die kleinen Nachläßigkeiten der Bücherſchreiber zu rechtfertigen, denn die Schatten ſind nicht kleine Nachläſſigkeiten in den Bildern, ſondern dunkele und nicht allzulebhafte Farben, welche ihre Schönheit ſowohl wie die andern Farben haben. Es ſind die ſchattichten Stellen eines Bildes, welche den Glanz derjenigen erheben, die am meiſten rühren ſollen, ſie machen ſie ſchön, und werden zu ihrer Zeit dadurch auch wieder ſchön gemacht. Dieſes Gleichniß beweiſet alſo nur die Nothwendigkeit des Mannigfaltigen in der Schreibart. Man kann in einer Schrift, die nur zum Vergnügen gemacht iſt, niemals zu viel Schönheit antreffen. Man kann aber zu viel von einer Art der Schönheit darinnen empfinden. Eine allzueinförmige Schreibart, ſie mag ſo ſchön ſeyn, als ſie will, erweckt gar bald Verdruß; das iſt, zum Exempel der Fehler in der Schreibart des Herrn Flechier. Er würde weit angenehmer ſeyn, wann er in ſeiner Schreib-

art mehr Veränderungen hätte. Die Gegenſätze herrſchen darinnen zu ſtark, und kommen zu oft wieder. Auſſer dieſen ſind ſie auch unter allen diejenige Figur, welche am meiſten Kunſt und Arbeit erfodert, wenn ſie wohl angebracht werden ſollen, und folglich am meiſten fähig, zu machen, daß die Abhandlung nicht allzunatürlich ausſiehet, wenn man ſie allzuoft anbringt.

VII.

Das Natürliche iſt nur in ſo ferne eine Vollkommenheit und eine beſondere Eigenſchaft in der Schreibart, als es mit andern Eigenſchaften einer guten Schreibart verbunden iſt. Wenn man dahero ſagt, man müße natürlich ſchreiben, ſo will man nicht ſagen, die Schreibart ſey gut, wem ſie nur natürlich iſt; man will ſo viel ſagen, ſie taugt nichts oder weniger, wann ſie es nicht iſt.

Sehr viele Bücherſchreiber ſchreiben ſehr natürlich und ſehr ſchlecht, in einer gemeinen und nachläßigen Schreibart; andere ſchreiben wenig, natürlich und ſchlecht, ihre Schreibart iſt wunderlich und gezwungen, und gar nicht ſinnreich; ſie wollten gern natürlich ſchreiben und können es nicht. Sie haben für die gewöhnlichen Einrichtungen und Ausdrückungen keinen Abſcheu; ſie können ſie aber nicht finden. Sie haben überall viel Mühe, ſich auszudrucken, ſo gar in den ſchlechteſten und gemeinſten Dingen. Endlich ſchreiben einige ſehr gut, nur daß ihre Schreibart nicht natürlich und ungekünſtelt genug iſt. Man ſaget deswegen nicht, ſie ſchrieben ſchlecht, zum wenigſten ſoll man es nicht ſagen.

Der Mangel des Natürlichen kömmt zuweilen von einem Mangel des Verſtandes, zuweilen von einem Mangel des Geſchmackes her.

VIII.

VIII.

Jetzo wollen wir die Urſachen des Vergnügens anſehen, welches das Natürliche in uns erwecket; ich habe ſie bereits angezeiget, da ich gewieſen, worinnen es beſtünde. Es iſt aber gut, daß man ſie noch deutlicher anmerket.

Ein Werk, welches ſo wohl den Gedanken als der Schreibart nach natürlich geſchrieben, gefällt uns, weil wir es ohne Mühe und Zwang leſen; es erfodert nicht allzuviel Aufmerkſamkeit.

IX.

Die ſchönen Sachen, welche nicht viel Mühe gekoſtet haben, gefallen uns wegen der Hochachtung, welche ſie uns für ihren Verfaſſer zuwege bringen, noch mehr. Sie ſind deswegen an ſich ſelbſt nicht höher zu ſchätzen, weil dieſes nichts in ihnen verändert, ob ſie ihm ſchwer oder leichte geworden hervor zu bringen, ſondern die Hochachtung gegen den Verfaſſer findet ihr Maaß ſo wohl in dem Werthe der Sachen, die er hervorbringt, als auch in der Art der Geſchwindigkeit, mit welcher er ſie hervorbringt. Die Hochachtung aber gegen den Verfaſſer vermehret die Hochachtung, welche man für ſeine Schrift hat. Unterdeſſen ſagt man, was lieget mir daran, ob ein Buch ſeinem Verfaſſer viel Mühe gekoſtet hat oder nicht; das iſt ein Umſtand, der das Buch ſelbſt nicht angehet. Woran mir am meiſten liegt, iſt, daß es gut ſey. Alles dieſes iſt ganz richtig und wahr, man kann ſich enthalten, ſo zu denken. Darnach richten wir uns aber nicht weder in dem Eindrucke, welchen wir von einem Werke haben, noch in dem Urtheile, welches wir zu folge des Eindrucks, den wir davon haben, davon

fällen. Viele Sammlungen der Briefe, viele Nachrichten, Verſe, gefallen uns bloß deswegen ſo ſehr, weil wir wiſſen, daß dieſe Werke ihren Verfaſſern wenig Mühe gekoſtet haben. Wir haben Urſache, dieſe hochzuſchätzen. Obgleich ihre Werke ſehr unvollkommen ſind, ſo gehöret doch viel Verſtand darzu, ſie ſo leichte zu verfertigen; das iſt aber ein Betrug, ein Werk wegen ſeines Verfaſſers hochzuſchätzen.

X.

Man entſchuldiget ein ſchlechtes Werk nicht, wenn man ſagt, es habe wenig Mühe gekoſtet, da es der Verfaſſer hat ausarbeiten ſollen; vielmehr erweckt es ein gröſſeres Misfallen, weil man es dem Verfaſſer wegen ſeiner Nachläßigkeit wenig Dank weis. Es zeigt eine Verachtung gegen die Leute an, wenn man ihnen ſolche Dinge giebt, welche man nicht mit Fleiß, ſondern in der Geſchwindigkeit gemacht hat. Dieſe Verachtung beleidiget ſie, und macht, daß ſie keine Luſt an dem Werke haben. Das iſt wahr, ſonderlich bey theatraliſchen Stücken und öffentlichen Reden, welche bey gewiſſen und ſonderbaren Gelegenheiten verfertiget worden. Ein Menſch, der ein Buch macht, ladet auf gewiſſe Weiſe jedermann ein, es zu leſen; ein Stücke auf der Schaubühne aufführen laſſen; eine Anrede; eine Leichenrede öffentlich halten, iſt, wie mich deucht, eine weit ausdrücklichere Einladung. Es iſt aber was empfindliches, Leute einzuladen, wenn man nicht alles gethan hat, ſo viel an uns iſt, ſie wohl zu bewirthen. Es giebt Gelegenheit, wo man ſeine Freunde ohne große Umſtände zu Gaſte hat, es giebt aber auch andere, die gewiſſer maßen fodern, daß man einige Umſtände mit ihnen machen muß.

XI.

Wenn man ſagen wollte, ein Werk ſey ohne Mühe und in weniger Zeit gemacht worden, ſo hieſſe es ſo viel, als wenn man uns einen übeln Begriff von dem Werke beybringen wollte, weil dasjenige, was ſo gemacht worden iſt, gemeiniglich nichts taugt. Zuweilen vermehret dieſes Vorurtheil unſer Vergnügen, weil das Schöne einen deſto gröſſern Eindruck macht, je weniger wir es zu finden gedachten; das meiſtemal aber verringert ſie es, und dasjenige, was gut iſt, ſcheinet ſchlecht zu ſeyn, wenn man verhofft hat, es ſo zu finden. Aus eben dieſer Urſache möchte es vielleicht faſt allezeit geſchehen, daß unſere Hochachtung für ein Werk abnehmen würde, wenn man uns ſagete, nachdem wir es geleſen haben, es hätte ſeinem Verfaſſer nicht viel Mühe gekoſtet. Das Vorurtheil würde, wenn ich ſo reden darf, eine zurückwirkende Wirkung ſeyn. Wir würden denken, wir hätten uns geirret, und das Werk für ſchöner angeſehen, als es in der That iſt. Endlich würden wir urtheilen, der Verfaſſer habe gleichwohl unrecht gehabt, daß er es nicht beſſer ausarbeiten wollen, weil er es noch weit vollkommner würde gemacht haben, wofern er noch mehr Zeit und Mühe daran gewandt hätte. Es giebt zuweilen kleine vortreffliche Werke, die ſo zu reden in einem Augenblicke ſind gebohren worden. Es geſchieht aber ſelten, daß ſie nicht hätten können noch vollkommner gemacht werden, ſo klein ſie auch ſind.

XII.

Das Natürliche gefällt uns auch deswegen, weil wir eine gewiſſe Art der Beſcheidenheit darinnen finden, da hingegen die gezwungene Zierrath das Anſehen der Eitelkeit

keit hat. Man weis wohl, daß die meiſten Bücherſchreiber, ſonderlich die Verfaſſer ſolcher Werke, die zum Vergnügen dienen, nur aus Eitelkeit ſchreiben, man kann es aber nicht vertragen, daß ſie dieſes in ihren Werken allzuſehr merken laſſen; und es ſcheinet, als ob ſie ſich ganz was anders als den Unterricht und das Vergnügen der Leſer vorgeſetzt hätten.

Die Bücherſchreiber wollen für witzige Leute angeſehen ſeyn, und diejenigen, welche mit einem gekünſtelten Zierrathe ſchreiben, wollen für Leute von ſchönem Verſtande angeſehen ſeyn. Nun iſt dieſe Eitelkeit anſtößiger, als jene. Es iſt kein Menſch, der nicht glauben ſollte, er habe Verſtand: man glaubt aber nicht allezeit ſchönen Verſtand zu haben; und ohngeachtet man einige Verachtung mit dieſer Eigenſchaft verbindet, ſo unterläſſet man doch nicht, noch mehr darnach zu ſtreben. Wenn man von einem ſagt, ihn zu loben, daß er einen ſchönen Verſtand habe, ſo meynet man weit mehr zu ſagen, als wenn man bloß ſpricht: Es iſt ein Menſch, der Verſtand hat. Man giebt ihm weit lieber dieſes letztere Lob, man verſchwendet es ſo gar; man glaubt nicht, denjenigen, welchem man es giebt, über ſich zu erheben, es iſt beynahe nichts ſonderbares mehr, wenn man Verſtand hat. Das iſt weit ſchmeichelhafter, wenn man einen ſchönen Verſtand hat. Wenn dieſer Titel beynahe ein Schimpf geworden iſt, ſo hat der Neid viel dazu beygetragen.

XIII.

Wenn der Vorſatz den Verſtand im Schreiben zu zeigen macht, daß man viel ſchöne Gedanken und glückliche Ausdrückungen findet, ſo iſt er auch eine Gelegenheit zu falſchen Gedanken und unrichtigen Ausdrückungen

gen. Wenn man das Schimmernde ſucht, ſo geſchicht es oft, daß man es dem gründlichen vorzieht, man geſellet zu wahrhaften ſinnreichen Einfällen eine falſche Scharfſinnigkeit; man gehet, wenn ich ſo reden darf, von Blumen zum Blümchen, von dem wahrhaften Schönen zu dem, was nur den Schein hat, und dieſes iſt in der That, den meiſten und beſten Bücherſchreibern unſrer Zeit, bis auf die Regierung Ludewigs des 14. wiederfahren.

Es ſcheinet, als ob einige Perſonen anitzo befürchten, wir möchten nach und nach wieder auf dieſen ſchlechten Geſchmack gerathen, und man muß auch wahrhaftig geſtehen, daß der Geſchmack unſerer Zeit von dem Geſchmacke vergangener Zeit ein wenig unterſchieden iſt. Die guten Werke, welche heut zu Tage herauskommen, ſind vielleicht mehr gekünſtelt, und wenn man ſo ſagen kann, weit ſchimmernder, als des Moliere, Fontaine und Racine u. ſ. w. Eben dieſe, welche die alte Einfalt am meiſten anpreiſen, verfallen eben ſo wohl, als die andern, in das jetzige Blendwerk. Man muß aber auch zu gleicher Zeit geſtehen, daß man den Werth des richtigen niemals beſſer erkannt hat, als man ihn itzo erkennet; daß man niemals ſtrenger geweſen, wider alles dasjenige, was ſich davon entfernet; niemals ein größerer Feind des Falſchen, ein beßrer Freund des Wahren; niemals geſchickter, es von dem ſcheinbareſten und am beſten verdeckten falſchen, Scheine zu unterſcheiden; und mit einem Wort, ſchwerer die Leſer in ſolchen witzigen Schriften zu vergnügen; und daß wir endlich keine gründlichere und mit mehr Verſtand geſchriebene Schriften haben, als diejenigen von einigen Bücherſchreibern, welchen man in der letzten Zeit das gekünſtelte Weſen, und die Luſt ein Aufſehn zu machen,

chen, am meiſten vorgeworfen hat. Ich möchte alſo gerne ſagen, daß die Vereinigung des ſchönen Verſtandes mit der Richtigkeit zu ſchreiben, das einige Merkmaal unſrer Zeit iſt.

XIV.

Die Werke, worinnen man ſich einen wahrhaften Zweck vorſetzt, als einen von einer wichtigen Wahrheit zu überreden, können nicht natürlich genug ſeyn, und ſollen nicht zu ſinnreich ſeyn, weil allzuviel Verſtand verurſachet, daß man denjenigen, welcher redet, oder den Verfaſſer eines Buches nicht recht traut. Man überredet keinen, wenn man Gelegenheit giebt zu zweifeln, ob man wahrhaftig mehr die Abſicht gehabt habe zu überreden, als zu zeigen, daß man Verſtand hat. Wenn man den Zweifel erreget, ob man habe wollen aus Herzensgrunde andere überreden, ſo erregt man auch den Zweifel, ob man auch ſelbſten wahrhaftig überzeuget ſey. Andere zu überreden muß es das Anſehen haben, als ob man ſelbſt ſtark davon überführt ſey; und deswegen ſagt man auch, man müße es wirklich ſeyn, weil es ſchwer iſt, es zu ſcheinen, wenn man es nicht iſt.

Wenn man nur mit vernünftigen Perſonen zu thun hätte, ſo würde es nicht nöthig ſeyn, wenn man ſie überreden wollte, daß es ſchiene, als ob man ſelbſt davon überführet wäre, es würde genug ſeyn, wenn man ihnen nur gute Gründe ſagte. Allein da die meiſten Menſchen nicht wiſſen, was gute oder ſchlechte Gründe ſind, ſo iſt es natürlich, daß ſie denjenigen nicht trauen, welche den nicht überführen, der mit ihnen redet, und daß ſie ſogar ihr Mistrauen darnach einrichten, nachdem er ſie mit Verſtand und Geſchicklichkeit vorträgt. Denn ie mehr

der,

der, welcher redet, Verſtand und Wiſſenſchaft hat, je mehr iſt es wahrſcheinlich, daß das, was er glaubt, wahr, und was er nicht glaubt, falſch ſey. Wenn man alſo Urſache hat, zu glauben, er ſey von dem, was er ſagt, nicht überführt, ſo werden diejenigen, welche ihn hören, deſto mehr Urſache haben, es für falſch zu halten, je ſtärker und überzeugender die Gründe, welche er vorbringt, es zu beweiſen, durch die Deutlichkeit, worein er ſie ſetzt, und die ſchöne Einrichtung, welche er ihnen zu geben weis, zu ſeyn ſcheinen.

Wir ſind auf eine mechaniſche Weiſe geneigt, den Eindruck der Meynungen, wovon die andern eingenommen ſind, anzunehmen; und dieſe mechaniſche Neigung iſt in den gemeinen Leuten ſo ſtark, daß es ein beynahe gewiſſes Mittel ſie von allen Sachen zu überreden iſt, wenn man ſelbſt davon wohl überführet zu ſeyn ſcheinet. Weder die guten Vernunftſchlüſſe noch die falſchen Schlüſſe, welche das gemeine Volk erleuchten oder verführen, ſind es, ſondern die Bewegungen, welche ſie dahin ziehen, wohin man es haben will.

Zu viel Verſtand iſt auch eine Hinderniß an der Ueberführung, indem er die Aufmerkſamkeit von dem Grunde der Sache abwendet, und ſie auf die Art des Ausdrucks bringet. Es dienet zwar darzu, wenn man die Wahrheit faſſen ſoll, daß man auf eine ſolche Art ſage, daß ſie gefalle. Daß man gefalle, gehöret vielmehr für das Herze als für den Verſtand. Dem Herzen aber gefällt man nicht, als wenn man daſelbſt allerhand Empfindungen erwecket. In den Schriften, welche zur Ueberführung beſtimmt ſind, iſt es mit der Schreibart, wie mit dem Waſſer beſchaffen; das beſte iſt, das keinen Geſchmack

hat. Und das iſt die beſte Schreibart, welche nicht durch ſich ſelbſt die Aufmerkſamkeit des Leſers und des Zuhörers an ſich ziehet, und nur einzig und allein auf den Grund der Sachen bleibet. Man hat einen Redner niemals mehr zu bewundern, als wenn, indem er machet, daß man gewiſſe Dinge durch die Art, womit er ſie ſaget, ſchmeckt, der Zuhörer nichts deſtoweniger ſein Vergnügen den Sachen ſelbſt zuſchreibet, und ſich einbildet, ſie würden ihm eben ſo gefallen haben, ſie möchten auf eine Art ſeyn ausgedruckt worden, wie man auch immer gewollt hätte.

Die Regel, ſeinen Verſtand nicht zu ſehr ſehen zu laſſen, betrifft auch die Schriften, welche zur bloßen Annehmlichkeit gemacht ſind, in welchen man ſich vornimmt, die Herzen an ſich zu ziehen, und zu rühren, wie in den Tragödien geſchieht. Sie gehet auf die Hiſtorien und die Schriften, in welchen etwas erzählt wird, wo der Leſer hauptſächlich nur dasjenige ſuchet, was geſchehen iſt, und endlich auf alle diejenigen, wo man Perſonen einführt, und in welchen der Verfaſſer nicht in ſeinem Namen redet. Da man meynet, dieſe Perſonen reden ſo gleich, was ihnen einfällt, ſo würde es wider die Wahrſcheinlichkeit ſeyn, wenn man ſie mit allzuviel Verſtand reden lieſſe.

Alleine es giebt andere Werke, wo man nicht weniger das Vergnügen ſuchet, welches aus ſinnreichen Einfällen entſtehet. Dergleichen ſind eine Academiſche Rede, ein Compliment, eine Lobrede, und ſo weiter. Ich ſetze in eben dieſe Reihe die Schriften, wo man ſich wirklich vorſetzt, zu unterrichten; allein von ſolchen Sachen, wovon die meiſten Leſer ſich nur zum Vergnügen unterrichten laſſen wollen, dergleichen die Poeſie iſt. Solche Werke

können

können nicht zu ſinnreich ſeyn, wenn ſie dabey nur gründlich ſind.

Mich deucht alſo, daß diejenigen, welche ein ſolches Werk, als zum Exempel die Caracteren des Bruyere zu verwerfen, ſagen, es ſey zu viel Verſtand darinnen, ſich nicht richtig genug ausdrücken. Denn was iſt ein Werk voller Verſtand; es iſt ein Werk, das mit neuen, feinen, ſchmackhaften, hohen Gedanken und Ausdrückungen erfüllet iſt. Je mehr nun dergleichen Gedanken und Ausdrückungen in einem ſolchen Werke, als des Herrn de la Bruyere ſeines iſt, anzutreffen ſind, deſto vollkommner und angenehmer iſt es für diejenigen, welche ſelbſt viel Verſtand haben. Allein es ermüdet ſie nur, wie ich ſchon geſagt habe, weil ſie ſchwach ſind. Sie müſſen mehrern Fleiß daran wenden, als andere, wenn ſie alle dieſe Schönheiten recht empfinden wollen, und dieſer Fleiß entkräftet ſie. Das Werk aber iſt deswegen nicht ſchlechter, weil es ihre Fähigkeit überſteigt; eben dieſes beweiſet vielmehr ſeine Vortrefflichkeit. Iſt es wohl ein Fehler an der Sonne, ein glänzendes Licht auszubreiten, weil es ſchwache Augen giebt, die es nicht ertragen können, und welchen ein allzuhelles Tageslicht beſchwerlich fällt?

XV.

Ich möchte nicht gerne ſagen, wie Herr Deſpreaux: die natürlichſten Schriften wären gemeiniglich diejenigen, welche mit der größten Mühe ausgearbeitet worden. Die Vernunft und Erfahrung und insbeſondere die Poeſien des Herrn Deſpreaux ſelbſt, ſind der Beweis des Gegentheils. Unterdeſſen iſt es doch gewiß, daß ein Werk, das zum Drucke beſtimmt iſt, nicht genug aus-

gearbeitet werden kann. Wenn es nicht zu natürlich iſt, ſo wird es dagegen genauer beobachtet und verbeſſert worden ſeyn, und das iſt es eben, was der Leſer am meiſten erfodert.

Die Regel, natürlich zu ſchreiben, ob ſie gleich eine allgemeine Regel iſt, gehet gewiſſe Werke insbeſondere mehr an, als alle andere, zum Exempel, die Briefe. Die von der Madame de Sevigne, würden nicht ſo ſchöne ſeyn, in ſo ferne ſie Briefe ſind, wenn ſie dieſelbe fleißiger ausgearbeitet hätte. Es würde gefährlich ſeyn ſich daran zu machen, unddie kleinen Nachläßigkeiten darinnen verbeſſern zu wollen. Die Madame de Sevigne giebt auch ihrer Tochter der Madame Grignan den Rath, alles weit hergeholte in ihren Briefen zu vermeiden, ſie geſchwinde zu ſchreiben, und gar nicht darauf zu denken, daß ſie ſchöne Briefe machen wollte. Das geſchieht, weil es auf einer Seite der Schreibart in Briefen weſentlich iſt, überaus natürlich zu ſeyn; und auf der andern Seite eine nothwendige Wirkung der Mühe und des Fleiſſes einer Abhandlung iſt, das Natürliche mehr oder weniger zu benehmen. Dieſer Satz wird vielleicht anſtößig ſeyn; dem ohngeachtet glaube ich, daß er demjenigen vollkommen wahr zu ſeyn ſcheinet, welcher ihn recht verſtehen wird. Wider den Beweis, welchen ich von der Schreibart in Briefen nehme, kann man nichts einwenden. Fleißig ausgearbeitete Briefe werden niemals gute Briefe ſeyn. Es werden vielleicht ſehr ſchöne Stücke, ſehr ſinnreiche, und an ſich ſelbſt hochſchätzbare Schriften ſeyn; nicht aber wahre Briefe. Briefe die, in ſo ferne ſie Briefe ſind, hochzuſchätzen, und geſchickt ſind, in dieſer Art zum Muſter zu dienen; weil

ſie, ſobald ſie fleißig ausgearbeitet ſind, nicht mehr ſo natürlich ſind, als Briefe ſeyn ſollen. Mit dem eigentlichen ſo genannten Werke des Verſtandes aber iſt es nicht ſo, wie mit Briefen. Das Natürliche iſt bey den meiſten ſo unumgänglich nöthig, als die Gründlichkeit, die Richtigkeit und die genaue Beobachtung alles deſſen, was darzu gehört. Und wenn ihnen dieſe fleißige Arbeit einige Annehmlichkeiten raubet, ſo kann dieſe alleine zur Vergeltung die größten Schönheiten daſelbſt anbringen, welche den größten Werth davon ausmachen.

Hierdurch beantworte ich den Einwurf, welchen man mir machen könnte, daß einige Werke natürlich, und dem ohngeachtet ſehr fleißig gearbeitet wären; zum Exempel die Tragödie des Racine; und folglich könne man nicht ſagen, der Fleiß und die Arbeit nähmen das Natürliche weg. Ich antworte, ſage ich, daß der Grad des Natürlichen, welcher in einem Werke erfodert wird, nicht eben derjenige iſt, welcher in einem andern nöthig iſt. Man nennt alſo ein Werk natürlich, ob es gleich nicht ſo wie ein ander Werk in einer andern Art iſt, wenn es nur ſo viel iſt, als es ſeyn ſoll. Zum Exempel, Racine iſt nicht ſo natürlich, als die Madame de Sevigne; er iſt es aber in derjenigen Art zur Gnüge, in welcher er geſchrieben hat, und wenn er es noch mehr wäre, ſo wäre er es zu ſehr. Dadurch geſchieht es, daß man überhaupt und ohne Einſchränkung ſagen kann: Racine ſey ſehr natürlich, und ſo gar, er ſey es eben ſo ſehr, als Madame de Sevigne; man will aber hierdurch nur ſo viel ſagen, er ſey es eben ſo ſehr, als ſie, nach Beſchaffenheit der Umſtände. Die fleißige Ausarbeitung würde den Briefen der Madame de Sevigne das Natürliche, welches uns darinnen ein-

nimmt, geraubt haben, und ſie hat in die Tragödie des Racine dieſe Regelmäßigkeit und dieſe Zierlichkeit gebracht, welche eine ſeiner vornehmſten Eigenſchaften ausmachen. Wenn die Schreibart des Racine in ſeinen Tragödien nicht fleißiger ausgearbeitet wäre, als der Madame de Sevigne in ihren Briefen, ſo würde ſie uns ſchwach und nachläßig vorkommen; und wenn die Schreibart der Madame de Sevigne ſo fleißig ausgearbeitet wäre, als die Schreibart des Racine, ſo würde ſie uns zu weit hergeholet und allzukünſtlich vorkommen.

XVI.

Die Perſonen, welche viel Lebhaftigkeit beſitzen, und diejenigen, welche nicht ſtudieret haben, reden und ſchreiben gemeiniglich auf eine natürlichere und leichtere Weiſe, als diejenigen, die einen etwas ſchweren und langſamen Verſtand haben, und ihr Werk aus der Gelehrſamkeit machen. Das Frauenzimmer zum Exempel redet und ſchreibet weit natürlicher, als die Mannsperſonen, die Urſache davon iſt, daß dieſe wenigere Fertigkeit haben, und zu mehr Arbeit verpflichtet ſind, und weil ſie ſtudiert haben, ſich mehr daran binden, den Regeln der Kunſt zu folgen.

XVII.

Es iſt ſchwer, daß ein Werk, welches mit vieler Mühe verfertiget worden, nicht ſo ausſehen ſollte, und daß hingegen ein Werk, welches geſchwinde verfertiget worden, ausſehen ſollte, als ob man viel Mühe daran gewendet. Zuweilen geſchiehet es, daß man erſt nach vielem Nachſinnen die natürlichſten Gedanken und Ausdrückungen findet, die uns dem Anſehen nach ſogleich hätten einfallen ſollen; es kann alſo von einigen Stellen einer Schrift wahr ſeyn, daß man ſie durch die Arbeit natürlicher

natürlicher gemacht habe, das iſt aber ſelten von einem ganzen Werke wahr.

Man würde alſo die Bücherſchreiber ſchlecht wiederlegen, welche ſich zur Entſchuldigung ihrer Faulheit darauf beruffen, daß ſie ſich gefürchtet hätten, ihren Schriften das Natürliche zu benehmen, wenn ſie dieſelben mit allzugroſſem Fleiße ausgearbeitet. Man würde ſie, ſage ich, ſchlecht wiederlegen, wenn man ſagte, eben durch dieſe fleißige Ausarbeitung würden ſie ihren Schriften eine leichte und natürliche Art geben, und ſie ihnen gar nicht benehmen. Es kömmt gar nicht darauf an, wenn eine Schrift natürlicher werden ſoll, daß ein Verfaſſer ſie beſtändig durchſehe, und ſie zu unterſchiedenen malen durch die Muſterung gehen laſſe; es geſchiehet darum nur, mehr Richtigkeit, mehr Ordnung, mehr Beſtimmung hinein zu bringen. Dieſes iſt gemeiniglich bloß die Frucht der Arbeit. Wenn aber ein Werk nicht das erſte mal gleich natürlich iſt, wenn es aus der Hand ſeines Verfaſſers kömmt, ſo wird es auch niemals ſo werden, wenn er auch Zeit ſeines Lebens daran arbeitet. Ich wollte alſo dergleichen faulen Bücherſchreibern lieber antworten, die dasjenige, was ſie gemacht haben, niemals wieder vornehmen, und glauben, daß ſie ihr Werk vollführet haben, wann ſie die letzte Zeile ſchreiben; ich wollte, ſage ich, ihnen lieber antworten: daß der Schaden, welchen ſie befürchten, nicht allzunatürlich zu ſchreiben, in Vergleichung mit den andern Vortheilen, welche ſie in ihren Schriften in fleißiger Ausarbeitung und ſorgfältiger Verbeſſerung, ſo weit es ihnen möglich iſt, geben können, was geringes ſey. Daß übrigens ein Werk, welches für die Welt geſchrieben, und zum Drucke beſtimmt

ſtimmt iſt, allezeit natürlich genug ſey; es mag noch ſo fleißig gearbeitet ſeyn, wenn derjenige, der es gemacht hat, nur einen Geſchmack und eine Einrichtung des Verſtandes hat, die ihn treiben, auf eine natürliche Weiſe zu denken und ſich auszudrücken.

Man wird vielleicht einwenden, aus dem, was ich geſagt habe, folge, daß ein in Eil, und wie man ſagt, mit flüchtiger Feder verfertigtes Werk allezeit natürlich ausſehen müſſe, welches doch der Erfahrung zuwider ſey. Die Antwort iſt leicht, ich gebe zu, daß ein ohne Mühe und Zwang verfertigtes Werk zuweilen bey weitem nicht ſo natürlich ausſiehet, als ein anderes, welches mit ungemeinem Fleiße ausgearbeitet, aber von einem Verfaſſer verfertiget worden, der ein Freund ungekünſtelter und natürlicher Schönheiten, hingegen ein Feind aller Künſteleyen iſt. Wenn ein gemeiner Leſer Bücher lieſt, die nach dem Geſchmacke des Lucanus und Seneca geſchrieben, ſo bildet er ſich ein, eine ſo gekünſtelte Schreibart ſey die Frucht einer großen Arbeit. An ſtatt daß ein Kenner ſehr wohl weis, daß gewiſſe Gedanken und Ausdrückungen, die ein anderer mit vieler Mühe finden würde, gewiſſen Leuten keine Mühe koſten, ja daß es ihnen, wie ich bereits ſchon geſagt habe, beſchwerlich ſeyn würde, anders zu denken und ſich auszudrücken. Ein ſolcher Verfaſſer aber würde ſein Werk noch weit weniger natürlich machen, wenn er es fleißiger ausarbeitete; denn je mehr er es ausarbeiten würde, deſto mehr würde er es auch nach der Art, die ihm gefällt, einrichten, und am wenigſten die ungekünſtelten Einfälle und kleinen Nachläßigkeiten darinnen laſſen, welche, ohngeachtet des beſondern Hauptwerks ſeiner Schrift, anzeigen, daß er es nicht mit allzu vielem

vielem Fleiße geſchrieben. Zuweilen ſcheinet ein Bücherſchreiber in dem Umgange ziemlich natürlich und ungekünſtelt zu ſeyn, da er doch in ſeinen Schriften ſehr künſtelt. Man muß ihm aber nicht allezeit Dank dafür wiſſen, und ein Verdienſt daraus machen. Er konnte nicht ſo gleich auf die Art der Ausdrückungen gerathen, welche machen, daß die Schreibart in ſeinen Büchern nicht natürlich iſt. Er wollte reden, wie er ſchreibt, und es war ein Glück, daß er nicht darinnen forkommen konnte.

Ich gebe zu, daß ein Bücherſchreiber, welcher nach der beſondern Einrichtung ſeines Verſtandes, oder durch eine lange Gewohnheit eine Art zu ſchreiben angenommen hat, die nicht natürlich iſt, und ihm doch keine Mühe koſtet, es ohne beſondere Mühe in der natürlichen Schreibart nicht weit würde bringen können. Allein er würde ſodann ſein Naturell zwingen, und nicht mehr nach ſeinem Geſchmacke ſchreiben. Wenn ich daher ſage, je mehr ein ſolcher Verfaſſer an ſeinen Werken arbeiten würde, deſto weniger würde es natürlich ſeyn: ſo ſetze ich zum voraus, daß er deswegen ſo fleißig daran arbeiten würde, daß er es dem Begriffe zu folge, welchen er von der Vollkommenheit hat, ſo vollkommen machte, als es nur immer möglich ſeyn würde.

Einige Bücherſchreiber, welche nicht allzunatürlich ſchreiben, gerathen in dieſen Fehler bloß deswegen, weil ſie ſuchen, allzugut zu ſchreiben. Wenn ſie mit den erſten Gedanken und Ausdrückungen, welche ihnen einfallen, zufrieden wären, ſo würden ſie gut ſchreiben; indem ſie aber das Beſſere ſuchen, verfehlen ſie des Guten.

Ein Menſch, der einen geprüften Geſchmack hat, kann ſeine Werke nicht mit allzuvielem Fleiße ſchreiben.

Er wird allezeit eine gute Wahl unter ſeinen Gedanken treffen können, und wenn die andern nicht ſo gut ſind, als wie die erſten, ſo wird er ſie verlaſſen, und dieſe wieder annehmen. Es giebt aber andere, welche, da ſie das Gute leicht finden, inzwiſchen aber von der Güte ihrer Gedanken nach nichts andern urtheilen, als weil ſie viel Mühe dabey gehabt, diejenigen gemeiniglich erwählen, welche nicht viel werth ſind. Man kann ihnen keinen andern Rath geben, als daß ſie ſich in die Unmöglichkeit ſetzen, eine ſchlechte Wahl zu treffen, indem ſie ſich bey ihrem Nachſinnen in die erſten Gedanken einſchränken, und daß ſie ſich, ſo zu reden, ihres Verſtandes nicht zu ſehr bedienen, aus Furcht, ſie möchten dabey ihren Geſchmack in Verwirrung ſetzen.

Ein gewiſſer Bücherſchreiber, der ſehr reich an Gedanken und von ungemeinem lebhaften Naturelle war, wies einem ſeiner Freunde den Entwurf eines Werkes, worauf er ſann, und legte ihm alles, was er zur Verfertigung dieſes Werks geſammlet hatte, vor Augen. So gleich hatte er auch drey oder vier allgemeine Einrichtungen, die alle von einander unterſchieden waren, nächſt dieſen eine unzählige Menge Gedanken, welche er alle unmöglich in ein Werk bringen konnte, das nicht weitläuftig werden ſollte; und endlich viel Arten von einer jeden Sache insbeſondere zu reden. Wahrhaftig ſagte ſein Freund zu ihm, nachdem er ihm bis ans Ende zugehöret hatte, ohne ins Wort zu fallen: Ich beklage euch bey eurem Ueberfluſſe, es wird euch nicht wenig Mühe koſten, bey ſo vielen Dingen eine Wahl zu treffen. Eure Einbildungskraft giebt eurer Urtheilungskraft viel zu ſchaffen.

XVIII.

Die Zweydeutigkeit der Wörter iſt oft eine Qvelle der Streitigkeiten, ſo gar unter verſtändigen Leuten; ich habe zum Exempel geſehen, daß man ſich über dieſe Frage ſtritt: welcher unter beyden der natürlichſte wäre, Corneille oder Racine? Der eine behauptete, Racine ſey es, der andere, es ſey Corneille, und ſie hatten in verſchiedener Abſicht alle beyde recht. Corneille iſt natürlicher, als Racine, in dem Verſtande, weil er mit wenigerm Fleiße, weniger Mühe und mehrer Nachläßigkeit geſchrieben. Er ſinnt mehr auf die Gedanken, als den Ausdruck; er iſt mehr beſchäfftiget mit den Sachen, als mit der Schreibart, und mit dem Ganzen ſeines Werkes als mit den unterſchiedenen Theilen; er denket vielmehr darauf, es gut zu machen, als zu gefallen; er folget ſeinem Naturelle, und ſuchet ſich nicht nach dem Geſchmacke des Volkes und der meiſten zu richten. Auf der andern Seite iſt Racine natürlicher, als Corneille, in dem Verſtande, weil er ſich mehr gleich iſt, und alles mehr zuſammen hängt, ſich nicht zwingt, nichts zu hoch treibt, gemeiniglich die Wörter in ihrem eigentlichen Verſtande braucht, ſich vor der falſchen Scharfſinnigkeit und dem ſchwülſtigen Weſen hütet, und mehr für jedermann iſt, als Corneille. Dieſer denkt und drückt ſich oft auf eine Art aus, welche etwas trotziges, verwegnes, und wenn man ſo ſagen kann, abweichendes an ſich hat. Racine iſt allezeit zierlich, allezeit regelmäßig, allezeit ordentlich. Dahero wird ein Verfaſſer, der nicht ſo viel Aufſehn macht, und nicht ſo ſonderbar iſt, als der erſte, nicht ſo rein, und nicht ſo ausgemuſtert iſt, als der andere, vielleicht natürlicher als beyde zu ſeyn ſcheinen. So iſt zum Exempel Homer

beſchaffen; er iſt der natürlichſte von allen guten Poeten, er iſt es gar noch weit mehr als Virgil, der wie Racine ein wenig zu mühſam, zu behutſam und ein allzugroſſer Freund der gröſten Richtigkeit iſt. Wenn ich im übrigen die Frage von unſern zween franzöſiſchen Poeten entſcheiden ſollte: ſo würde ich ſie nach der gemeinen Meynung, zum Beſten des Racine entſcheiden. Er iſt natürlicher, als Corneille, wenn man dieſes Wort in der gewöhnlichen Bedeutung nimmt. Der falſche Glanz, die gekünſtelten Gegenſätze, die ausſchweifenden Vergröſſerungen ſind nicht ſo häufig, als in den erſten Stücken des Corneille, an ſtatt da des Racine ſeine alle mit einer Richtigkeit geſchrieben ſind, die man faſt überall antrifft; dahero könnte man noch ſagen: daß wenn Corneille nicht natürlich iſt, er es weit weniger ſey, als Racine, daß er es aber auch weit mehr iſt, wenn er es iſt. Zuweilen iſt er es zu viel, ich muß es geſtehen, die ſchwülſtige und die nachläßige Schreibart wechſeln bey ihm ab. Hingegen muß man auch in ſeinen Schriften die ſchönſten Muſter der unvergleichlichen Abbildungen in der Vereinigung des Großen und Ungekünſtelten, des Natürlichen und Edlen ſuchen. Ein Zeugniß davon iſt das: **Er ſterbe**, des alten Horaz; das **Ich** der Medea und viel andere ſolche Stellen, deren ſich der Leſer ohne Zweifel erinnern wird. Racine hat nichts, das ſo ſtark wäre.

Wir wollen ſehen, ob es möglich iſt, dieſe Materie ins Licht zu ſetzen, und durch einige Exempel die unterſchiedene Bedeutung anzeigen, in welchen man das Wort natürlich zu nehmen pflegt. Alle kommen darinnen überein, daß die Verſe des Deſpreaux nicht ſo natürlich ſind, als des Racine ſeine; das heißt, ſie ſind nicht ſo

ſanfte

ſanfte, ſo leichte, ſo flieſſend. Denn man ſagt nicht, ſie wären zu gekünſtelt; man träfe darinnen eine falſche Scharfſinnigkeit, Wortſpiele, oder gar zu viel Verſtand an. Man findet daſelbſt viel Arbeit, aber keine Art eines gekünſtelten Weſens. Die Schreibart des Herrn Boſſuet, ſo unvergleichlich ſie auch wegen der Stärke und des Hohen iſt, das ſeinen Caracter ausmachet, hat doch zuweilen, ich weis nicht was hartes, ängſtliches, gezwungenes an ſich. Dem Herrn Flechier hat man allezeit einer Künſteley, einer allzuweitgeſuchten Richtigkeit und Zierlichkeit beſchuldiget. Herr Fenelon iſt von dieſen beyden Fehlern gleich entfernet, ſeine Schreibart iſt ſinnreich, prächtig und fein, dabey aber frey, leicht und angenehm. Es iſt ſchade, daß ſie zuweilen etwas zu weitläuftig iſt.

Dieſes wird ohne Zweifel genug ſeyn, den Leſer in den Stand zu ſetzen, meine Grundſätze bey den alten und neuen guten Bücherſchreibern anzuwenden. Dasjenige, was er vielleicht nur verwirrt empfunden hat, deutlich zu erkennen. Ich will ſagen, warum uns das Natürliche gefällt, worinnen es beſtehet, und auf wie vielerley Art man ſich in den Fehlern zu viel oder zu wenig davon entfernen kann.

Vom Verſtande.

I.

Es iſt kein Menſch, der nicht Verſtand haben und der nicht zu etwas fähig ſeyn ſollte. Es iſt kein Menſch,

dem es nicht am Verſtande fehlen, und der zu allen fähig ſeyn ſollte. Dieſes ſoll den einen beſcheiden machen, dem andern Vertrauen und Muth geben.

II.

Es giebt mehr Leute, welche aus Mangel der Auferziehung, aus Mangel der Gelegenheit ihre natürlichen Gaben zu üben, oder ſo gar aus Faulheit, das nicht ſind, was ſie hätten ſeyn können; als es ſolche giebt, welche ſich aus einem Vorurtheile einbilden, dasjenige zu ſeyn, was ſie nicht ſind, und folglich Stellen einnehmen, oder ſich mit Dingen beſchäfftigen, darzu ſie nicht fähig ſind.

Ich weis nicht, ob es auch ſo wahr iſt, als man es öfters ſagt, daß das wahre Naturell alle Schwierigkeiten der Geburt, der Auferziehung, des Glückes überwinde, und daß ein Menſch, der mit vieler Geſchicklichkeit zur Poeſie, zur Malerey, und ſo ferner gebohren iſt, ein großer Poet und großer Maler werden wird, und ſo weiter. Es giebt ohne Zweifel viel Exempel, welche dieſer Meynung dem Anſehen nach zu ſtatten kommen; ſie ſind berühmt, und man weis es. Die gegenſeitigen Exempel aber ſind unbekannt; und wenn man ſie wüßte, ſo würde man vielleicht finden, daß ſie in einer weit größern Zahl vorhanden wären.

Wenn der Verſtand was ſeltenes iſt, ſo kömmts daher, daß alle diejenigen, welche dazu gebohren ſind, ihn nicht haben.

Wenn es erlaubt wäre, das Geiſtliche bey dem Weltlichen anzubringen, ſo würde ich in dieſem Falle, wie in der Abſicht zur Seeligkeit ſagen: viele ſind beruffen, und wenige erwählt.

Es

Es iſt mit den natürlichen Gaben, wie mit dem Golde und Edelgeſteinen; wir genießen nicht alles das, was von dergleichen Sachen da iſt; die meiſten natürlichen Gaben bleiben in unbekannten Menſchen begraben, wie die Diamanten in den Minen, wo ſie die Natur gebildet hat.

III.

In der einen Geſellſchaft ſage ich, der Herr N. hat Verſtand, in der andern ſpreche ich, er hat keinen, ohne daß ich mir widerſpreche, ohne daß ich lüge, ohne daß ich diejenigen betrüge, mit welchen ich rede. Ich würde ſie vielmehr betrügen, wenn ich anders mit ihnen ſpräche. Sie haben nicht alle einerley Begriff von einem Menſchen, der Verſtand hat. Sie nehmen dieſe Wörter in ſehr unterſchiedener Bedeutung; ich muß mich alſo nach ihrem Wörterbuche richten, wenn ich will, daß ſie mich verſtehen ſollen.

Sie ſind wohl vielleicht über die allgemeine Erklärung des Wortes Verſtand und über die Eigenſchaften, welche zu einem Menſchen, der Verſtand hat, gehören, eins. Sie kommen nur nicht in dem Grade mit einander überein, in welchem man dieſe Eigenſchaften beſitzen muß, wenn man dieſen Titel verdienen will. Einer fodert viel, der andere wenig, nachdem ſie ſelbſt, oder diejenigen, mit welchen ſie umgehen, viel oder wenig Verſtand haben. Die Erkänntniß der Vollkommenheit macht es nur, daß wir an dem Mittelmäßigen keinen Geſchmack finden, und man urtheilet von beyden nur nach der Vergleichung. Alle Größen beziehen ſich auf etwas, die geiſtlichen Größen ſowohl, als die materialiſchen.

IV.

Die Perſonen, welche am wenigſten fähig ſind, unterrichtet

terrichtet zu werden, ſind diejenigen, welche wenig Verſtand und zugleich viel Lebhaftigkeit haben. Die ſchweren und lüſtern Narren, diejenigen, welche man dumm nennt, ſind am fähigſten, fleißig zu ſeyn; ſie hören zum wenigſten, was man ihnen ſagt; ſie überlegen es hernach nach ihrem Maaße, und ſammlen alſo nach und nach ſolche Meynungen und Sätze, die ihnen bey Gelegenheit dienen, ihre Urtheile darnach einzurichten. Die Narren von der erſten Art, die wilden und däniſchen Narren ſind die größten Narren unter allen, oder zum wenigſten ſolche Narren, die man gar nicht zu rechte bringt. Das geringe Maaß ihres Verſtandes macht, daß ſie nichts von ſich ſelbſt hervorbringen können. Ihre ungemeine Lebhaftigkeit macht, daß ſie nichts lernen können.

Es iſt nicht ſo ſchwer, einen eingeſchränkten Verſtand zu erweitern, als einen verderbten Verſtand zu rechte zu bringen.

V.

Es giebt Leute vom vortrefflichen Verſtande, die fähig ſind, zu erfinden, zu entdecken, und ihre Entdeckungen ſo weit zu treiben, als ſie nur getrieben werden können. Es giebt auch andere, die nur eine halbe Einſicht haben, verwirrte und eingeſchränkte Begriffe, unter welchen aber doch etwas wahres und was neues anzutreffen iſt. Noch andere, die zu dieſer halben Einſicht und jedem wahrhaften neuen Begriffe unfähig ſind, beſitzen aber doch dieſe Fähigkeit, die, welche man ihnen mitgetheilet hat, in ein größeres Licht, und in eine größere Vollkommenheit zu ſetzen. Einige Zeilen, welche ſie in einem Buche antreffen, das wenig bekannt iſt, und es auch nicht verdienet zu ſeyn, und welches ein anderer ohne Nachdenken

denken würde geleſen haben. Ein Satz, welcher von ohngefehr im Geſpräche vorkömmt, und welchen ſich niemand die Mühe genommen hat zu beobachten; kurz, der geringſte Anfang der Gedanken iſt für ſie eine reiche Qvelle ſowohl ſinnreicher als gründlicher Gedanken. Dieſes wenige iſt ihnen ſchon genug geweſen, ſie auf den Weg zu bringen, nachzudenken. Es war ihnen aber auch nöthig, und ſie würden niemals etwas von ſich ſelbſt gedacht haben. Es giebt in der Welt viel Leute von dieſer Art des Verſtandes, und die Republik der Gelehrten iſt ihnen eben ſo viel Dank ſchuldig, als den gröſten Geiſtern.

Das Erdreich, welches zur Zeugung und Hervorbringung gewiſſer Pflanzen ſehr gut iſt, dienet nicht allezeit zu ihrem Wachsthume. Wenn man will, daß ſie gerathen und gut fortkommen, ſo muß man ſie anderswohin verſetzen. So iſt es auch mit vielen andern guten Gedanken beſchaffen, ſie würden in dem Verſtande, wo ſie entſtanden ſind, verderben, wenn ſie nicht in einen andern gekommen wären.

VI.

Man hält diejenigen Werke, deren Hauptabſicht iſt, vielmehr zu gefallen, als zu unterrichten, vielmehr das Herz zu rühren, als die Erkenntniß zu befördern, für nichtswürdig und geringe, und in gewiſſem Verſtande hat man auch recht. Unterdeſſen lernen diejenigen viel daraus, welche ſie mit Nachdenken leſen. Man kann die theatraliſchen Stücke, die Romanen auf eine gewiſſe Art leſen, welche macht, daß ſich, ſo zu reden, die Natur dieſer Werke ganz verändert. Unter den Händen eines philoſophiſchen Leſers werden philoſophiſche Bücher daraus; ſie machen, daß er empfindet und denkt. Wenn er

denen Empfindungen nachdenket, die ſie in ihm erwecken, wenn er die Urſachen ſeines Vergnügens ſuchet, ſo lernet er eigentlich die Kunſt erkennen, welche man angewendet hat, ihm zu gefallen, und was noch weit wichtiger iſt, er lernet ſich ſelbſt erkennen, er lernet den Menſchen erkennen.

VII.

Der Verſtand iſt veränderlich, und ſonderlich dieſes Vermögen des Verſtandes, welches man die Einbildung nennet, und ergötzende Schriften verfertiget. Man muß es nicht zwingen; man muß nicht mehr von ihm fordern, als es geben will. Auſſerdem daß der Zwang, welchen man ſich in dieſer Zeit der Unfruchtbarkeit anthut, faſt allezeit vergebens iſt, ſo iſt er auch über dieſes für die Geſundheit ſehr gefährlich, und kann endlich eine ſolche Erſchöpfung zu wege bringen, daraus ein völliges Unvermögen zu denken entſtehet. Wie viel gelehrte Leute haben, ſo zu reden, als Verſchwender ihres Verſtandes keinen mehr, da ſie ſich angeſtrengt, denſelben zu haben.

Meine Schriften haben mich niemals viel Mühe gekoſtet, ſagte ein gewiſſer Mann zu mir, der uns viel ſchönes geliefert hatte, ich zwinge mich nicht zur Arbeit, wenn ich merke, daß ich nicht Luſt dazu habe; die Gedanken, welche mir einfallen, geben mir die Feder in die Hand, wenn ſie aufhören, lege ich ſie wieder hin. Und bey mir heißt das Schöne ſuchen ſo viel, als erwarten.

Es giebt Leute, die viel Verſtand haben, welche aber wegen ihrer zärtlichen Leibesbeſchaffenheit zu gleicher Zeit nicht ſonderlich fähig ſind, fleißig zu ſeyn. Eine Arbeit von zwoen Stunden erſchöpft ſie, und nimmt ihnen die Hälfte ihres Verſtandes weg. Wenn ſie fortfahren wollten, ohngeachtet dieſer Erſchöpfung etwas zu verfertigen,

ſo

ſo würde dasjenige, was ſie vorbringen, nothwendiger Weiſe von ihrer Schwachheit zeugen. Dieſes iſt ohne Zweifel eine Urſache von den ungleichen Stellen, welche man in einigen Büchern, in einigen Stücken der Beredſamkeit und Poeſie antrifft, ja ſo gar des Unterſcheids, welches ſich zuweilen unter den Büchern, unter den Stücken eines Verfaſſers findet. Dieſe Stücke ſind nicht alle, oder nicht überall von gleicher Stärke, weil ihr Verfaſſer in ſolchen Zeiten daran gearbeitet hat, wo er von ſich ſelbſt unterſchieden war. Man glaubt mit Rechte zwo Hände daran zu erkennen, und ſie ſind in der That doch das Werk einer Perſon, obgleich nicht das Werk einerley Verſtandes.

VIII.

Wenn man auf einer Seite, den ungelehrteſten und gelehrteſten unter allen Menſchen, auf der andern Seite, einen Weltmann, der viel Verſtand hat, und einen andern der keinen hat, gegen einander halten will, ſo finde ich, daß der Menſch, der Verſtand hat, einen Narren am Verſtande weiter übertrifft, als ein Gelehrter einen Ungelehrten an der Wiſſenſchaft. Außer dieſen iſt der Unterſcheid eines Menſchen, der Verſtand hat, und eines Narren, weit vortrefflicher und ſchätzbarer, als der Unterſcheid zwiſchen einem Gelehrten und Ungelehrten. Jedoch iſt dieſer Unterſcheid weit ſichtbarlicher und empfindlicher, als der andere. Es iſt leichte zu ſagen, worinnen er beſtehet, der Gelehrte verſtehet die Sprache, die Hiſtorie, und die Mathematik, und ſo weiter; der Unwiſſende weis von allen dieſen nichts, und erkennet ſeine Unwiſſenheit. Daher kömmt die zu weit getriebene Bewunderung der Gelehrten bey dem gemeinen Volke.

Die Unwiſſenheit erkennet ſich ſelbſt durch ſich ſelbſt; daß man aber keinen Verſtand habe, erkennet man nur daher, weil man Verſtand hat; die gröẞte Dummheit kennet ſich nicht. Der Unwiſſende urtheilet weit günſtiger von den Gelehrten, als der Narr urtheilet von einem Menſchen, der Verſtand hat. Unſere Unwiſſenheit ſtellet uns gemeiniglich die Wiſſenſchaft anderer ſehr groß vor, an ſtatt, daß unſere Narrheit bey uns ihren Verſtand verringert. Man nimmt den Verſtand bey andern wahr, nachdem man ſelbſt Verſtand hat.

Die meiſten Narren glauben auf das wenigſte nur unwiſſend zu ſeyn.

IX.

Die gröẞte Hinderniß an der Erkenntniß der Wahrheit iſt nicht ſo wohl die Schwachheit des Verſtandes, als vielmehr die Gemüthsbeſchaffenheit, die Leidenſchaften, die Vorurtheile. Ein Menſch iſt im Irrthum; ihr ſucht ihn davon zu befreyen; ihr ſprecht mit ihm, und eure Vorſtellungen ſind ungekünſtelt, klar, deutlich; unterdeſſen giebt er ſich nicht, er iſt nicht einmal zweifelhaftig gemacht worden, es ſcheint, als wenn er euch nicht verſtünde; ihr erſtaunet darüber, und brecht in dieſe Worte aus: Hat dieſer Menſch nicht einen irrigen Verſtand, iſt er nicht dumm! oder ihr meynet wohl gar, er habe ein böſes Gemüthe. Ihr betrügt euch, und wenn ihr die wahre Urſache des Eigenſinns eines ſolchen Menſchen entdecken wollt, ſo ſprecht nur von andern Sachen mit ihm, erwehlt darzu die tiefſinnigſten und allernachdenklichſten Materien, brauchet die feineſten und verwirrſten Vernunftſchlüſſe darzu; man wird euch in allen verſtehen; man wird euch deswegen loben; man wird fragen, wie

es

es möglich ſey, daß Leute eine andere Meynung haben können, die derjenigen, von welcher ihr den Beweis gegeben habt, zuwider ſey. Alsdenn werdet ihr ſehen, daß derjenige Verſtand hat, welcher vor einem Augenblicke keinen zu haben ſchien. Das heißt, man hat deſſen allezeit genug, wenn man denjenigen ganz gebrauchen kann, den man hat. Dieſe Eigennſchaft alſo, welche macht, daß man gemeiniglich ein rechtes Urtheil fället, iſt nicht eine bloße Eigenſchaft des Verſtandes; ſie iſt nur eine Wirkung der Einſicht und Gröſſe des Verſtandes. Sie iſt ſo gar eine Folge und Abſtammung deſſen, was man eigentlich den Caracter nennet. Die ſcharfſinigſten und gröſten Geiſter ſind nicht allezeit die richtigſten; man trifft dieſes zuweilen mehr in einem Menſchen von mittelmäßigem Verſtande an, der aber ohne Leidenſchaft und Heftigkeit iſt, und eine ſanfte und gemäßigte Gemüthsart hat.

X.

Herr N. hat ungemein viel Verſtand und Gelehrſamkeit, aber zu gleicher Zeit iſt er ein Menſch, der ungemein ſehr widerſpricht, weil er voller Heftigkeit und Eitelkeit iſt. Daraus entſteht die gröbſte Unartigkeit, und zuweilen gar die ſehr weit getriebene Ausſchweifung. Er redet nur mit Gelaſſenheit und Vernunft, wenn er zuerſt redet; denn das iſt noch nicht genug, daß man ihm nicht wiederſpricht, man hat eben ſo viel Ungelegenheit davon, wenn man ſeiner Meynung iſt, als wenn man es nicht iſt; er verläßt und ſtreitet wider die Meynung, welche er erſt behauptete, ſo bald ſie ein anderer annimmt. Man iſt alſo gar nicht ſicher dabey, als bis man ihm gar nichts antwortet. Dann ſchweigt er, das iſt wahr, und man iſt alsbald des Vergnügens beraubet, ihn zu hören, weil

er ſelber nichts zu reden weis, als in ſo weit man mit ihm ſpricht und ſtreitet.

XI.

Ein Menſch, der Verſtand hat, giebt nicht leicht nach, oder vielmehr er iſt ſehr empfindlich, und gewiſſer maßen nimmt er es übel; er ſieht, was er dabey verliehrt, er bemüht ſich zum wenigſten nicht dafür angeſehen zu werden, er verſtellt ſich. Ein Narr hingegen tadelt alles, und billiget nichts, und ſtellet einen Eigenſinnigen vor, ohne es zu ſeyn; iſt das nicht die lächerlichſte Sache von der Welt?

Ein Narr ſagte viel übles von einer mittelmäßigen Schrift. Man antwortete ihm, ihr betriegt euch, mein Herr, nehmt euch nur in acht; dieſes Werk ſollte euch ſehr ſchön vorkommen.

Der Verſtand, der Geſchmack, die Gelehrſamkeit machen die Leute nicht ſo eigenſinnig, als das Naturell, die Eitelkeit, die Bosheit.

Im übrigen werden die Thoren niemals die Meynung haben, zu thun, als wenn ſie für eigenſinnig wollten angeſehen ſeyn, wenn nicht die meiſten Leute, welche Verſtand haben, ſo wären. Alſo ſind ſie ſo, und es iſt ſehr natürlich, daß ſie ſo ſind, zum Exempel, zu unſern Zeiten iſt man ſehr eigenſinnig und ekelhaft, und dieſes müßte ſo ſeyn, wenn auch keine Eitelkeit und Bosheit in der Welt wäre. Das iſt eine unumgängliche Wirkung der vielen guten Schriften, welche ohngefehr ſeit hundert Jahren die gelehrte Welt reich gemacht haben, und den ſchönſten Theil ihrer Schätze ausmachen. Da wir nun durch dieſe Schriften aufgekläret ſind: ſo kennen wir, und empfinden weit lebhafter die Fehler derjenigen, welche

heut zu Tage zum Vorſcheine kommen; wir kennen auch hierinnen die Schönheiten beſſer; weil wir aber zu ſolchen gewöhnt worden, die eben ſo ſind, oder auch gar noch zu größern, ſo werden wir auch noch weniger davon gerühret. Unſere Väter konnten das Vergnügen im Leſen haben. Nach einer ſo ſtrengen Faſten, wo ich ſo ſagen kann, ſitzen ſie faſt auf einmal vor einer Tafel, die mit der beſten Koſt angefüllet iſt. Wenn wir ihnen in dieſem Stücke gleich kommen ſollten, ſo müßte man uns anitzo ſolche Werke geben, welche diejenigen, die wir ſchon haben, weit übertreffen. Unſere Zeit müßte die vergangne Zeit ſo viel übertreffen, als dieſe die vorhergehenden übertroffen hat; dieſes aber iſt vielleicht unmöglich.

Die beſten Kenner der Wiſſenſchaften machen die beſten Richter. Ihre Schriften erleuchten ihren Verſtand, und bringen ihnen den rechten Geſchmack bey. Wiederum machen auch die guten Richter die größten Kenner der Wiſſenſchaften. Der koſtbare Ruhm, womit ſie ihre natürliche Geſchicklichkeit vergelten, ſchließet ſie auf, und bringet ſie allenthalben, wo ſie iſt, in Bewegung. Wenn aber die Kenner nichts mehr loben, und alles tadeln, weil ſie durch die Menge der guten Schriften den Geſchmack verlohren haben, oder allzuzärtlich geworden ſind; wenn die Narren eben das thun, damit ſie für Kenner möchten angeſehen ſeyn, ſo findet man alsdenn ſelten Leute, die etwas Gutes machen. Die natürliche Geſchicklichkeit wird matt, und verfällt, ſo bald ſie nicht durch einen zureichenden Bewegungsgrund erwecket wird. Und dahero kömmt es, daß bey dem Ueberfluſſe guter Dinge natürlicher Weiſe ein Mangel entſtehen muß.

Ein

Ein gewiſſer Bücherſchreiber würde weit höher geſchätzet werden, als er es iſt, wenn er nur halb ſo viel Bücher gemacht, als er geſchrieben; nicht als wenn ſie nicht beynahe gleich gut wären, ſondern weil ihrer zu viel ſind; ſie folgen ſo geſchwind auf einander, man iſt dadurch geſättiget worden, das Vergnügen nimmt ab, und man ſchließt daraus, daß die Werke ihren Werth verliehren. Vorhero bildete man ſich ein, ſie koſteten ihrem Verfaſſer viel Mühe, und dieſes erhöhete auch ihren Werth ſehr; weil er aber deren ſo viel macht, ſo iſt es klar, daß ſie ihm leicht ankommen. Er hat ſich durch das verringert, was ſeinen Ruhm erhöhen ſollte.

XII.

Man trifft bey den Bücherſchreibern natürliche Geſchicklichkeit, beſondere Ausdrückungen, neue Einfälle an; einige Redensarten ſind aus Wörtern zuſammen geſetzt, die man nicht gemeiniglich bey einander antrifft, und nicht ſcheinen für einander gemacht zu ſeyn. Was iſt das für eine verwirrte Schreibart, rufft ein Bücherrichter aus! Was iſt das für eine wunderbare Sprache! das iſt nicht franzöſiſch! ſo ſpricht man nicht. Ich antwortete einem ſolchen Richter: wenn man ſo nicht ſpräche, ſo wäre es zu wünſchen, daß man ſo ſpräche, weil dieſes nett abgepaßt, lebhaft, kräftig iſt. Und ſo ſind die meiſten Ausdrückungen, die meiſten Redensarten beſchaffen, welche man in einigen neuen Schriften getadelt hat; ſie drücken die Begriffe derjenigen, welche ſie gebraucht haben, ſehr wohl aus; ſie bringen dieſelbe in die Seele des Leſers, mit eben der Kraft und Lebhaftigkeit, welche ſie in der Seele des Verfaſſers zu eben der Zeit hatten, als er ſie ſchrieb. Ich habe Leute, die Verſtand hatten, dabey gute

gute, ehrliche Leute waren, gekannt, welchen dieſe Redensarten ein wenig anſtößig waren, weil ſie ihnen ſonderbar und nicht allzufranzöſiſch vorkamen; ich habe geſehen, ſage ich, daß ſie verſuchten, dieſelben zu verändern, und weit beſſer überlegte, und nicht ſo verwegne an ihre Stelle zu ſetzen. Sie erkannten aber gar bald, daß dieſe Verbeſſerung der Sprache nicht anders als zum Nachtheile der Sache ſelbſt geſchehen könnte; und wenn ſie auch machten, daß ein Verfaſſer beſſer redete, ſo machten ſie auch nothwendig, daß er weniger dächte; und dieſes Geſtändniß iſt die Vertheidigung oder vielmehr die Lobeserhebung der getadelten Bücherſchreiber; und kurz: ſo bald man im Tadeln doch verbunden iſt zu geſtehen, es wäre zu wünſchen, daß man dasjenige, was man tadelt, ſagen könnte; ſo ſchlieſſe ich ganz kühnlich daraus, daß man es hat ſagen ſollen.

Wo man nach den Grundſätzen gewiſſer Bücherſchreiber urtheilen darf, ſo hat man groß Unrecht, daß man aus der Schreibart des Montaigne ſo viel Werks macht, und ſie für ſo angenehme hält. Montaigne redet eine wunderliche Sprache, ſo gar der Zeit nach, worinnen er lebete. So gar diejenigen, die zu ſeiner Zeit lebten, haben es ihm vorgeworfen. Er achtete ſeine Sprache nicht; er unterſtund ſich damit, wie mit der ſeinigen umzugehen. Er überſchritt ohne Bedenken die Gränzen des Gebrauchs. Das iſt ein ſehr leichtes Mittel, alles zu ſagen, was man will. Wer ſollte bey ſolchen Umſtänden nicht Verſtand haben, wenn er nur wollte?

XIII.

Wir urtheilen allemal von einem Werke, deſſen Verfaſſer wir von Perſon kennen, ein wenig anders, als wir

urtheilen würden, wenn er uns unbekannt wäre. Ohne daß es aus dem Vorurtheile kömmt, welches aus der Freundſchaft oder dem Haße entſtehen könnte, ſo macht dieſer Umgang mit dem Verfaßer eines Werks, daß wir gemeiniglich Schönheiten oder Fehler wahrnehmen, welche wir ohne dieſes nicht da ſehen würden.

Den meiſten Verfaſſern würde es nicht vortheilhaftig ſeyn, wenn ſie ihren Leſern bekannt wären.

Die Freunde des Verfaſſers ſchätzen nicht allezeit ſein Werk am höchſten.

Wenn ein gewißer Mann, ſagte jemand zu mir, ein Buch machen würde, welches mir ſelbſt gut zu ſeyn ſchiene, ſo würde ich viel eher glauben, daß ich mich betröge, als dafür halten, daß das Buch wirklich gut ſey.

Der Herr * * * ſprach mit mir von einem gewiſſen Buche mit vielen Lobeserhebungen: zwey Tage darauf ſprach er mit vieler Verachtung davon; er hatte unter der Zeit den Verfaſſer geſehen.

XIV.

Wir ſehen einen Menſchen zum erſten mal, ſein Umgang entzückt uns, es ſcheint, als habe er ungemein viel Verſtand, da er doch nichts als ſolche Dinge geſagt, auf welche wir bey denjenigen, mit welchen wir umzugehen pflegen, nicht würden gemerkt haben.

In der Hochachtung und Freundſchaft, auch ſo gar in der Liebe, giebt es viele kleine flüchtige Unbeſtändigkeiten, bey welchen man nicht thun muß, als wenn man ſie merkte.

XV.

Ein gewiſſer Mann ſagte zu dem andern, ich weis, was ihr werth ſeyd, und ihr wiſſet nicht, was ich werth bin.

bin. Der erſte war ein Mann, der Verſtand und Geſchmack hatte, der andere, der viel Einbildungskraft und natürliche Geſchicklichkeit hatte.

Alle diejenigen, welche Verſtand haben, ſind keine guten Richter in Dingen des Verſtandes. Es würde kein kleiner Ruhm ſeyn, wenn man von einem ſagte: Er finde an allen Verſtand, die welchen beſitzen. Ein Menſch, der Verſtand hat, kann von andern für einen Narren gehalten werden, nicht nur von einem Narren, ſondern auch von einem andern Menſchen, der Verſtand hat, ohne daß ſich die Leidenſchaften darein mengen dürfen.

XVI.

Die ſchönſten Erfindungen hat man meiſtentheils dem Glücke zu danken. Man findet ſie nicht, man trifft ſie nur an, das iſt noch viel, wenn man ſie antrifft, zum wenigſten muß man gute Augen darzu haben. Ein Narr trifft ſie oft vergebens an; er iſt dem Hahn in der Fabel gleich, er ſieht, er berührt eine koſtbare Sache, und aus Mangel der Erkenntniß läßt er ſie liegen.

Das Glücke bringet uns zuweilen gewiſſe Dinge zu Geſichte, welche, wenn ſie ein verſtändiger Menſch geſehen hätte, Gelegenheit würden gegeben haben, daß er manche glückliche Entdeckung dabey gemacht hätte.

Zuweilen ſuchet ein verſtändiger Menſch eine Sache, und findet dabey eine andere, und man ſaget, er habe ſie von ohngefehr gefunden: allein weil er auf dem Wege war, der dahin führet, und weil er, ob gleich in einer andern Abſicht, alles gethan hat, was man thun mußte, ſie zu finden, ſo iſt es, wie man ganz wohl angemerkt hat,

nur ein halbes Glücke, welches bey nahe nichts von dem Ruhme des Erfinders wegnimmt. *

Was die Entdeckungen betrifft, die der Entdeckung des Indianers gleich ſind, welcher, wie man ſagt, die Mienen in Peru entdeckte, als er einen Baum aus der Erde riß, der an eine von dieſen Mienen angewachſen war, ſo kann man ohne die geringſte Einſchränkung ſagen, das Glücke habe allein Theil daran. Solcher Entdeckungen aber giebt es viel.

XVII.

Die Dinge zu ergründen und zu erſchöpfen iſt eine ſeltene Gabe, imgleichen alle Sachen auf allen Seiten einzuſehen, den Unterſcheid zu bemerken, welcher unter den Dingen iſt, die einander ähnlich zu ſeyn ſcheinen, und die Verhältniße, welche unter denjenigen zu finden ſind, die ſehr unterſchieden zu ſeyn ſcheinen. So ſchätzbar indeſſen dieſe Gabe an ſich ſelbſt iſt, ſo muß man ſich derſelben nicht ſo ſehr überlaſſen. Man kann in zweene große Fehler gerathen. Zuweilen erwegt man die Sache allzuſehr, und wird dadurch verdrüßlich; zuweilen treibt man es zu hoch, und wird dadurch ſehr unverſtändlich.

XVIII.

Die Eigenſchaften des Herzens, welche wir in andern am meiſten zu finden verlangen, und welche wir da am meiſten ſchmecken, ſind diejenigen, welche wir ſelbſten nicht haben. Bey den Eigenſchaften des Verſtandes hingegen iſt es ganz anders. Wir lieben und ſchmecken hauptſächlich an andern diejenigen, die wir mit ihnen gemein haben.

Der-

* Siehe die Vorrede des P. Caſtell zu des Herrn Stone Buch von Auflöſung des unendlich Kleinen.

Derjenige, welcher einen richtigen und feinen Verſtand hat, wird einen von ſolcher Art mehr lieben, und mehr Geſchmack an ihm finden, als an einem Menſchen, der eine feurige und an Einfällen fruchtbare Einbildungskraft hat. Derjenige, der eine gute Einbildungskraft hat, wird ihm auf einige Augenblicke ein ſehr lebhaftes Vergnügen ſchaffen. Dahero wird er eine Freude haben, ihn von Zeit zu Zeit zu ſehen, vielleicht aber möchte er ihn nicht beſtändig um ſich ſehen. Der andere hingegen wird ihm zu allen Zeiten angenehm ſeyn. Er wird nicht lange Zeit ohne Verdruß von ihm entfernet ſeyn können, und ſich allezeit mit Luſt bey ihm finden.

Ich thue eine andere Frage, und verlange zu wiſſen: ob wir bey andern die Eigenſchaft des Verſtandes, welche wir haben, oder die wir uns zu haben ſchmeicheln, höher als diejenigen achten, die wir nicht haben? Anfangs ſcheinet es aus einem Betruge der Eigenliebe, es müſſe allezeit ſo ſeyn; auf der andern Seite aber iſt es natürlicher, daß man ſich aus dem, was man hat, weniger macht, als aus dem, was man nicht hat, und ich glaube, daß die Gleichgültigkeit, welche aus dem Beſitze entſtehet, und die neidiſche Hochachtung, welche aus dem Mangel entſtehet, ſich zuweilen ſo gar bis auf die Eigenſchaften des Verſtandes erſtrecken. Dahero treibet uns auf einer Seite die Eigenliebe an, nur die Eigenſchaften, welche wir beſitzen, hoch zu ſchätzen, oder ſie zum wenigſten andern vorzuziehen. Und auf der andern Seite macht der Beſitz, daß wir ſie vor unſern Augen dem Werthe nach herunter ſetzen. Hier ſind alſo zwo Urſachen, welche ſo zu reden gegen einander wirken, und die ſtärkſte überwindet. Diejenigen, in welchen die Eigenliebe nicht allzuſtark

und thätig iſt, räumen oft den Eigenſchaften, die ihnen fehlen, mehr Hochachtung ein, als denen, die ſie beſitzen, ſogar, wenn dieſe in der That weit ſchätzbarer ſind, als die andern, und das ſind die meiſten. Welche durch ihre Eigenliebe verblendet ſind, machen ſich nur aus denen Eigenſchaften etwas, welche ſie vermeynen zu haben. Niemand hat den Verſtand, als ſie und ihres Gleichen. Sie ſchätzen niemand ſo hoch, als ſich ſelbſt in andern.

Diejenigen, welche wir am meiſten hoch ſchätzen, ſind, überhaupt davon zu reden, die, welchen, wenn ich mich eines Ausdrucks bedienen darf, den ich anderswo angebracht habe, wir im Kleinen ähnlich ſind; das ſind eben diejenigen, in welchen wir die Eigenſchaft und die Art des Werthes, den wir ſelbſt haben, ſehen; in welchen aber dieſe Eigenſchaften und dieſer Werth nach unſerm Geſtändniße in einem weit höhern Grade anzutreffen ſind, als derjenige iſt, in welchen ſie ſich an uns befinden.

XIX.

Das Lächerliche iſt ſowohl weit einnehmender, als auch vielleicht weit gemeiner bey denjenigen, die Verſtand haben, als bey denjenigen, die keinen Verſtand haben. Zum wenigſten iſt ſo viel gewiß, daß es viel lächerliche Dinge giebt, welche ein gewiſſes Maaß des Witzes vorausſetzen, ob es gleich wahr iſt, daß es nur aus einem Mangel des Witzes herkömmt.

Ein vollkommner Narr iſt ein Menſch in allen einerley, und, wie man ſagt, aus einem Stücke gemacht; er iſt dasjenige, zu was ihn die Natur gemacht hat; er thut nicht, als wenn er was ſeyn wollte; er bildet ſich auch auf nichts etwas ein; er iſt eine bloße Maſchine, die ſich

ſo

ſo bewegt *, und folglich verdrüßlich, ſchwer, unangenehme iſt. Eigentlich aber zu reden, iſt er nicht lächerlich, oder zum wenigſten auslachenswürdig.

Der Dumme iſt weit lächerlicher, als der Narr.

Die Narren, welche gänzliche Narren ſind, und die Laſterhaften, deren Laſter die Redlichkeit angreifen, und der Geſellſchaft ſchaden, ſind keine guten Perſonen in ein Luſtſpiel. Bey jenen iſt es nicht der Mühe werth, daß man darüber lacht, dieſe würden hierdurch nicht gnug beſtraft werden, wenn man auch darüber lachen könnte. Der Narr verdient nur Verachtung oder Mitleiden. Der Laſterhafte, oder vielmehr das Laſter iſt haſſenswürdig. Allein der natürliche Gegenſtand der Spötterey und des Scherzens, ſind das Lächerliche, und die Fehler, welche man ſo oft bey witzigen Leuten antrifft; ſonderlich wenn dieſe Fehler und dieſes Lächerliche von einem üblen Gebrauche ihres Witzes, ihrer Gelehrſamkeit, ihrer natürlichen Gaben herkommen.

Man durchlaufe unſere beſten Comödien, welche eine Gemüthsart vorſtellen, ſo wird man ſehen, daß die Hauptperſon, welche man daſelbſt dem allgemeinen Gelächter preiß giebet, bey nahe allezeit ein witziger Menſch iſt, und bey welchen das Lächerliche meiſtentheiles von ſeinem Witze herkömmt.

Deswegen geſchieht es auch, daß man das Lächerliche nicht allzuſehr überhäufen muß. Wenn man es zu weit treibt, ſo kann man es mit Wahrſcheinlichkeit nicht mehr in einem Menſchen, der noch einigen Witz hat, vermuthen; und alsdenn finden ſeine Köpfe nicht mehr ſo viel Luſt daran.

Man

* La Bruyere.

Man hat angemerkt, daß man mit dem Don Quiſchott auf dem Schauplatze niemals recht fortgekommen iſt, ob er uns gleich in einem Buche, das ſeinen Namen führet, viel Luſt macht; nicht als wenn Don Quiſchott ſo, wie ihn Cervantes abgemalet hat, eine ſo gar unnatürliche erdichtete Perſon ſey. Dieſer gute Ritter iſt vielmehr ein Phantaſte als ein Narr. Ein Phantaſte aber kann ein Menſch ſeyn, der voller Witz iſt, und ſo gar in gewiſſer Abſicht voller Vernunft. Ich könnte davon gewiße Exempel anführen, ohne mich von unſerer Zeit zu entfernen. Die Gemüthsart des Don Quiſchott iſt alſo nach der größten Schärfe möglich. Sie iſt es für einen Roman zur Gnüge, aber nicht für ein Luſtſpiel, welches der Wahrſcheinlichkeit mehr unterworfen iſt, als ein Roman.

XX.

Es iſt für jeden Menſchen insbeſondere ein Vortheil, nicht viel Witz zu haben. Diejenigen, welche am wenigſten haben, ſind gemeiniglich die glückſeeligſten. Für alle Menſchen überhaupt iſt es ein Vortheil, daß nicht mehr Witz in der Welt iſt, als wirklich darinnen iſt; und vielleicht würde alles noch beßer gehen, wenn man weniger hätte. Das wichtigſte und nöthigſte, was hier geſchieht, geſchieht durch Leute, die wenig Witz haben. Die großen Geiſter wollen ſich nicht ſo tief herunter laſſen, und ſie würden es auch nicht ſo gut machen.

XXI.

Die Narren ſind argwöhniſch, und beſchuldigen gerne einen verſtändigen Menſchen des Hochmuths, und öfters nicht mit Unrecht. Zuweilen bürden ſie ihm dieſes Laſter ohne einigen Grund auf; aus einer übeln Abſicht, aus Bosheit und aus Eiferſucht. Sie ſuchen ſich wegen

eines

eines Verdienſtes zu rächen, welcher ihnen verhaßt iſt, indem ſie ihn auch andern verhaßt machen. Zuweilen iſt ihr Argwohn auf einen geringen Schein gegründet; ihre Anklage iſt aufrichtig, ob ſie gleich unbillig iſt. Ein witziger Menſch iſt faſt niemals nach dem Sinne der Narren; oder wenn er wie ſie denkt, geſchieht es aus andern Urſachen. Zuweilen verachtet oder tadelt er, was ſie hoch ſchätzen und billigen. Dieſe Aufführung aber hat einen Schein des Hochmuths, ſonderlich wenn ein witziger Menſch, der nach Beſchaffenheit ein Freund des Wahren und ein Feind des Falſchen iſt, ſeine Meynung mit allzu groſſer Freyheit und Lebhaftigkeit an den Tag legt.

Ich habe in Paris einen ſehr liebenswürdigen Menſchen gekennet, welcher auf dem Lande für einen hochmüthigen und eigenſinnigen Menſchen gehalten wurde, dem man niemals etwas recht machen konnte. Ich hatte ihn allzeit für was anders angeſehen. Seine andern Freunde und ich ſcherzten oft mit ihm, über ſeine große Gefälligkeit, alles zu billigen. Vor einiger Zeit kam er auf das Land, ſagte einer ſeiner Landsleute zu mir, man fragte ihn, was er von gewiſſen neuen Büchern hielte, welche dazumal der ganzen Stadt zum Zeitvertreibe dieneten. Er antwortete aus guter Aufrichtigkeit, ſie taugten nichts, und in Paris wollte es gar nicht damit fort. Dadurch that er ſich einen gewaltigen Schaden.

XXII.

Die Narren geben einem verſtändigen Menſchen viel Gelegenheit, ihnen zu widerſprechen, und ſie ſind gemeiniglich bey dem Widerſprechen ſo empfindlich, daß es ſehr ſchwer iſt, mit ihnen umzugehen, ohne ſie zu beleidigen, und ſich ihren Haß zuzuziehen.

Es iſt nicht genug, daß der Widerſpruch mit viel Sanftmuth und Höflichkeit gewürzt ſey, er muß auch ſehr ſelten geſchehen. Kömmt er zu ofte vor, ſo wird man es doch mit aller Gelindigkeit nicht verhindern können, daß man andere dadurch nicht beleidiget.

Ein verſtändiger Menſch ſollte einem Narren faſt niemals widerſprechen; er bringt ihn auf, ohne ihn zu beſſern. Der Narr verdienet es nicht, daß man ihm widerſpricht. Das Misfallen, welches das Geſpräche der Narren einem verſtändigen Menſchen verurſachet, iſt eine bloße Schwachheit.

XXIII.

Man will nicht gerne für dasjenige angeſehen werden, was man iſt, und verſtändige Leute ſehen helle; es iſt nicht leicht, ihnen ſeine Fehler zu verbergen, es iſt vergebens, wann ſie thun wollen, als ob ſie nicht ſehen. Man trauet ihrer Artigkeit nicht; man fürchtet ſich vor ihnen, und davon iſt bis zum Haß nur noch ein Schritt. Ihre Einſicht nennet man Hochmuth, man rechnet ihnen die Eigenſchaften ihres Verſtandes, als Laſter des Herzens an.

XXIV.

Die Narren ſind bey der Verachtung empfindlich; das iſt ganz natürlich. Sie ſind es gemeiniglich mehr, als verſtändige Leute; ſie müſſen es ſeyn. Die Wahrheit, wie man ſagt, iſt es, welche ſie beleidiget, ſie haſſen diejenigen, von welchen ſie verachtet werden, das iſt auch natürlich. Sie glauben leichte, daß man ſie verachte, ſie thun hierinnen recht, ſie rechnen dieſe vorgegebene Verachtung dem Hochmuthe zu, das iſt ſo wohl unbillig als närriſch.

XXV.

Ihr haſſet mich, Licas, und ich verdiene euren Haß. Ich habe mich nicht enthalten können, es euch merken zu laſſen, daß ich euch verachtete, nachdem ich euch lange Zeit geſchmeichelt, haben mir das Misfallen und der Verdruß endlich den Ausdruck meiner wahren Meynungen von euch mit Gewalt abgezwungen. Ich geſtehe es, daß ich unrecht habe; die Verachtung mag noch ſo gerecht ſeyn, ſo iſt es doch faſt allzeit ungerecht dieſelbe merken zu laſſen. Ich ſollte mehr Herr über mich ſeyn, und ich werde nicht aufhören, meine Schwachheit mir vorzuwerfen; ſehet alſo meine Reue, und nehmet meine Entſchuldigungen an; oder wenn dieß nicht genug iſt, und ihr ſeyd völlig entſchloſſen, euch zu rächen, ſo ſagt überall, daß ich ein unartiger Menſch ſey, nur ſaget nicht, ich ſey hochmüthig.

XXVI.

Die Narren lieben die verſtändigen Leute nicht, weil die verſtändigen Leute den Narren nicht hoch ſchätzen. Ein Narr könnte einen verſtändigen Menſchen lieben, wenn ein verſtändiger Menſch einen Narren hochſchätzen, oder ihm nur zum wenigſten die Meynung beybringen könnte, daß er ihn hochſchätzte. Das ſcheinet etwas leichtes zu ſeyn, und iſt es doch nicht allemal. Obgleich ein Narr verlangt, hochgeſchätzt zu werden, ſo glaubt er es doch nicht allemal ſo leichte, daß man ihn hochſchätzet; weil er in ſich ſelbſt gar wohl merket, daß er nicht Hochachtung verdienet.

Ich fragte einen, warum er nicht einen Menſchen, der viel Verdienſte hatte, liebte, der ihm doch viel Freundſchaft bezeigte. Ich verlange keine Freundſchaft von ihm,

gab er zur Antwort: Ich verlange bloß eine Hochachtung; er weis wohl, daß ich viel Hochachtung für ihn habe. Er iſt undankbar, doch wie es ſcheint, fuhr ich fort, ſo hat er auch viele für euch; und ich habe geſehen, daß er es euch merken läßt. Ich verlaſſe mich auf dieſe Merkmale nicht, erwiederte er, ich kenne ihn auswendig und inwendig, er glaubt, daß ich die Schmeicheley liebe, und er ſchmeichelt mir, er verbindet die Undankbarkeit mit der Schelmerey; allein ich bin in vielen Dingen ſo fein, als er.

Ein verſtändiger Menſch wird viel eher einen Narren lieben, als ein Narr einen verſtändigen; überhaupt liebt man den mehr, der unter uns iſt, als den, der über uns iſt, und dieſes iſt in allen Ständen wahr.

XXVII.

Ich treffe in einer Geſellſchaft einen Menſchen an, den ich nicht kenne, und ich höre, daß er mit einem höniſchen Geſichte ſagt, ein anderer, der mir gleichfalls unbekannt iſt, ſey ein hochmüthiger Menſch; wenn ich wetten ſollte, welcher von beyden den meiſten Verſtand hätte, ſo würde ich wetten, es wäre der Abweſende.

Der Hochmuth iſt ſehr gemein; eine von ſeinen vornehmſten Wirkungen aber iſt, zu machen, daß man ihn für gemeiner hält, als er iſt; indem man ihn zeiget, wo er nicht iſt.

Der Hochmuth iſt zuweilen noch einmal ſo verhaßt, je mehr er mit guten Eigenſchaften verbunden iſt.

XXVIII.

Einige verſtändige Leute, wie ich anderswo ſchon geſagt habe, reden wenig in Geſellſchaft, und man ſchreibt es oft dem Hochmuthe zu; ſie nehmen ſich nicht die Mühe,

ſagt

ſagt man, vor Leuten zu reden, von welchen ſie glauben, daß ſie es nicht verſtehen werden. Es iſt da kein Ruhm zu erwerben; zuweilen ſetzet man noch hinzu, ſchweigen ſie auch, weil ſie nichts ſchönes zu ſagen haben, und ſie wollten doch gerne allzeit ein Anſehn machen. Ich gebe es zu, daß dieſes Urtheil nicht allzeit unrecht iſt; zuweilen ſchweigt man bey gewiſſen Gelegenheiten, aus eben dem Grunde, warum man bey andern redet, nehmlich aus Eitelkeit. Man muß aber dieſe Regel nicht auf eine verwegene Art anwenden; und wie man nicht allezeit aus Eitelkeit etwas gutes zu ſagen ſucht, ſo geſchiehet es auch nicht aus Eitelkeit, daß man ſich nicht die Mühe nimmt, gemeine und mittelmäßige Dinge zu ſagen. Ein verſtändiger Menſch weis wohl, daß er ſich mit wenig Koſten in Verwunderung ſetzen könnte; allein der Beyfall anderer Leute ſchmeichelt ihm nicht, wenn er nicht ſeinen eigenen erhält. Er hat kein anderes Vergnügen zu reden, als nur in ſo ferne er gut redet, weil er nur das Gute liebt; er iſt vielmehr eigenſinnig, als eitel; kurz, er nimmt ſich nicht die Mühe, von gemeinen Dingen und übel abgefaßten und ſchlecht ausgedruckten Sachen zu reden, und dieſes aus eben dem Grunde, warum er leidet, wenn er ſie höret. Er fürchtet ſich, ſo zu ſagen, ſich ſelbſten eben ſo verdrüßlich zu fallen, als andern.

XXIX.

Wenn ich von einem ſagen hörte, er ſey der verſtändigſte, und dennoch der beliebteſte Menſch in ſeiner Stadt, ſo würde ich ſagen, derjenige, welchen man ein ſo ſchönes Lob giebt, ſey der einzige Menſch, und ich würde mir hohe Gedanken von ihm machen; ich würde mir auch von ſeinen Landesleuten eine gute Abbildung machen.

weil, was er auch redet, er doch andern keinen Schaden damit thut. Man mißt die Beleidigung nach dem Wehrte des Beleidigers ab.

XXXI.

In den Hauptſtädten und andern großen Städten findet man mehr Verſtand und weniger Redlichkeit, als in den Provinzen und kleinen Städten.

Das Maaß des Verſtandes kömmt meiſtentheils auf die Erziehung an, welche in den groſſen Städten beſſer als in den kleinen iſt. Die Auferziehung iſt nur eine Auswickelung, und alſo macht ſie unter denen, die gebohrne Narren ſind, keinen ſonderlichen Unterſcheid. Sie macht ihn aber deſto größer unter denen, die mit Verſtand gebohren ſind. Man findet unter zweenen Menſchen, die keine Auferziehung gehabt haben, und wovon der eine mit dem andern ohne Verſtand gebohren iſt, einen großen Unterſcheid, zum Exempel unter zween Bauren. Er entdeckt ſich aber noch weit mehr unter zween Menſchen, welche mit der glücklichen Bildung der Werkzeuge, die den Verſtand machet, gebohren ſind; wenn der eine Auferziehung gehabt, der andere nicht, oder zum wenigſten keine ſo gute.

Das Maaß des Verſtandes kömmt auch über dieſes auf die Uebung an, welche man mit ihm vornimmt, und ob man ſich viel oder wenig der Arbeit befleißiget. In groſſen Städten findet ſich alſo mehr Gelegenheit und Urſache, ſeinen Verſtand zu üben, und ſich auf ſolche Sachen zu legen, worzu man geſchickt iſt, als in kleinen Städten. Die Gelegenheit machet den Menſchen, oder entdecket ſowohl andern aus ihm ſelbſt, wozu er fähig iſt.

Ihrer

Ihrer viele, die mit Verſtand und Geſchicklichkeit gebohren ſind, verlaſſen die Provinz und begeben ſich in die Hauptſtadt.

Ja der Umgang, welchen die Menſchen unter einander haben, ändert ihre Vorurtheile, erweitert und vervielfältiget ihre Erkänntniß, ſchärfet ihren Fleiß, mit einem Worte, macht ihren Verſtand vollkommner; und je weitläuftiger dieſer Umgang iſt, je fähiger iſt er alſo, alle dieſe Wirkungen hervor zu bringen.

Hingegen trifft man in den groſſen Städten weniger Redlichkeit an, als in den kleinen. Die Menſchen haben die Geſellſchaften aufgerichtet, ſich vor der Bosheit anderer in Sicherheit zu ſetzen; alleine ſie ſind in dieſen Geſellſchaften weit ſchlimmer geworden, als ſie es waren, da ſie noch in der Einſamkeit hin und wieder zerſtreuet lebten. Die natürliche und gewiße Wirkung des Umgangs, welchen die Menſchen unter einander haben, iſt, daß ſie ihr Herze ſowohl verderben, als ſie ihren Verſtand vollkommen machen.

Ich will nicht ſagen, man müſſe den erſten Zuſtand des menſchlichen Geſchlechts bedauren: der unſrige iſt weit beßer, auch ſo gar in dem Stücke, davon wir hier handeln. Unter uns ſind die Boshaften in gröſſerer Anzahl und weit boshafter; man hat aber auch mehr Mittel wieder ſie. Wir leben mitten unter wilden Thieren, alleine ſie ſind gefeſſelt; und wenn ich es nur im Vorbeygehen ſagen darf, ſo iſt die gewöhnliche Ordnung der Weltalter ſehr übel ausgeſonnen. Die rechte Philoſophie hält ſie für abgeſchmackt, und in den Geſchichten trifft man es ganz anders an. Die eiſerne Zeit hat die erſte ſeyn ſollen, und iſt es auch in der That geweſen. Die eherne

eherne Zeit iſt ihr gefolgt, und auf dieſe die ſilberne Zeit gekommen, und das iſt die unſrige. Man wird vielleicht ſagen, es ſey viel eher die eherne Zeit; allein es iſt gewiß, daß der Unterſcheid unſers Zuſtandes gegen den Zuſtand unſerer erſten Vorfahren mehr als einen Grad beträgt. Wir können noch weiter gehen, und ohne in allerhand Phantaſeyen zu gerathen, kann man ſich leicht die Möglichkeit eines glücklichern Zuſtandes vorſtellen, als derjenige iſt, in welchem wir uns befinden? Dieſes wird die güldne Zeit ſeyn.

XXXII.

Derjenige Theil der Auferziehung, welcher die Sitten betrifft, iſt ſowohl als der, welcher die Künſte und Wiſſenſchaften angeht, in den großen Städten beſſer, als in den kleinen. Hieraus folgt aber nicht, daß auch in großen Städten mehr Redlichkeit ſey, da ſich mehr Witz und Gelehrſamkeit daſelbſt findet. Die Auferziehung machet noch weniger Unterſcheid unter denen, die gebohrne Boshaftige ſind, als unter denen, welche gebohrne Narren ſind. Sie vermag weniger über das Herze, als über den Verſtand. Die Auferziehung in Abſicht auf die Sitten, iſt eine bey Zeiten angenommene Gewohnheit. Das iſt die vortheilhaftigſte Abbildung, welche man davon geben kann. Eine Gewohnheit aber, welche wider die natürlichen Neigungen, wider ſtarke Neigungen angenommen worden, und ſonderlich eine gezwungene und wider Willen angenommene Gewohnheit, überwindet die Natur niemals. Horaz hat es geſagt:

Vertreib nur die Natur, ſie kömmt doch immer wieder.

Zwar ſagt er anderswo:

Nichts iſt ſo hart und ſtreng, das nicht durch Zucht zu zwingen,
Wenn ein gelehrig Ohr auch nur geduldig iſt.

Allein die Bedingung, welche er erfodert, ſich bey der Auferziehung lehrbegierig finden zu laſſen, trifft man nicht bey den Kindern an, die ein ſchlimmes Naturell haben.

XXXIII.

Unzählige Leute kommen aus den Provinzen in die Hauptſtadt, ihr Glücke daſelbſt zu machen, das heißt: die meiſten kommen dahin, Laſter daſelbſt zu begehen.

Die böſen Exempel ſind um deſto gefährlicher, je häufiger ſie daſelbſt zu finden ſind; und man kann überhaupt ſagen: je zahlreicher die Geſellſchaften ſind, deſto verderbter ſind ſie.

XXXIV.

Wenn auch der Umgang, welchen die Menſchen in den Hauptſtädten mit einander haben, ſie wirklich nicht ſchlimmer machte, ſo würde er ihnen doch Gelegenheit geben, die Handlungen, zu welchen ſie ihre natürliche Bosheit treibet, leichter auszuüben, indem ſie ihren Verſtand und ihren Muth daſelbſt vermehren. Wie viele Menſchen haben alles dasjenige, was zu den größten Bubenſtücken gehöret; es fehlet ihnen nur an Kühnheit und Liſt.

XXXV.

Der Verſtand und die Wiſſenſchaft verbeſſern zuweilen einen Menſchen, der von Natur böſe iſt, das meiſtemal aber dienen ſie ihm nur dazu, es feiner zu machen, und hierdurch weit gefährlicher in ſeiner Bosheit zu ſeyn.

In

In den artigſten und aufgeklärteſten Zeiten findet man die Muſter der gröſsten Tugenden und der gröſsten Laſter.

XXXVI.

Gewiſse Laſter können nicht das Werk eines einigen Menſchen ſeyn. Mancher übler Vorſatz ſtirbt, ſo zu reden, in dem Herzen, das ihn gefaſst hat, wenn kein Mithelfer und Beyſtand da iſt. Zween Menſchen, die wegen der gröſsten Laſter bekannt ſind, würden Zeit ihres Lebens rechtſchaffene Leute, oder vielmehr böſe geweſen ſeyn, ohne zu ſchaden, wenn ſie einander niemals angetroffen hätten. Sie ſind beyde von den zwo äuſserſten Gränzen Frankreichs in Paris zuſammen gekommen; das iſt der Ort, wo ein böſer Menſch leicht ſeines gleichen findet.

XXXVII.

In den groſsen Städten ſind die Leidenſchaften weit lebhäfter, und die Gelegenheiten übels zu thun, weit häufiger. Das Laſter wird daſelbſt weniger unterdruckt, ſowohl wegen der Geſetze, weil es leichter iſt, ſich ihren Verfolgungen zu entziehen, indem man ſich in der Menge verbirgt; als auch wegen des öffentlichen Haſses, weil es daſelbſt weniger verhaſst iſt, je gemeiner es iſt. Der gröſste Vortheil groſser Städte iſt die Freyheit, in welcher man daſelbſt lebt. Die Aufmerkſamkeit, welche ſich auf unzählige Dinge vertheilet, iſt gegen einen jeden insbeſondere geringer; man kann alſo daſelbſt leben, wie man will, ohne Furcht für einen Sonderling angeſehn zu werden; nicht nur weil man weniger auf uns Achtung giebt, ſondern auch weil ein Menſch bey einer ſo groſsen Menge Leute, er mag ein noch ſo groſser Sonderling ſeyn, allezeit andere antrifft, die ihm ähnlich ſind. Der Philoſoph bedienet ſich dieſer Freyheit nach ſeinem Sinne zu

leben, ohne ſich demjenigen zu unterwerfen, was ihm beſchwerlich fallen würde. Ein böſer Menſch misbraucht ſie, das Ubel zu begehen, ohne daß man es gewahr wird.

XXXVIII.

Endlich trifft man auch in den großen Städten und ſonderlich in den Hauptſtädten weniger Religion an, als in den kleinen. Der Unglaube, welcher zu allem Unglücke ſo allgemein in jenem iſt, iſt in dieſen hier kaum bekannt. Er entſteht hier nicht, er wird allezeit von andern Orten dahin gebracht. Zu Paris, zu London hören ſo gar diejenigen, welche viel Religion haben, es ohne Bewegung an, daß dieſer und jener keine habe. In den Provinzen knirrſchet man aus einem billigen Abſcheu bey dergleichen Geſprächen mit den Zähnen. Man unterſtehet ſich ſo gar nicht ihnen Glauben beyzumeſſen; man hält es beynahe gar nicht für möglich. Die falſche Tiefſinnigkeit mag ſagen, was ſie will, ſo iſt die Religion doch ein Gebiß und verhindert viel Böſes; ſo iſt ſie doch der beſte Grund der Geſellſchaft, weil ſie die wichtigſten Bewegungsgründe zur Redlichkeit an die Hand giebt. Auſſer dieſen verlieren die andern Bewegungsgründe, die nur menſchlich ſind, ohne ſie, viel von ihrer Stärke. Der Verluſt des Glaubens ziehet gar leichte den Verluſt der Meynungen, die man von der Ehre hat, nach ſich. Wenn man ſich vor Gott nicht fürchtet, ſo fürchtet man ſich noch weniger vor den Menſchen, weil man ſie verachtet, und ihre Urtheile als eine Wirkung des Vorurtheils anſieht.

Ver-

Vergleichung des Studierens und des Lebens.

So bald der Menſch aus der Finſterniß der Kindheit hervor geht, fängt er an zu merken, daß er lebt, und derjenige, welcher von dem Joche der erſten Lehrmeiſter befreyet wird, beſtrebet ſich, aus Geſchmack und Wahl der Wahrheit nachzuforſchen, beyde ſage ich, treten zween unterſchiedene Wege an, jener des Lebens, dieſer des Studierens.

Derjenige, welcher den Weg des Lebens betritt, ſiehet das Ende nicht davon. Inzwiſchen iſt es ihm doch nicht unbekannt, daß eines da iſt; er ſiehet alle Tage Leute, die es erreichen, und es, wie er, nicht wahrgenommen haben. Dieſes einzige verhindert ihn, daß er ſich hierinnen nicht betrügt; denn von Natur wäre er wohl geneigt zu ſchlüſſen, die Weite, welche er durchzulaufen habe, ſey unendlich, weil er die Gränzen davon nicht ſiehet.

Funfzig oder ſechzig Jahre des Lebens ſcheinen einem jungen Menſchen eine unendliche Dauer zu ſeyn; ſo wie ein Kind zwey oder drey Ducaten für ein unerſchöpfliches Vermögen hält.

Derjenige hingegen, welcher den Weg des Studierens betritt, der ſeinen Verſtand mit ſolchen Erkenntniſſen bereichern will, die einem Menſchen anſtändig ſind, ſetzet ſich gemeiniglich eine gewiße Zeit vor, in welcher er ſich ſchmeichelt, ſeinen Zweck erreicht zu haben, und ſeine Unterſuchungen einſchränken zu können.

Ein junger Menſch begreift nicht, was ihm ein Alter von der Kürze des Lebens, noch auch was ihm ein Ge-

lehrter von den Weitläuftigkeiten der Waſſenſchaften ſagt.

Kaum hat der Lebende, wo ich ſo reden darf, ſeinen Lauf angefangen, ſo hat er ihn ſchon geendiget; er hat erſt einige Schritte gethan, ſo hat er keinen mehr zu thun; das unerwartete Ende erſcheinet auf einmal, und hält ihn mitten in ſeinem Laufe an.

Ein Menſch hingegen, welcher ſtudieret, und das Ziel ſeines Laufes ſchon ganz nahe zu ſehen glaubet, gelanget an den Ort, wohin er es gleich anfangs geſtreckt hat. Indem er bey dem unermeßlichen Zwiſchenraum, der ihn noch davon abſondert, erſtaunet, ſo findet er ſich weiter davon entfernet, als da er ihn anfieng zu ſuchen. Jeder Schritt, welchen er thut, ihn zu erreichen, ſcheinet ihn davon zu entfernen; in ſo weit er fortgehet, fliehet er vor ſeinen Augen; endlich verliehrt er ihn aus dem Geſichte, oder ſiehet ihn zum wenigſten nur in einer faſt unendlichen Entfernung, welche ihn beynahe die Hoffnung raubet, dahin zu gelangen, und alsdenn hat er bloß das Ziel erreicht, welches er zu erreichen fähig war. Derjenige erkennet allein, worinnen die wahre Wiſſenſchaft beſtehet, welcher auf eine kluge Art zweifelt, ſie jemals zu erreichen.

Auf der Laufbahne des Lebens gehen die Menſchen allezeit fort, und zwar ſehr geſchwinde, und man würde ſo gar die Hälfte des Weges erſparen, wenn man ihnen glaubte. Unterdeſſen iſt der Tod das Ziel, welches ſie haſſen und fürchten, das Leben iſt ſehr kurz, ſagen ſie, inzwiſchen ſcheinen ihnen die Tage lang zu ſeyn, ſie möchten faſt alle gerne dieſe Tage verkürzen, und ſo gar viele davon gänzlich abſchneiden, ohne zu bedenken, daß ſie ſich dadurch eben ſo viel von ihrem Leben abkürzen würden.

Auf

Auf der Bahne des Studierens gehen die Menſchen mit einem langſamen und ſchleichenden Schritte einher; oft ſtehen ſie ſtille, ſie gehen ſo gar zurücke. Man vergißt, was man wußte, man entdeckt ſonderlich in philoſophiſchen Sachen, daß man nicht wußte, was man zu wiſſen glaubte, und dabey man nach vieler Mühe und bey den meiſten Stücken nichts mehr als mit der Unwiſſenheit den Irrthum verbindet. In dieſem Verſtande, ſagte Herr Nicol, lerne ich alle Tage zurücke.

Je mehr man auf der Bahne des Lebens fortgehet, deſto beſchwerlicher wird der Weg. Man iſt in der Kindheit nicht ſo unglücklich, als in der Jugend; das Unglück ſcheinet ſich mit den Jahren zu vergrößern.

Auf der Bahne des Studierens iſt nur der Anfang ſchwer, der Weg wird immer nach und nach ebener; je mehr man gelaufen hat, deſto leichter wird es zu laufen.

Der Klügſte unter den Lebendigen iſt der, welcher dem Tode am nächſten zu ſeyn glaubet, und nach dieſem Glauben alle ſeine Schritte einrichtet.

Der Verſtändigſte hingegen unter denjenigen, welche die Wiſſenſchaften ſuchen, iſt der, welcher ſich am weiteſten entfernet zu ſeyn glaubet, und bey aller ſeiner Einſicht, die er erlangt hat, und ſo weit er auch auf ſeinem Wege möchte gekommen ſeyn, dennoch ſtudiert, als wenn er noch nichts wüßte; fortgehet, als wenn er noch den erſten Schritt thäte.

Von der menſchlichen Ehrerbiethung.

Es iſt ſchwer, zum Nachtheile ſeines Eigennutzes ein Zeugniß von der Wahrheit abzulegen. Zuweilen iſt es noch ſchwerer, ſich für ſie zu erklären. Wenn man

ſich durch dieſe Aufführung in Gefahr begiebt, andere auf den Argwohn zu bringen, daß man es aus Eigennutz thue. Leute von einer gewiſſen Gemüthsart würden dem Tode und der ſchärfſten Pein trotzen, und gäben doch der Furcht vor einem ſchimpflichen Argwohne nach. Den Vortheil ihres guten Namens halten ſie für einen wichtigern Vortheil, als den Vortheil ihres Glücks und ſo gar ihres Lebens. Die vertriebene Wahrheit würde an ihnen ihren Vertheidiger finden, und ſie unterſtehen ſich nicht für die triumphirende Wahrheit das Wort zu führen; ſie würden unerſchrockene und eifrige Ketzer ſeyn, und ſind furchtſame und ſchamhafte Catholiken.

Der Herr von Turenne und der Herr Peliſſon waren beyde in dem Schooße der Ketzerey gebohren, und erkannten ihre Irrthümer lange vorher, ehe ſie dieſelben abſchworen. Es koſtete ihnen viel Zwang, die Urtheile gewiſſer Leute zu überwinden.

Ich geſtehe es, es gehöret zur Verwirrung der Ketzerey und zur Ehre der Kirche, daß man ihre Bekehrung menſchlichen Bewegungsgründen nicht zuſchreiben konnte, daß es ſich für ſie ſchickte, die weiſeſten Mittel zu erwählen, an ihrem Exempel der Kraft verſichert zu ſeyn, die ſie in ſich ſelbſt haben ſollte. Nichts deſtoweniger würden dieſe Mittel vielleicht ein wenig zu langſam geweſen ſeyn. Vielleicht hätte die Abſicht ihres Eigenruhms allzuviel Theil daran gehabt. Die kleinſten Zeichen der Ungnade, worein der Herr Peliſſon bey Gelegenheit des Herrn Fouquet gerathen war, verlohren ſich, ſo bald er ſich zur catholiſchen Religion bekennete, und ungeachtet alles Aufſchubs, hatte man doch einen Argwohn auf ihn. Der Herr von Turenne war zu den höchſten Ehrenſtellen im Kriege gelanget, als er der Calviniſchen

viniſchen Religion abſagte. Er wollte nicht, daß man mit dem geringſten Grunde glauben könnte, daß weder ſeine Veränderung etwas zu ſeiner Erhöhung, noch das Verlangen nach ſeiner Erhöhung etwas zu ſeiner Veränderung beygetragen habe. Dieſer große Mann, welcher vielmals den Tod ohne Erſchrecken geſehen hatte, war bey der Furcht einer boshaften Auslegung vielleicht allzuempfindlich. Ich würde ſeine Bekehrung als eine der rühmlichſten Handlungen ſeines Lebens anſehen, wann es ein wenig hurtiger damit zugegangen wäre. Sie würden ohne Zweifel denjenigen verdächtig vorgekommen ſeyn, die ihn nicht recht kannten. Was würde es aber nicht für eine Größe der Seelen angezeigt haben, dieſem ungerechten Verdachte zu trotzen! was iſt denn wohl eine rühmliche Handlung? Es iſt eine gute, gerechte aber ſchwere Handlung. Was iſt aber für Leute von einer gewißen Gattung ſchwer? Iſt es etwan ihre Güter und ihr Leben in Gefahr zu ſetzen? Nein, warlich nicht, ſondern ihren Ruhm in Gefahr zu ſetzen und aufzuopfern. Der Herr Turenne hat es bey mehr als einer Gelegenheit gethan. Seine Lobredner, welche ſo von ihm ſprachen, wie jedermann, haben ihm das ſchönſte und das ſeltenſte Lob gegeben, wenn ſie geſagt haben, ſeine eigene Ehre wäre ihm nicht ſo koſtbar geweſen, als das Beſte des Staats, ja ſo gar das Leben der Soldaten. Er war dem Fabius gleich, und bey allem dem vergeblichen Geſchreye taub, welches von der Bosheit und Unwiſſenheit gezeugt, und zuweilen ſelbſt von der Weisheit angenommen wird, die durch den falſchen Schein betrogen worden *.

Auf den Bewegungsgrund, der uns antreibet, be-

a Non reponebat enim rumores ante ſalutem. *Ennius*

ruhet auch die Regel, nach der wir uns richten. Es iſt alſo nicht zu verwundern, wenn die Urtheile der Menſchen derjenigen Leute Regel ſind, welche nur aus der Abſicht etwas thun, daß ſie dieſes günſtige Urtheil erhalten möchten. Dergleichen aber ſind viele von den ſo genannten großen Leuten. Die Liebe zum Ruhme iſt ihr Hauptbewegungsgrund. Bey den Herren von Turenne war es die Liebe zu ſeiner Pflicht. Darinnen beſtand ſeine Gemüthsart, daraus entſtand, wo ich mich des Ausdrucks eines unſerer Poeten bedienen mag, dieſe heldenmäßige Gleichgültigkeit, welche durch die Pflicht alleine beſtimmt wurde, die allgemeine Neigung zu jedem Gute, welche durch die Pflicht allein nach den Umſtänden gelenket wurde.

Wenn der Herr von Turenne ſich bey ſeiner Rückkehr zur Catholiſchen Kirche etwas anders aufgeführet hat, ſo geſchahe es deswegen, weil er eifriger nach denen Eigenſchaften war, die zu einem rechtſchaffenen Manne, als nach denen, welche zu einem großen General gehören. Er war zärtlicher bey der Ehre, als bey dem Ruhme.

Uebrigens war dieſer der einzige Fehler von dieſer Art, den man ihm zuſchreiben könnte. Vielleicht hat man ſich auch in dem geirret, wovon die Rede iſt. Vielleicht hatte die unzeitige Schamhaftigkeit und die Menſchenfurcht gar keinen Theil daran, und man muß ihn nur der Ergebenheit zuſchreiben, welche der Herr Turenne für ſeine Gemahlinn hatte; der Ergebenheit, welche ohne Zweifel zu weit gieng, und doch gewißer maßen wegen der ſeltnen Eigenſchaften derjenigen zu entſchuldigen iſt, gegen welche er ſie hatte. Der berühmte Geſchichtſchreiber des Helden, von welchem ich rede, wird ohne Zweifel dieſen wichtigen Punct ſeines Lebens in ein größeres Licht ſetzen.

Unge-

Ungewißheit der Urtheile von den menſchlichen Handlungen, weil der Menſch nur nach ſeinen Empfindungen handelt.

I.

Eine große Erfahrung, ein nachdenkendes Leſen der Geſchichte, eine tiefe Betrachtung der Grundſätze, aus welchen das menſchliche Herze ſo zu reden zuſammen geſetzt iſt, und die unterſchiedenen Arten, in welchen dieſe Grundſätze unter einander können verbunden werden, (denn aus dieſer Verbindung entſtehen die Handlungen) das ſind die Mittel, durch welche man zu der Erkenntniß des Menſchen in Anſehung ſeines Herzens gelangen kann. Allein bey aller dieſer Hülfe bleibt dieſes Erkenntniß allezeit ſehr unvollkommen; es iſt noch allezeit in dem Grunde des Herzens, welches wir am beſten durchdrungen zu haben vermeynen, etwas unbekanntes zurücke. Und ſo vollkommen dieſe Erkenntniß ſeyn kann, ſo verſtattet ſie uns doch nur ſehr ungewiſſe Muthmaßungen von den Bewegungsgründen der Handlungen und von den Handlungen ſelbſt.

Den Bewegungsgrund einer Handlung ſicher zu errathen, iſt es nicht genug, denjenigen wohl zu kennen, der ſie gethan hat: Man muß über dieſes von den Umſtänden vollkommen unterrichtet ſeyn, in welchen er ſie gethan hat. So iſt es auch beſchaffen, wenn man künftige Handlungen vorher ſehen will. Man kann ſie nicht vorher ſehen als nur durch Hülfe eben dieſes Erkenntnißes, durch welches man die Bewegungsgründe der vergangnen Handlungen entdecket hat. Man würde alſo

Gefahr laufen, ſich zu betrügen, wenn man die Verfaſſung, worinnen ein Menſch ſich befand, aus dem ſchließen wollte, was er gethan hat, oder dasjenige, was er thun wird, aus dem ſchließen wollte, was man von ſeinen Verfaſſungen weis. Ein kleiner Umſtand, der euch unbekannt iſt, hat dieſen Entſchluß verurſachet, deſſen Bewegungsgrund ihr zu errathen ſuchet. Ihr ſucht ihn alſo vergebens, ſo iſt es auch vergebens, daß ihr euch bemühet, zu errathen, was ein gewiſſer Menſch bey dieſer oder jener Gelegenheit, das heißt, in dieſer oder jener Vereinigung der Umſtände für einen Theil erwählen wird. Denn er kann ſich in andern, als denjenigen Umſtänden befinden, nach welchen ihr urtheilet; und alsdenn urtheilet ihr vergebens. Dieſer Menſch, welcher ſich nach einem Umſtande entſchließet, den ihr vermuthet, machet alle eure Muthmaſſungen zu ſchanden, indem er dasjenige thut, was ihr am wenigſten vermuthet, daß er thun könnte.

So wohl in der Sittenlehre als auch in der Naturlehre beruhet die Gründlichkeit eines Zuſammenhanges zuweilen auf einer Kleinigkeit, oder vielmehr, alles iſt wichtig, wann es darauf ankömmt, etwas in einen Zuſammenhang zu bringen. Man muß anfangs von der Beſchaffenheit der Sachen und Thaten wohl verſichert ſeyn, die der Grund dazu ſeyn ſollen, und welche man zu erklären vorhat. Die geringſte Ungewißheit in dieſem Stücke muß aufhalten, weil der geringſte Fehler zureichend ſeyn würde, das ganze Gebäude über den Haufen zu werfen, und ſo gar den Zuſammenhang lächerlich zu machen.

II.

Man ſpricht: die menſchlichen Handlungen zu erklären

klären, oder ſie im Voraus zu ſehen, muß man allezeit nach Muthmaßungen urtheilen, dabey man dem Menſchen nicht ſeine fünf Sinne nimmt. Oft aber finden wir nur deswegen Schwierigkeit eine gewiße Aufführung mit der Vernunft zu vereinigen, weil wir nicht alles ſehen. Alſo ſcheinen uns gewiße Begebenheiten, welche niemanden zu der Zeit, da ſie geſchahen, wunderbar vorkamen, unbegreiflich, weil wir nicht alle Urſachen wiſſen, welche etwas darzu beygetragen haben. Wenn wir ſie wüßten, ſo würden wir ſehen, daß es den Menſchen bey ſolchen Gelegenheiten entweder nicht am Verſtande gefehlet habe, oder wie es ganz natürlich zugegangen, wann ſie keinen dabey gehabt. Man hat geſehen, daß ſich Leute, die gar keine Religion hatten, öffentlich für eine verworfene Secte erklärten; ſo gar daß ſie ſich auch dem größten Uebel dabey ausgeſetzt. Diejenigen, welche ſie genau kenneten, ſahen wohl, daß dieſes ein Räzel für alle andere Leute ſeyn würde.

III.

Man muß ſehr an ſich halten, die Gränzen der Möglichkeit in allem demjenigen feſt zu ſetzen, was auf die Art zu denken bey den Menſchen ankömmt; es giebt hierinnen viel ſelzame Dinge, oder vielmehr wenn man den Menſchen recht kennt, ſo erſtaunt man über nichts. Die Leidenſchaften, welche auf unzählige Weiſe mit einander verbunden ſind, dieſe ſind nebſt der Schwachheit des menſchlichen Verſtandes, wie man noch täglich ſiehet, die Urſachen zu einer dem Scheine nach höchſt wunderlichen Aufführung.

Haben die Chriſten wohl Verſtand, wann ſie dasjenige thun, was ſie thun? wenn ſie dasjenige glauben,

was ſie glauben. Im geringſten nicht; es iſt gewiß, daß ſie nicht vernünftig handeln, inzwiſchen handeln ſie doch auf eine der Natur gemäße Art, welche darinnen beſtehet, daß man ſich die lebhaften und gegenwärtigen Empfindungen dahin reißen läßt. An ſtatt alſo zu ſagen, man müſſe im voraus ſetzen, die Menſchen handelten nach ihrer Vernunft, würde es richtiger ſeyn zu ſagen: man müſſe vorausſetzen, die Menſchen handelten nach ihrer Natur. Man muß ihre Natur nicht umkehren, ihre Handlungen dadurch zu erklären; alle voraus geſetzte Meynung, die dahin geht, kann nicht mehr angenommen werden. Die Natur des Menſchen aber iſt, daß er vielmehr nach ſeiner Empfindung, als nach der Vernunft handelt. Zuweilen vereinigen ſich die Vernunft und die Leidenſchaften mit einander, weil dieſe jene verführen. Zuweilen iſt es auch ſo augenſcheinlich, daß es vernünftiger ſeyn würde, dieſes oder jenes zu thun, oder nicht zu thun, daß die Vernunft nicht verführet ſeyn kann. Allein wann die Leidenſchaft in einem Stücke ſtark iſt, ſo iſt ſie nichts weniger dabey die Meiſterinn der Handlung, und dieſer Widerſtand der Vernunft gegen die Leidenſchaft iſt für den Menſchen kaum die Urſache einiger Unruhe; die bloßen Ueberlegungen ſtöhren ſeine Ruhe nicht. Er fängt nicht eher an bewegt zu werden, als wenn ſich die Empfindung mit ſeiner Einſicht vereiniget, wenn er das Unglück befürchtet, das er zu erwarten hat, wenn er ſeinen Neigungen folgt. Jedoch verurſachet nicht die ganze Einſicht ſeines Unglücks ſeine Furcht, und dieſe Furcht iſt nicht allezeit von langer Dauer. Wenn ſie dauert, ſo entſtehet alsdenn zwiſchen den Empfindungen der Furcht und der Leidenſchaft ein

Streit.

Streit, und endlich überwältigt ihn die ſtärkſte. Oft iſt der Sieg lange Zeit ungewiß, und man bringt in ſolchen Beängſtigungen das Leben auf die unglückſeligſte Weiſe zu.

Der Menſch regieret ſich alſo bloß durch die Empfindung. Hierbey muß man ihn faſſen, wenn man ſeinen Zweck erreichen will. Deswegen iſt auch die Beredſamkeit, welche man die Bezwingerinn des menſchlichen Willens genennet hat, nichts anders, als die Kunſt Empfindungen zu erwecken; deswegen muß ſie durch ihre Reden die Einbildung angreifen, indem ſie uns die Sache unter ſinnlichen Bildern vorſtellet, die gemeiniglich allein fähig ſind, Empfindungen zu erwecken, ſo, daß man ſie beſchreiben könnte, als eine Kunſt oder als eine Geſchicklichkeit, das Herze durch die Einbildung anzugreifen. Aus dieſer Urſache geſchieht es auch eines Theils, daß eine Rede von der Hölle weit mehr rühren wird, als eine Rede von dem Paradieſe, wenn ſie auch beyde einander gleich wären. Denn außer dem, daß die Furcht ein ſtärkerer Bewegungsgrund iſt, als die Hoffnung, ſo macht man uns ſinnliche Bilder von der Hölle, und kann ſie uns nicht ſo von dem Paradieſe machen. Man findet kein ſinnliches Gut, in dem, was die Religion von der Vergeltung redet, welche dem Guten beſtimmt iſt; und hingegen faßet ſie in der Strafe, womit den Gottloſen gedrohet wird, die erſchrecklichſten Uebel zuſammen, welche wir durch die Sinne erkennen, die doch indeſſen leere Drohungen für die meiſten Chriſten ſind, welche ſehr wohl überführet, und oft in andern Dingen ſehr vernünftig ſind. Allein der Chriſt iſt ein Menſch, der Glaube tilget die Leidenſchaften nicht aus. Was man nur von

weiten ſiehet, das verändert gewißer maßen ſeine Natur, höret auf ſinnlich zu ſeyn, nimmt ſo zu reden ein geiſtliches Weſen an, und verſchwindet hierdurch vor den leiblichen Augen.

Von dem Unglauben.

I.

Alle Ungläubigen ſind mir in Anſehung ihres Herzens und ihrer Sitten verdächtig, und wenn ſie aufrichtig reden wollten, ſo würden ſie geſtehen, daß keiner dem andern in dieſem Stücke trauet. Keine aber ſcheinen mir es mehr zu ſeyn, als diejenigen Deiſten, bey welchen nichts aus einander folgt, welche die künftigen Strafen und Belohnungen läugnen und glauben, daß Gott von ihnen nichts mehr als das unfruchtbare Bekenntniß ſeines Daſeyns, ſeiner Größe, und ihrer Geringſchätzigkeit fodere. Wenn es Atheiſten giebt, die es nach dem Zuſammenhange ihrer Gedanken ſind; ſo iſt ihr Zuſammenhang beſſer verbunden. Wenn man wirklich einen Gott erkennet, und ihn für den Urheber der Welt hält, läßt es aber dabey bewenden, und erkennet nicht zu gleicher Zeit Gott als einen Rächer der Laſter und Vergelter der Tugenden, ſo kann dieſes nichts anders als eine Wirkung derjenigen Blindheit ſeyn, welche ihre Quelle in dem Herzen hat. Entweder Gott iſt gerecht, oder es iſt kein Gott; entweder Gott iſt nicht gerecht, oder es iſt eine Vorſehung. Und wenn ein rechtſchaffener Menſch, der in Unglück iſt, nichts zu hoffen hat, wenn der ſchuldige, der glücklich

glücklich iſt, nach dieſem Leben nichts zu fürchten hat, ſo iſt die Vorſehung ein bloßes Hirngeſpinnſte; und dieſe Eigenſchaft der Gottheit, durch welche ſie hauptſächlich uns zu gute iſt, kann wider die Einwürfe eines Atheiſten nicht vertheidiget werden. Ein Gott, ein gerechter Gott, eine Vorſehung, ein anderes Leben, ſind alles Wahrheiten, welche durch eine nothwendige Verbindung zuſammen hängen, und dieſe nicht eine wie die andere zuzugeben, heißt den Faden der Folgerung zerreiſſen: Ich will ſagen, das Ja, und das Nein, ja alle Geſetze des Vernunftſchluſſes umkehren.

Betrübte! aber gewöhnliche Wirkung der Leidenſchaften! kein Licht iſt ſo helle, daß ſie nicht verdunkeln. Das Herze läßt den Verſtand glauben, was ihm nur gewiſſer maſſen von weiten drohet, es läſſet ſie die Fragen entſcheiden, in ſo ferne ſie gewiſſer maſſen noch allgemein bleiben, und ſeinen Vortheil nicht betreffen; und wenn ſie noch nicht eigentlich auf den Punct gebracht worden ſind, da er alles verlieren würde, woferne der Ausſpruch für daſſelbe nicht gut ausfiele. Dahin gehöret die Frage: Ob ein Gott ſey, ſo ferne ſie nur eine bloße phyſicaliſche oder metaphyſiſche Wahrheit iſt. Der unbeſtimmte Ausſpruch, es ſey ein Gott, machet das Herze noch nicht zu einem Opfer; es widerſetzet ſich dabey gar nicht. Will man aber nur ein wenig weiter gehen, und die Verhältniß dieſer bisher noch gleichgültigen Wahrheit mit der Sittenlehre unterſuchen, ſo kömmt es darauf an, zu wiſſen, ob eine andere Regel unſerer Handlungen, als das Vergnügen ſey. Fraget man, ob dieſe Meynung, die wir von dem Gerechten und Ungerechten haben, ein Geſetze des Schöpfers, oder ein Vorurtheil der Auferziehung ſey, ob wir frey

ſind, und ob unſer ewiges Verhängniß auf dem guten oder üblen Gebrauch unſerer Freyheit beruhe; alsdenn löſchet oft das Licht des helleſten Verſtandes aus, alsdenn ſteigen aus einem verderbten Herzen ſolche Dünſte auf, welche dem ſcharfſinnigſten Verſtande die Einſicht der Wahrheit rauben. Derjenige Menſch, deſſen großen und durchdringenden Verſtand in Weltgeſchäfften und weltlichen Wiſſenſchaften man bewundert, und der ſo gar, wenn er als ein Naturlehrer urtheilet, die Beweisgründe des Daſeyns eines höchſten Weſens, ohne welches man den Urſprung, die Erhaltung und die ſchöne Ordnung der Welt nicht erklären kann, in ein ſo großes Licht zu ſetzen weis, dieſer beſondere Geiſt, ſage ich, hat in Religionsſachen einen ſehr ſchlechten Verſtand; er iſt ein bloßer Wäſcher, ein erbärmlicher Schwätzer. Den beſchwerlichen Wahrheiten zu entgehen, giebet er bald die närriſcheſten Sätze zu, und ziehet die lächerlichſten Schlüſſe heraus; bald läugnet er die einfältigſten und augenſcheinlichſten Folgerungen aus Sätzen, die er zugeben muß. Er verdauet die wunderlichſten Widerſprechungen. Er hält die gröbſten Fehlſchlüſſe für Beweiſe. Ihr, die ihr ihn zum erſtenmale höret, den Mann, der in ſo großem Anſehen ſtehet, die ihr mit den Zähnen knirſchet, und zugleich bey ſeinen ſo wohl närriſchen als gottloſen Geſprächen ſeufzet, ihr glaubet gewiß nicht, daß man bey ihm Verſtand antreffen kann, und fraget mit Verwunderung, wie man dafür halten könne, daß er Verſtand habe? Eure Verwunderung iſt billig; allein ein Wort kann ſie aufheben, wenn ihr das menſchliche Herze und die Macht der Leidenſchaften recht kennet. Dieſer große Geiſt iſt ein wollüſtiger und hochmüthiger Menſch.

II. Ein

II.

Ein wegen ſeines Unglaubens ſehr bekannter, ſonſt aber ſehr gelinder Mann, ſtritt einſtens über die Religion mit Bitterkeit und Heftigkeit, aber er war erſt bey dem Ende des Streits ſo weit gekommen, und hatte anfangs auf eine gelindere Weiſe geſprochen: Mein Herr, ſagte ſein Gegner zu ihm, als er ihn verließ, ihr habt mich bey dem Anfange unſers Geſprächs erſchreckt. Weil ihr mit ſo vieler Gelaſſenheit ſprachet, ſo glaubte ich, ihr wäret überführt; der Ton aber, in welchem ihr hernach geredet, hat mich wieder auf andere Gedanken gebracht. Vielleicht wollet ihr nicht glauben; das iſt eine üble Gemüthsneigung. Aber ihr glaubt doch noch, oder zum wenigſten geht ihr nicht weiter als zum Zweifel. Laſſet nur den Muth nicht ſinken, mein Herr; ihr befindet euch noch nicht in einem ſo ſehr ſchlechten Zuſtande, ihr habet die Stärke meines Beweiſes, und die Schwäche eurer Antwort empfunden; euer Zorn hat es mir geſagt.

III.

Es giebt wenig Ungläubige, welche in ihrem Unglauben recht befeſtiget ſeyn ſollten, die Religion hat darzu viel Grund, und noch darzu ſehr überzeugende Gründe. Die meiſten würden geſtehen müſſen, wenn ſie aufrichtig ſeyn wollten, daß ſie nur einen bloſſen Zweifel haben, die meiſten von denen, welche an der Religion zweifeln, werden auch geſtehen müſſen, daß ſie wünſchten, ſie möchte falſch ſeyn, ſie können alſo ſagen, ich bin ungläubig, ich habe es aber Urſache zu ſeyn, ich wünſche es immer mehr und mehr zu ſeyn, ich möchte gerne Gründe finden, die mich in meinem Unglauben beſtärken, diejenigen, mit welchen man wider mich ſtreitet, machen mir einen heimlichen Verdruß,

Digitized by Google

in ſo weit ſie mir ſtärker vorkommen. Ich hüte mich, ſo viel mir möglich iſt, daran zu gedenken, und in Religionsſachen habe ich lieber mit Einwürfen, als mit Beweiſen zu thun. Iſt es alſo nicht mein Vortheil, der mich ungläubig macht? Ich ſollte mich wohl fürchten, daß mich mein Herze hintergienge, wenn es mir auch ſo vorkäme, die Religion ſey augenſcheinlich falſch; allein ich bin von dieſer deutlichen Ueberzeugung weit entfernet. Die Religion ſcheinet mir weder augenſcheinlich wahr noch falſch zu ſeyn. Nun weis ich aber, daß bey den Gelegenheiten, wo die Deutlichkeit auf beyden Seiten fehlt, das Herze gemeiniglich den Ausſchlag giebt, es iſt alſo wahrſcheinlich, daß mich nur mein Herze ungläubig macht, das heißt, daß ich die gröbſte Unvorſichtigkeit mit ſehr laſterhaften Neigungen verbinde.

Dieſer ungekünſtelte Vernunftſchluß iſt fähig von Leuten begriffen zu werden, die einen ſehr eingeſchränkten Verſtand haben, und die Unerſchrockenſten in Furcht zu ſetzen.

IV.

Es iſt unmöglich, die Religion mit den Leidenſchaften zu vereinigen; ſie werden allzudeutlich von ihr verworfen. Man kann ſich wohl bey gewiſſen ſchweren und dunkeln Stücken einen Dunſt vormachen; allein man kann ſich nicht bey den weſentlichen Pflichten ganz und gar blind machen, und außer dieſen würde es auch zu lange währen, Stückweiſe dasjenige zu unterſuchen, was uns die Leidenſchaft eingiebt, ob es erlaubt oder verbothen ſey. Man hat eine weit kürzere Lehrart, das iſt die Atheiſterey, oder diejenige Deiſterey, wovon ich geredet habe. Dieſer Punct ziehet alle andere nach ſich. Man thut alſo den verweg-

verwegnen Ausſpruch, es ſey kein Gott, oder Gott miſche ſich nicht in unſre Handlungen, und durch dieſes einzige Wort werden alle Fragen entſchieden, oder vielmehr abgelehnt, alle Zweifel gehoben, und der Leidenſchaft ſteht alles frey. Wie es aber nicht weniger ſchwer iſt, feſte zu glauben, es ſey kein Gott, oder die Religion ſey falſch, als ſich zu überreden, ſie verdamme unſere Laſter nicht.: So iſt auch, weder für einen Gottloſen, welcher die wahre Religion läugnet, noch für einen übeln Chriſten, welcher ihr Geſetze beleidiget, nicht die geringſte Ruhe und Zufriedenheit zu finden.

V.

Die Religion lehret ſpeculativiſche und practiſche Wahrheiten; dieſe machen, daß wir an jenen zweifeln. Was in der chriſtlichen Sittenlehre unſern Leidenſchaften zuwider iſt, macht uns auf dasjenige aufmerkſam, was in den Geheimniſſen der Vernunft zuwider zu ſeyn ſcheinet.

Die wahre Urſache des Unglaubens iſt die Strenge der chriſtlichen Sittenlehre, die Dunkelheit der Geheimniſſe iſt nur der Vorwand; man würde ohne Mühe alſo gar ohne Ueberlegung glauben, wenn der bloſſe Glaube zur Seligkeit genug wäre.

Die Beweisgründe der Religion ſind zuſammen genommen, ſtark genug, die geſchickteſten zu verpflichten, ihre Vernunft zu unterwerfen; klar genug die Einfältigſten von ihrer Unterſuchung loszuſprechen; das Herze alleine benimmt ihnen ihre Stärke und verdunkelt ſie. Der Gottloſe ſagt: es ſey kein Gott, er ſagt es aber nur in ſeinem Herzen, er glaubt es nicht; er verlangt es, und ſeine Vernunft wirft ihm ohne Unterlaß die Unmöglichkeit ſeines Verlangens vor.

Die heydniſchen Götter ſind mächtig und verderbt; denn zum Theil ſind ſie was der Menſch iſt, zum Theil was er ſeyn wollte.

VI.

Die Vernunft iſt in Anſehung des Glaubens, was die Sinne in Anſehung der Vernunft ſind; und der gläubige Chriſt hat eben ſo viel Mühe ſeine Vernunft dem Glauben zu unterwerfen, als ein aufgeklärter Philoſoph ſeine Vernunft den Sinnen vorzuziehen.

VII.

Iſt wohl etwas ungereimters, als die Geheimniſſe der Religion, ſagte ein Ungläubiger? Ja, könnte man ihm antworten, und das ſind eure Einwürfe wider die Religion, die auf die vorgegebene Ungereimtheit ihrer Geheimniſſe gegründet ſind. Denn die ungereimteſte Art zu urtheilen, welche das böſe Herze, oder den Fehler des Verſtandes am meiſten andeutet, iſt wohl, wenn man Dinge in ſein Urtheil bringt, die nicht zur Sache gehören. Dieſe Urtheile mögen an ſich ſelbſten ſeyn, wie ſie wollen, ſo iſt derjenige, welcher ſie vorbringt, allzeit ſehr lächerlich, und verdient nicht, daß man ihm antworte. So ſind aber die meiſten Urtheile der Ungläubigen beſchaffen; ſie kommen niemals recht auf die Sache, es kann ſeyn, daß man in gewiſſer Abſicht nicht darauf antworten kann. Sie haben aber keine Kraft wider die Religion, welche zugeſtehet, daß ſie unbegreifliche Dinge zu glauben vorbringe, ſich aber zugleich darbietet, die Wahrheit durch Proben darzuthun, welche man aufs ſchärfſte unterſuchen mag. Man mag noch ſo viele Einwürfe wider die Geheimniſſe der Religion machen können, ſo muß man, ſagen ihre Vertheidiger, ſie doch glauben, wenn JEſus Chriſtus und ſeine Apoſtel,

die ſie uns gepredigt, die im neuen Teſtamente erzählten Wunder gethan haben. Nun aber haben JEſus Chriſtus und ſeine Apoſtel dieſe Wunder gethan; alſo muß man ſie glauben. Was antwortet der Ungläubige darauf, greift er den erſten oder den andern Theil dieſes Beweisgrundes an? Im geringſten nicht. Der erſte iſt durch das bloſſe natürliche Licht klar und deutlich; der andere iſt nach aller hiſtoriſchen Wahrheit richtig, und auſſer dem erfoderte auch dieſe Entſcheidung eine ſolche Erkenntniß, die ihm gemeiniglich fehlt. Was macht er alſo? Er macht Einwürfe wider die Geheimniſſe.

Ich habe zuweilen ſolche Freygeiſter geſehen, welche ſich mit gelehrten Gottesmännern über die Religion eingelaſſen haben, und wenn mich nicht das Mitleiden zurücke gehalten hätte, ſo hätte ich gerne lachen mögen. Es war mir, als wenn ich ein Frauenzimmer mit einem geſchickten Weltbeſchreiber von den Gegenfüßern ſtreiten hörte.

VIII.

Es zeigt einen ſchwachen Verſtand an, wenn man ſchwachen Beweisgründen glaubet; noch eine weit größere Schwäche, wenn man einem unwiderſprechlichen Beweiſe nicht glaubet. Nun ſind aber die Beweiſe der Religion von ſolcher Art, alſo ſind die ſtarken Geiſter ſchwache Geiſter.

Mich deucht, es iſt ſchimpflicher, nichts zu ſehen, wo eine Sache augenſcheinlich iſt, als ſie dafür zu halten, wo ſie es nicht iſt, und daß derjenige, der ſich nicht ergeben will, wenn man ihm den Grund deutlich zeiget, weit mehr zu verachten ſey, als derjenige, welcher eine falſche Meynung aus ſchwachen Gründen annimmt.

Man ſagt von zwey Menſchen, man könnte den einen zuwei-

zuweilen betrügen, den andern aber niemals aus ſeinem Irrthume bringen. Ich wollte lieber der erſte, als der letzte ſeyn!

Es iſt eine große Schwachheit, alles zu glauben, und eine große Verwegenheit und Unſinnigkeit alles zu läugnen.

Wer alles glaubet, iſt ein einfältiger Menſch, wer an allen zweifeln wollte, würde ein Narr ſeyn.

IX.

Das ſind die lächerlichſten Irrthümer, welche den Wahrheiten entgegen geſetzet ſind, die überall angenommen ſind; die gemeinen Irrthümer, ſie mögen noch ſo lächerlich, und von allen Gründen entblößet ſeyn, ſtehen zum wenigſten in großem Anſehen, weil ihnen die meiſten beypflichten.

X.

Entweder haben die Ungläubigen die Beweiſe der Religion unterſucht, oder ſie haben ſie nicht unterſucht. In dem erſten Falle müſſen ſie wohl ſehr tumm und verderbt ſeyn, wo ſie nicht ihre Stärke empfunden haben: In dem andern müſſen ſie ſehr närriſch ſeyn, daß ſie ohne Erkenntniß der Sache, in etwas eine Parthey ergriffen, wo der Irrthum ſolche ſchreckliche Folgerungen hat.

XI.

Es giebt Ungläubige, die witzige Köpfe ſind, deren ſind die meiſten. Es giebt auch Gelehrte, vielleicht finden ſich einige darunter, welche gute Regeln der Ehre und der Redlichkeit, auch natürliche Tugenden haben; daß es aber ſolche geben ſollte, in welchen bey der Reinigkeit des Herzens und der Sitten, ein gründlicher Verſtand und eine große Wiſſenſchaft zu finden ſey, das kann ich kaum glauben.

XII.

XII.

Es iſt nichts unſinnigers, als die Geſpräche wider die Religion. Denen, die ſie ausüben, lieget viel daran, daß ſie wahr ſey; denen, die ſie nicht ausüben, daß ſie falſch ſey; allen beyden daß man ſie glaube.

Auch ſo gar die Atheiſterey hat fanatiſche Leute unter ſich. Vanini iſt ein Zeuge davon; denn das fanatiſche Weſen beſtehet in einem wütenden Eifer für närriſche Meynungen. Wenn die fanatiſchen Leute überhaupt am meiſten verachtet und gehaſſet werden, was ſoll man von ſolchen denken, die zugleich Atheiſten ſind?

Von den Reichthümern.

I.

Was heißt denn wohl ſich der Reichthümer recht zu gebrauchen? Es heißt erſtlich, nach dem berühmten Ausſpruche eines Kirchenvaters, ſich derſelben bloß gebrauchen, und ſie nicht genieſſen; welches nach der Schrift ſo viel ſagen will, ſein Herze nicht daran hengen, ſein Vertrauen nicht darauf ſetzen. Der Reichthum iſt uns nicht gegeben, ihn zu lieben; wer ihn alſo liebt, der braucht ihn nicht recht, zum wenigſten darinnen nicht, daß er ihn liebt. Sein Herze hingegen nicht daran zu hengen, begreift alles in ſich, was darzu gehört, denſelben recht zu gebrauchen. Er giebt demjenigen, der ihn nicht liebet, keinen lächerlichen Hochmuth ein. Dieſer wird es nicht als eine beſondere Eigenſchaft anſehen, dadurch er was verdiene, was er ſo gar nicht als ein Guth anſiehet. Wenn er den Reichthum nicht liebet, ſo liebet er auch das nicht, was

man dadurch erhält, die Ehre und Ergötzlichkeit. Folglich bedienet er ſich auch nicht deſſelben zu großen Ehren zu gelangen, und der Ergötzlichkeiten zu genieſſen. Wer alſo den Reichthum nicht liebt, der liebt nichts laſterhaftes; und wenn er von dieſer Leidenſchaft frey iſt, ſo muß er es auch von allen andern ſeyn. Denn alle Leidenſchaft führet zum wenigſten mittelbarer Weiſe auf die Luſt zum Reichthum, weil ſie ihn als das Hauptmittel anſiehet, ſeine Luſt zu erfüllen. Kurz, er dienet zu allen; man wende ſich auf welche Seite man wolle, ſo macht er die Wege eben und kurz; er beſchleuniget ſo gar die Erwerbung des Ruhms. Derjenige, welcher weder den Reichthum, noch den Glanz, und die Ergötzlichkeiten, die damit verknüpfet ſind, liebet, und von dem ſchmutzigen Geize, der ihn aufhebt, eben ſo weit, als von der blinden Verſchwendung entfernet iſt, die ihn in einem ſolchen Aufwande verzehret, der allzeit verwerflich, wenn er auch nur unnützlich iſt; dieſer, ſage ich, wird ihn nur zu ſeinem wahren Nutzen anwenden, ja denjenigen zum Nutzen, die mit ihm durch das Band des Blutes und der Freundſchaft vereiniget ſind, ja zu dem größten Nutzen der Geſellſchaft, von welcher er ein Theil iſt, und unter welcher er lebet.

II.

Der Uneigennutz und die Demuth ſind zwo ſo unentbehrliche Tugenden zu der Ordnung der Republik, daß ſie nur durch die entgegen geſetzten Laſter verunruhiget wird, und was iſt es nun, daß die Menſchen unter einander zertrennet? was widerſetzet ſich denn der natürlichen Neigung, einander zu lieben? Der Hochmuth und der Eigennutz, das ſind die Quellen des Haſſes und des Streits; man nehme dieſe zwo Leidenſchaften aus dem Herzen der

Men-

Menſchen, man erfülle dieſe mit einer aufrichtigen Neigung gegen einander, ſo wird man unter ihnen einen unveränderlichen Frieden aufrichten. Der Menſch ſiehet nicht mehr an den Menſchen ſeinen Mitbuhler; er ſiehet da nur den Menſchen, er ſiehet ſich, ſo zu reden, ſelbſt.

Ueberhaupt waffnen alle Leidenſchaften die Menſchen gegen einander; ich bin ein gebohrner Feind eines jeden, der nach eben dem Gute ſtrebt, als ich. Zum Exempel, die Liebe hat zuweilen durch die Eiferſucht ſehr betrübte Begebenheiten verurſacht; allein außer dem, daß in der Eiferſucht oft mehr Eitelkeit, als Liebe zu finden iſt, ſo ſind auch dieſe Begebenheiten im Vergleich mit denjenigen ſehr ſelten, von welchen der Hochmuth und Eigennutz alle Tage die Urſachen ſind.

Ein uneigennütziger Menſch wird faſt alle Menſchen nach dem Glücke laufen ſehen; er wird ſie beklagen, und deſto heftiger, je mehr ſie mit gutem Fortgange darnach laufen; haſſen wird er ſie aber nicht. Er gehet nicht auf demſelben Wege; er ſuchet nicht ſeinen Reichthum zu vermehren, oder wenn er ihn durch ſeine Arbeit und kluge Haushaltung vermehrt, ſo ſchreibt ihm ſelbſt die Religion dieſe vor, und die Evangeliſche Sittenlehre ſetzet eben ſo wohl, als die bloße menſchliche Sittenlehre, dieſe Sparſamkeit unter die Zahl der Tugenden. Sie verwirft in Erwerbung des Reichthums nur die Ungerechtigkeit der Mittel, und die Heftigkeit der Begierden. Der reiche Chriſt handelt alſo bey den meiſten Gelegenheiten, ſo wie die andern Menſchen. Von außen thut er einerley; da er aus ganz andern Abſichten und ganz andern Bewegungsgründen handelt, als diejenigen ſind, welche ihm die Begierde eingiebt: ſo ſiehet er auch den guten

oder ſchlechten Erfolg ſeiner Bemühung und Arbeit mit Gleichgültigkeit an. Er ſiehet es ohne Neid, wenn andere (nach der gewöhnlichen Sprache zu reden) glücklicher ſind, oder klüger geweſen ſind; ſo gar die Ungerechtigkeit, welche ſie in Anſehung ſeiner begehen, würde für ihn keine Urſache ſeyn, ſie zu haſſen. Sie können ihm dasjenige nicht rauben, was er liebt; würden ſie ihm auch den beſten Theil desjenigen nehmen, was er beſitzt, ſo würden ſie ihn nur von derjenigen Laſt befreyen, die ihn drückt, und von einem gefährlichen Hinderniſſe los machen. Da er ſeinen Reichthum mehr für andere als für ſich gebraucht, ſo würde die Veränderung ſeiner Umſtände ſeine Lebensart doch nicht ändern. Er würde es nicht merken, daß er nicht mehr reich ſey, als wenn er nichts mehr geben könnte. Das Unvermögen elenden Leuten beyzuſtehen, würde für ihn das einzige Uebel ſeines Elendes ſeyn.

III.

Der Hochmuth iſt noch weit mächtiger, als der Eigennutz, die Liebe, welche die Menſchen einander ſchuldig ſind, aus ihren Herzen zu jagen, und dieſes deswegen, weil dieſe zwo Leidenſchaften ſich in den meiſten Streitigkeiten mit einander vereinigen; weil man ſich auſſer der Liebe zum Gewinſte eine Ehre daraus macht, überwunden zu haben; und den Haß aufs höchſte treibet, bis man ein unverſöhnlicher Feind wird. Der Verluſt der Güter iſt nicht allzeit, was uns in dem Verluſte eines Proceſſes am meiſten rühret; wie viel Leute würden gerne noch einmal ſo viel hingeben, als dasjenige, worüber ſie ſtreiten, wenn ſie nur in einer Geldſache ein gutes Urtheil erhalten könnten!

So iſt es auch bey dem Spiele; der Eigennutz hat es gewiſſer maßen eingeführet, indeſſen hat die Eitelkeit einigen Theil an dem Vergnügen zu gewinnen, und an dem Verdruß zu verlieren, und dieſes iſt auch ſo gar bey denjenigen Spielen wahr, welche man bloße Glücksſpiele nennet.

IV.

Obgleich der Hochmuth und Eigennutz bey gewiſſen Gelegenheiten einander entgegen ſind, und man zuweilen aus Hochmuth uneigennützig iſt, ſo iſt es doch, überhaupt davon zu reden, wahr, daß man vom Hochmuthe frey ſeyn müſſe, wenn man ſein Herze nicht an Reichthum hängen will; und daß hingegen die Liebe zum Reichthum eine natürliche Folge des Hochmuths ſey. Denn man verlanget deswegen nicht nur den Reichthum, damit man die ſinnlichen Ergötzlichkeiten genieſſen möge; der vornehmſte Vortheil für die meiſten mehr hochmüthigen als ſinnlichen Menſchen iſt das Anſehn, worein er diejenigen ſetzet, welche ihn beſitzen; die Ehrerbiethung, welche man ihnen deswegen erweiſen muß, die Freyheit, in welche er ſie ſetzet, und daß man den Reichthum weit mehr aus Hochmuth, als Sinnlichkeit liebe, läßt ſich daher ſchließen, daß man vielmehr der Sinnlichkeit, ja der Nothwendigkeit ſelbſt, als dem Hochmuthe etwas entziehet, wenn man durch ein widriges Schickſal gezwungen iſt, ſeinen Aufwand einzuſchränken.

Auf wie vielerley Weiſe ſchmeichelt denn nicht der Reichthum dem Hochmuthe? Erſtlich ſind alle Ehrenſtellen, und die einiges Anſehn geben, gemeiniglich für die Reichen. Sie kaufen ſie faſt alle, und machen ſich nicht darum verdient. Auch ohne Hülfe der Würde iſt ein reicher Mann,

bloß in ſo weit er reich iſt, ſchon ein Abgott derjenigen, die etwas von ihm erhalten wollen; da giebt es lauter unaufhörliche Gefälligkeiten, ſchmeichelnde Lobſprüche, tiefe Erniedrigungen: und dieſes ſind nicht allezeit bloß äußerliche Verſicherungen; es geſchiehet auch oft von denen, die ſie erweiſen, aus einer wahren Hochachtung. Der Glanz, womit der Reichthum ſtralet, verblendet ihre ſchwachen Augen dergeſtalt, daß er ſie bey ihren Fehlern blind machet, daß ſie an ihnen Eigenſchaften entdecken, die nicht da ſind, und diejenigen unendlich vergrößern, die wirklich da ſind.

Das iſt noch nicht genug; da man, welches doch ſehr ſelten geſchiehet, einigen nicht leichte mit einer unverdienten Hochachtung ſchmeicheln würde, ſo muß man doch ſagen, der Reichthum trage ſehr vieles bey, einen wohlverdienten Ruhm zu erlangen, indem er der Geſchicklichkeit beyſtehet, ſich ſehen zu laſſen. Dieſe ziehet einem Reichen anderer Leute Aufmerkſamkeit auf eine ganz andere Weiſe zu, als einem mittelmäßigen Menſchen; und es iſt von dem Reichthume noch weit mehr als von der Schönheit wahr, daß er den Eigenſchaften der Seele, ſo gar auch vor den Augen der großen Philoſophen einen Glanz und neue Annehmlichkeit giebt. Dieſe Unterwürfigkeit aber, in der andere gegen uns ſtehen, dieſe Hochachtung und dieſe Zeichen der Verehrung müſſen uns nach dem Maaße unſeres Hochmuthes ſchmeicheln, und folglich werden wir nach dem Grade dieſes Hochmuths die Reichthümer lieben, die ſie uns verſchaffen.

V.

Ihr werdet zu einem Reichen, der ſich auf ſeinem Reichthum etwas einbildet, ſagen, man achte ihn deswegen

gen nicht höher, weil er hundert tauſend Thaler Einkünfte habe; das iſt aber nicht wahr, ihr müßtet nur zu ihm ſagen, er ſey deswegen nicht liebenswürdiger; haltet euch nur an das Recht, denn die Sache iſt unſtreitig.

Wenn ich reicher werde, ſaget ein Menſch vom Verſtande aber geringen Vermögen, ſo werde ich weit mehr gelten; weil mir dieſes mehr Vertrauen und Muth machen wird, und man wird es beſſer merken, was an mir zu thun iſt.

Ein gewiſſer Poete hat geſagt, das Härteſte bey der Armuth iſt die Verachtung, die Unehre, und dieſes, daß ſie ſo gar lächerlich machet. Daher kömmt es, daß ſo viele Arme nicht ſo ſehr betrübt ſind, weil ſie es ſind, als daß ſie ſich ſchämen, dafür angeſehen zu werden. Man erinnert einen ſolchen Armen, er ſollte ſeinen Zuſtand Leuten entdecken, die ihm helfen könnten: wartet noch ein wenig, gab er zur Antwort; wenn mein Elend aufs Höchſte gekommen iſt, ſo wird ſich die Empfindung davon erſticken, oder zum wenigſten die Schaam in mir unterdrücken laſſen, welche ich habe, es bekannt zu machen; und bey andern wird vielleicht die Empfindung des Mitleidens die Verachtung unterdrücken, welche die erkannte Armuth natürlicher Weiſe erwecket. Heute habe ich weder Muth, etwas zu bitten, noch Hoffnung, es zu erlangen. Die Verachtung iſt hart und geizig; das Mitleiden allein iſt hülfreich. Es iſt was ſchmerzliches, zum wenigſten wenn man nicht ſonderlich tugendhaft iſt, woferne man genöthiget wird, zu ſagen: ich ſehe alſo, daß ich mich umſonſt gedemüthiget habe.

Was nunmehro folget, das habe ich entweder geleſen oder gehöret. Ein armer Mann dankte einem Reichen,

der ihm ein großes Allmoſen gegeben hatte. Dieſer antwortete ihm, Gott iſt es, dem ihr alleine danken ſollet, deñ er iſt es nur, der mir ſo wohl meinen Reichthum, als den Willen gegeben hat, euch etwas mitzutheilen. Ich will ihm danken, daß er mich eure Tugend und euren Mangel hat erkennen laſſen.

VI.

Man kann den Reichthum aus bloßem Hochmuthe wohl gebrauchen, ich will ſagen zum Nutzen der Geſellſchaft brauchen; und wie würde es um die Armen ſtehen, wenn die Liebe allein ihnen zu Hülfe kommen ſollte? und wie würde es um die Geſellſchaft ſtehen, wenn nicht die Leidenſchaften zuweilen dasjenige wirkten, was die Tugend wirket? Es giebt alſo eine hochmüthige Freygebigkeit, welche den Mangel eines guten Herzens, und der chriſtlichen Liebe erſetzet, ſie iſt nicht nur in dieſem Verſtande hochmüthig, daß ſie hochmüthig machet, welches auch den Gerechteſten wiederfähret, ſondern auch in einem noch eigentlicheren Verſtande, weil ſie den Hochmuth zum Grunde hat; alsdann aber hat man ſich nicht in der That von dem Reichthume los gemacht; man liebet ihn zum wenigſten wegen des ſo ſchmeichelnden Ruhmes, anderer Leute Glücke dadurch zu befördern: und es iſt dazu daß andere dafür halten, man habe aus Hochmuth nicht nöthig, ſich bey ſeinen Wohlthaten den äuſſerlichen Ruhm zur Abſicht zu erwählen, die in dem Lobe der Menſchen beſtehet. Es iſt genug, den innerlichen Ruhm dabey zu ſuchen, der aus dem Zeugniſſe entſtehet, daß man ſich einer guten Handlung wegen ſelbſt giebet. Es iſt ſchon genug, ſeinen eignen Ruhm dabey zu ſuchen, wenn man nur von ſich ſelbſten hochgeſchätzet werden will, ſo iſt

es

es eben ein ſo großer Hochmuth, als wenn man alle andere verachtet, und nur ſich hoch ſchätzet. So war der Hochmuth bey den Weiſen im Heidenthume beſchaffen; ein Hochmuth, der eben ſo wohl als der gröbſte Hochmuth der wahren Tugend zuwider iſt.

VII.

Bey dieſer Entäuſſerung des Reichthums, die ſich auf die Verläugnung und Unterdrückung der Leidenſchaften gründet, welche des Reichthums nöthig haben, um ſich Gnüge zu thun; bey der Entfernung der wichtigſten Hinderniſſe an der Liebe gegen andere Menſchen, durch eine aufrichtige Demuth und gleiche Uneigennützigkeit würde dieſes keine neue Kraft der Tugend bey einem Reichen ſeyn, ihnen von ſeinen Gütern etwas mitzutheilen. Es iſt noch einmal ſo leichte, etwas zu geben, wenn man diejenigen ſehr liebt, welchen man es giebt, und das nicht liebt, was man ihnen giebt. Es iſt alſo nicht nöthig, einen ſolchen Reichen zu ermahnen, daß er bey ſeinen Wohlthaten großmüthig ſey. Man muß ihm nur ſagen, wie er mit Verſtand und Klugheit geben ſoll; ſein Herze iſt geneigt genug darzu. Man darf ihn nur ſeinen Verſtand darzu aufklären; und es iſt deſto wichtiger, daß er in den Regeln wohl unterrichtet ſey, welche die Vernunft und Religion der Freygebigkeit auf gleiche Weiſe vorſchreiben, je weniger Vorſicht man gemeiniglich bey ſeinen Wohlthaten braucht, und ſich aus dem nicht viel macht, was man giebt.

VIII.

Die Freygebigkeit, welche mit Klugheit geſchiehet, iſt das ſicherſte Mittel jedermanns Liebe und Hochachtung zu

gewinnen. Dieſe Hochachtung, ich geſtehe es, iſt zum Theil auf die Eigenliebe gegründet, die uns antreibet, alles dasjenige, was wir als ein Gut für uns anſehen, gewiſſer maſſen hinzugeben; und es iſt wahr, dieſe Eigenliebe hat die Menſchen oft betrogen, daß ſie einigen bloß nützlichen und in der That nicht allzu löblichen Eigenſchaften den Namen der Tugend gegeben. Was aber die Freygebigkeit anlangt, wovon ich hier rede, ſo gehet ein aufgeklärter Philoſoph in der Hochachtung, welche er für ſie hat, noch viel weiter, als das Volk; er kennet ihren wahren Werth noch weit beſſer, weil er vielmehr nach der Vortrefflichkeit ſeiner Grundſätze, und der Reinigkeit ſeiner Bewegungsgründe, als den guten Wirkungen urtheilet, welche ſie hervor bringet. Der Philoſoph und zwar der chriſtliche Philoſoph, ſiehet faſt alle Tugenden da, wo das gemeine Volk nur eine ſieht.

IX.

Unter denen guten Wirkungen der klugen Austheilung, welche der Reiche mit ſeinen Gütern vornimmt, ſiehet der gemeine Mann nur die geringſten und ſo zu reden die gröbſten. Er ſiehet einen Menſchen, welcher ſein faſt untergehendes Glücke durch Hülfe eines Geſchenkes wiederum feſte ſtellt, welches ein großmüthiger Freund unter dem Scheine eines Darlehns verborgen hat. Er ſiehet Kranke, die wiederum geheilet, und aufgerichtet worden; Arme, welche durch ein überflüßiges Allmoſen gekleidet und ernähret worden; er ſiehet prächtige Gebäude, welche verdienten, eine Wohnung der Könige zu ſeyn, von ihren geringſten Unterthanen aber bewohnt werden. Er ſiehet aber nicht, zu wie viel tauſend Tugenden

genden der gute Gebrauch des Reichthums Gelegenheit gegeben hat, und wie viel tauſend Laſtern er zuvorgekommen iſt. Der in Verfall ſeines Glücks gerathne Menſch hätte vielleicht geſucht, ſeinen Verluſt durch Ungerechtigkeit zu erſetzen; itzt, da er wieder reich geworden, und durch das Beyſpiel ſeines Wohlthäters gerühret wird, gebrauchet er wie jener ſeinen Reichthum, und bezeugt ihm ſeine Erkenntlichkeit, indem er es ihm nachthut. Der Soldat, welchen das Alter oder die Verwundungen außer den Stand geſetzt haben, dem Fürſten oder dem Vaterlande zu dienen, findet nicht nur in dem Schutzorte, welchen ihm der fromme Pracht eines groſſen Königes verſchafft hat, die Vergeltung ſeiner Arbeit; er findet auch daſelbſt, nach einem gemeiniglich in der größten Freyheit zugebrachten Leben, ein Mittel ſeiner Seeligkeit. Der Diener des göttlichen Wortes, welcher es mit ſo viel Beredſamkeit und Nutzen verkündiget; der Gelehrte, deſſen Werke ſeiner Zeit und ſeinem Volke Ehre bringen, würden itzo vielleicht mit der ſchlechteſten Arbeit beſchäfftiget ſeyn, wenn nicht etwan ein reicher Mann, der ſo geſchickt iſt, die guten Eigenſchaften zu erkennen, als eifrig ſie zu beſchützen, in ihm, mitten in der Finſterniß der Kindheit, und ohngeachtet der ſchlechten Beſchaffenheit ſeiner erſten Auferziehung, den Saamen der ſeltenſten Naturgaben wahrgenommen, und Mittel verſchafft hätte, dieſen koſtbaren Saamen fortzubringen, und dieſen glücklichen Eigenſchaften durch Fleiß und Umgang mit geſchickten Perſonen höher zu treiben. Ja die Tochter, welche unter dem Schleyer der Religion zu einer beſondern Heiligkeit geſtiegen, würde vielleicht bey ihrer Schönheit und in ihrem Elende unüberwindliche Verſuchungen gefunden ha-

ben, woferne nicht jemand, der nicht ſo wohl von ihren Reizungen, als der Gefahr, darein ſie kommen konnte, gerühret worden wäre, ihr den Eingang des Kloſters eröffnet hätte, welches ihre Armuth vor derſelben zuſchloß.

Das ſind die großen Vortheile der chriſtlichen Freygebigkeit. Man muß in Abſicht auf die Seele für den Leib ſorgen; man muß die Ewigkeit bey dem Guten zur Abſicht haben; welches man ihrentwegen den geſchaffenen Weſen erweiſet. Der geiſtliche Reiche gehet mit ſeiner Abſicht weiter, als das Verlangen des Armen; er will ihm mehr geben, als er fodert.

X.

Man kann von dem Reichthume nicht ſagen, was man von den andern Gütern ſagt, daß man bey dem Gebrauche den Geſchmack verliert. Man verliert den Geſchmack an einem Gute wegen eines andern; an der Ehre wegen der Ergötzlichkeit; bey der Veränderung des Geſchmacks aber bleibet derjenige doch, den man zu dem Reichthum hat, und wird immer ſtärker und ſtärker, weil man nur durch ihn die andern alle vergnügen kann. Je länger man lebt, je mehr wird man von dem Nutzen, und ſo gar von der Nothwendigkeit des Reichthums überführt. Je mehr erfähret man, daß man ohne ihn nichts vermag, und mit ihm alles kann. Es iſt auch eine gewöhnliche Sprache in dem Munde vieler ſo genannten Philoſophen, daß kein wichtigerer Vortheil in der Welt als der Reichthum ſey; er erweckt und ſtärket alle Leidenſchaften, durch die Mittel, welche er verſchaffet, daß ſie genieſſen können, was ſie ſuchen, und die erweckten Lei-

denſchaften ſtärken ihrer ſeits die Liebe zum Reichthum; auf ſolche Weiſe feſſelt uns der Reichthum an den Reichthum. Die Vermehrung des Reichthums vermehret die Liebe dazu, indem ſie die Zahl und Stärke der Leidenſchaften, und hierdurch die Bedürfniſſe vermehret.

XI.

Man liebt den Reichthum nicht des Reichthums wegen; diejenigen, welche ihn mit ſo viel Ehrbegierde zuſammen raffen, ohne ſich deſſen zu bedienen, für welche der zuſammen gehäufte Reichthum ein ſo reizender Anblick iſt, und die man deswegen beſchuldiget, ſie liebten ihn um ſein ſelbſt willen, lieben ihn eigentlich nur wegen der Bedürfniſſe und Bequemlichkeiten des Lebens. Die Furcht, ſie möchten einmal nicht ſo viel haben, als ſie zur Noth und Bequemlichkeit brauchen, iſt die Urſache der allzu groſſen Sparſamkeit.

Der Betrug der Geizigen, ſagt die Frau * * * * von welcher wir einige Maximen unter des Herrn de la Rochefoucault ſeinen haben, der Betrug der Geizigen iſt, daß ſie Gold und Silber für Güter halten, da ſie nur Mittel ſind, ſolche zu haben. Dieſer Gedanke iſt ſinnreich; ich weis aber nicht, ob er auch wahr iſt. Gold und Silber ſind freylich ihrer Natur nach nur Mittel; allein die Geizigen wiſſen es. Was ſie betrügt und lächerlich macht, iſt nicht, daß ſie Gold und Silber um ſein ſelbſt willen lieben, und es für Güter halten; ſondern daß ſie mitten unter den Stücken Gold und Silber fürchten, es möchte ihnen das Nöthige fehlen, und ſich deſſelben wegen dieſer Furcht berauben. Wenn man alſo ſagt, die Geizigen machten aus dem, was nur ein Mittel iſt, ihren Endzweck,

ſo will dieſes nur ſo viel ſagen: Die Geizigen ſuchen ihr Glücke nicht in dem Genuſſe derer Ergötzlichkeiten und Bequemlichkeiten des Lebens, ſondern in dem Vermögen ſolcher zu genießen, und ſich der Möglichkeit dieſes Genuſſes bis auf die ſpäten Zeiten zu verſichern. Wenn man alſo einen Geizigen beſſern will, ſo kömmt es nicht darauf an, daß man ihm eine andere Meynung von der Natur des Reichthums beybringe, man müßte ihn, wenn es möglich wäre, wider die Furcht des Zukünftigen, und die Ungewißheit der Begebenheiten Verſicherung geben können. Es heißt aber im gemeinen Sprüchworte: wider die Furcht ſey kein Mittel, und deswegen iſt auch keines wider den Geiz. Er iſt nicht ſo wohl ein Irrthum des Verſtandes, als eine Schwachheit des Herzens; die meiſten Geizigen haben Verſtand, ſie ſind aber faſt alle furchtſam und verzagt. Sie überlegen und ſchließen genug, und das bringt ſie eben auf wunderliche Wege. Indem ſie in ihren Ueberlegungen und Schlüſſen, durch die Furcht, die ſie verunruhiget, geführet werden, ſo kömmt es ihnen vor, als wenn ſchon alles mögliche Unglück auf ihr Haupt herab fiel; der ſtärkſte Schein einer dauerhaften Glückſeligkeit iſt ihnen nicht genug, ſie zu hoffen. Sie halten ſich aber für ſehr klug, daß ſie alles befürchten, und ſich folglich wider alles rüſten.

XII.

Der Reichthum iſt zuweilen die Frucht und Quelle unzähliger Ungerechtigkeiten, ſolcher Ungerechtigkeiten, die um deſto himmelſchreyender ſind, je mehr der Arme gemeiniglich der Gegenſtand und das Opfer davon iſt. Ein Reicher ſiehet nicht nur den Reichthum anderer Rei-

chen

chen mit Neid an: Ein mittelmäßiges Vermögen, das von der Armuth nicht weit entfernet iſt, erwecket auch ſeine laſterhaften Begierden; aus allen Reichen möcht er gerne in ſeiner Perſon nur einen einzigen machen. Alleine eben dieſer Reichthum, nach deſſen Raube er vor Eyfer brennet, ſetzt diejenigen, welche ihn beſitzen, wider ſeine Griffe in Sicherheit. Der Sieg über den Armen iſt leichter, und wenn auch ſeine Beute nicht eben wichtiger iſt, ſo wird ſie durch die Menge der Ueberwundenen erſetzt; in der Wahl der Mittel ſeinen Schatz zu vergröſſern, unterſucht man, ob ſie geſchwind und ſicher ſind, aufs höchſte ob die Ungerechtigkeit dabey nicht könnte entdeckt und geſtraft werden. Die Billigkeit wird dem Laſter alsdenn nur vorgezogen, wenn ſie gleich nützlich iſt.

Es iſt alſo nicht nur ſchwer, den Reichthum richtig zu gebrauchen; es iſt ſchwer bey dem Beſitze des Reichthums nicht laſterhaft zu ſeyn. Es iſt nicht nur ſchwer, den Elenden beyzuſpringen; es iſt ſchwer, es nicht zu thun. Wie wunderbar und verkehrt iſt doch dieſes! der Reiche iſt nach den Abſichten der Vorſehung nur reich um des Armen willen, und der Arme wird oft nur arm durch den Reichen.

XIII.

Die genauſte Beſchreibung der Tugend iſt dieſe, ſie ſey eine durch ſchwere Bemühungen erlangte und aufbehaltene Gerechtigkeit. Wenn die Gerechtigkeit dem Menſchen natürlich wäre, wenn ſie ihm nichts koſtete, ſo würde ſie vielmehr ſein Glücke als ſeinen Werth ausmachen. Sie würde an ihm vielmehr eine Vollkommenheit als eine Tugend ſeyn. Es giebt aber unterſchiedene Grade in der Gerechtigkeit, und es giebt auch nach dem Unterſcheide

der

der Stände, der Naturen, der unterſchiedenen Gemüthsarten mehr oder weniger Schwierigkeiten ſie zu erlangen und zu behalten. Nun aber ſchätzet man die Tugend eines gerechten Menſchen auf gleiche Weiſe nach dieſer zwiefachen Beſchaffenheit: nach der Gröſſe ſeiner Gerechtigkeit; nach der Gröſſe und nach der Anzahl der Hinderniſſe, welche er überwinden müſſen, dahin zu gelangen, und die er noch zu überſteigen hat, ſich darinnen zu erhalten. Derjenige iſt alſo unter allen Menſchen der Tugendhafte, der am gerechteſten iſt, und dem es am meiſten Mühe koſtet, es zu ſeyn; derjenige, welcher zu einer größern Gerechtigkeit gelanget, und durch die größten Bemühungen darinnen beharret.

Der rechte Gebrauch des Reichthums ſetzet eines Theils die vollkommenſte Gerechtigkeit, die wichtigſten und nöthigſten Tugenden zum Voraus, und andern Theils iſt der Beſitz des Reichthums, die größte Hinderniß an der Gerechtigkeit und an der Tugend. Folglich iſt ein Reicher, welcher ſeinen Reichthum aufs beſte gebraucht, der Tugendhafteſte unter allen Reichen, und alsdenn unter allen Menſchen.

Wenn auch die Schrift einen tugendhaften Reichen abbildet; ſo ruffet ſie aus! wer iſt dieſer glückſelige Menſch, wo werden wir ihn finden? welches Lobes iſt er nicht würdig? Er hat wunderbare Dinge gethan, er iſt durch den Reichthum geprüft und vollkommen befunden worden. Was iſt denn aber das für eine ſo ſeltne Tugend? worinnen beſtehet ſie? Er hat das Geboth Gottes beleidigen können, ſetzet die heilige Schrift hinzu, und er hat es nicht beleidiget; er hat können Uebels thun, und er hat es nicht gethan. Die Entfernung von einem Laſter,

in

in einem Zuſtande, worinnen er alles nach Willen fand, wohin ihn alles zog; die Verbindung eines Willens, der beſtändig an das Gute gefeſſelt war, mit der beſtändig gegenwärtigen Macht übels zu thun, das iſt es, was einen tugendhaften Reichen über alle Menſchen erhebt. Das Unvermögen übels zu thun, raubet uns oft ſo gar die Gedanken davon; es erſticket die ungerechten Begierden in ihrer Geburt; es vertilget die gefährlichen Neigungen, zum wenigſten hält es ſie in dem Abgrunde der Seelen gleichſam verſchloſſen und betäubt; das Vermögen aber, ſie bald zu ſtillen, erwecket ſie, ſetzet ſie in Freyheit, und ſchaffet ſie, ſo zu reden. Man ſieht alle Laſter in einem Herzen hervor keimen, in welches die Natur den Saamen aller Tugenden geworfen hat. Es iſt einem Reichen weit ſchwerer, die Weisheit zu erlangen und zu behalten, als einem Weiſen den Reichthum zu erwerben. Der Arme kömmt zuweilen zum Reichthume, ohne daß er ihn, eigentlich zu reden, erwirbt; die Weisheit iſt allzeit etwas erworbenes, für denjenigen, der ſie nicht hatte; ſie koſtet allezeit viel.

XIV.

Kann man ſich ſeines Reichthums nicht bedienen, ein unſchuldiges Vergnügen zu ſchmecken, und die Süßigkeiten ſeines Lebens zu genieſſen? iſt es erlaubt, auch ſein eignes Glück dabey zu finden, wenn man ſie anwendet, andere glückſelig zu machen? und wer kann uns etwas vorwerfen, wenn man mit der Gerechtigkeit, die nicht ſchadet, auch die Liebe verbindet, die andern dienet? Vor den Menſchen wird man getadelt, aber nicht vor Gott. Man iſt tadelnswürdig nach den Regeln der bloß menſchlichen

Sittenlehre, die von dem Guten und Uebel nur in ſo weit urtheilet, als es ein Abſehen auf die bürgerliche Geſellſchaft hat, und nichts verordnet, als was ein Menſch dem andern ſchuldig iſt. Man iſt es aber nicht nach den Grundſätzen der hohen Sittenlehre, welche die Gerechtigkeit durch die Uebereinſtimmung mit der ewigen Ordnung erkläret, die uns lehret, daß weil der Menſch Gottes wegen gemacht worden, und Gott das einzige Gut des Menſchen iſt, die Ordnung erfordere, daß der Menſch nur Gott liebe, alſo alles natürliche Vergnügen gefährlich ſey, weil es an die Sache feßle, die Urſache davon zu ſeyn ſcheint, oder vielmehr an das Vergnügen ſelbſt; weiter, daß alles Vergnügen, welches nicht nothwendig iſt, und aus bloßer Luſt geſuchet wird, nicht unſchuldig kann genennet werden, weil es nicht erlaubt iſt, die Luſt der Luſt wegen zu lieben, und in jeder Handlung ſeinen Endzweck daraus zu machen; daß man alſo nicht allein der Creaturen ſich nicht gebrauchen dürfe, als nur in den Gränzen der Nothwendigkeit, ſondern auch dieſe Gränzen, ſo viel als möglich einſchränken, und gewiſſer maßen die Nothwendigkeit davon ausſchließen müſſe. Dieſes alles begreift der rechte Gebrauch des Reichthums in ſich.

XV.

Die chriſtlichen Predigtſtühle erſchallen täglich von dem Fluche, der von JEſu Chriſto wider die Reichen und den Reichthum ausgeſprochen worden. Wie kann man dieſe furchtſamen Vorſtellungen, dieſe erſchrecklichen Abbildungen des überflüßigen Reichthums mit den tröſtlichen Verheiſſungen vereinigen, welche in ſo vielen Schriftſtellen, dem Allmoſen, dem Beyſtande der Armen, gegeben

gegeben worden ſind? denn wenn die Seligkeit mit dem Allmoſen verbunden iſt, wem kan ſie leichter werden, als den Reichen, welche es am leichteſten thun können? Es iſt wahr, es iſt nichts leichters für die Reichen, als Allmoſen zu geben, wenn ſie wollen; es iſt aber nichts ſchwerers für ſie, als zu wollen; und zwar aus recht chriſtlicher Abſicht es zu wollen: weil ihnen nichts ſchwerers fällt, als bey dem Beſitze des Reichthums die zweyfache Beſchaffenheit zu behalten, welche die Quellen der chriſtlichen Liebe ſind; ich will ſagen: die Entäuſerung ihres Reichthums, und die Empfindlichkeit bey der Dürftigkeit der Armen; die Liebe Gottes, welche ihnen das Allmoſen befiehlet, und die Liebe des Nächſten, welche es von ihnen fordert; oder wenn zuweilen ein Ueberbleibſel des natürlichen Mitleidens ſich noch in dem Grunde ihres Herzens zu erkennen giebt; wenn ſich ſo zu reden bey dem Anblicke, oder bey der Erzählung gewiſſer elender Umſtände, wobey man ſich nicht enthalten kann, gerühret zu werden, ihr Eingeweyde öffnet, der Geiz, welcher weit ſtärker, als die Empfindung iſt, die Hand verſchlieſſet. Alſo entſtehet eben zu der Zeit, da der Reichthum den Reichen ein ſichres Mittel zur Seligkeit zeiget, aus eben dem Mittel in dem Willen eine faſt unüberwindliche Hinderniß, ſich deſſelben zu bedienen.

Man muß zugeſtehen, daß dieſe äußerſte Schwierigkeit ſich des Reichthums recht zu bedienen, welche tugendhaften Reichen den ſo großen Ruhm erwirbt, die Fehler und die Schwachheiten der andern Reichen ein wenig entſchuldiget; und den bittern Eifer, mit welchem man ſich zuweilen über ſie erzürnet, mindern ſollte. Man würde gelinder ſeyn, wenn man es mehr einſehe. Und

wenn man den Menſchen wohl kennet, ſo iſt man leichte auch gegen einen Miſſethäter gütig; man beklaget ihn, ohne ihn zu haſſen. Eben dieſe Schwierigkeit aber machet, daß man diejenigen nicht entſchuldigen kann, welche in einem mittelmäßigen Zuſtande den Reichen beneiden, und alle ihr mögliches thun, es auch ſo weit zu bringen. Inzwiſchen iſt dieſe Begierde zum Reichthume eine ſo allgemeine Eigenſchaft, daß es eine Vollkommenheit im Chriſtenthume anzeiget, wenn man davon frey iſt. Was iſt denn unſer Glaube? denn iſt wohl unter den Wahrheiten, die für ihn gehören, eine klärer und öfter in den heiligen Büchern ausgedruckt, als die Schwierigkeit des ewigen Heils bey den Reichen? iſt wohl eine, bey welcher ſich die Vernunft mit der Religion beſſer vereiniget?

XVI.

Man erhebet ſich mit einem Scheineifer wider einen Menſchen, welcher ſein Glücke durch verbotene Wege gemacht hat, und im Herzen beneidet man ihn; man ſtöſſet die häßlichſten Namen gegen ihn aus; ganz laut ſagt man: er iſt der gottloſeſte Menſch; und heimlich; er iſt glückſelig.

Das glückſelige Laſter wird an den Großen, an den Königen, an den Weltbezwingern, für eine Tugend angeſehen; in den Kleinen, bey unſers gleichen, ſcheinet uns das Laſter um deſto verhaßter, und ein deſto größeres Laſter zu ſeyn, je mehr Vortheile es demjenigen verſchaffet hat, der es begangen.

Es iſt ein großes Unglück für uns ſelbſt und für andere, bey übeln Neigungen ſehr reich oder ſehr arm zu ſeyn.

Beſchluß.

Beſchluß.

Werke von dergleichen Art, als man hier geleſen hat, die Bücher, die kleine Anmerkungen in ſich faſſen, ſind nicht die geſchickteſten, wohl aufgenommen zu werden. Anfangs iſt dieſe Art zu ſchreiben an ſich ſelbſt nicht allzu angenehm; ſie iſt zu trocken, zu ernſthaft, zu anzüglich. Was diejenigen anbetrifft, welche ſolche Anmerkungen lieben, weil ſie ſelbſten nachdenken können, ſo ſind ſie hierinnen ſchon weit gekommen, und folglich iſt es ſehr ſchwer, es denſelben recht zu machen. Soll man ihnen gefallen, ſo muß man etwas neues vorbringen; was kann aber ſolchen Leuten neu vorkommen, welche in dieſer Art, das Beſte, ſo wir haben, geleſen, und überdacht haben? Was kann man zu dem unbeſchreiblichen Schatze von Anmerkungen, welchen ſie ſich aus den Gedanken ſo vieler guten Köpfe, und ihrem eigenen gemacht haben, hinzu thun?

Es iſt wahr, ſie werden dadurch daß ſie wiſſen, was ſchon vortreffliches hierinnen geſagt worden, gar bald erkennen, was noch nicht geſagt worden iſt, da viel andere Leſer, die weniger hiervon wiſſen, nicht im Stande ſind, das Neue von dem Alten zu unterſcheiden. Allein daraus folget nicht, daß es allzeit leichter ſey, ihre Hochachtung, als der wahren Kenner zu erhalten. Sie ſehen oft die neueſten Gedanken für ſehr gemeine Gedanken an, weil ſie ſo wahr und natürlich ſind, daß es ihnen ſcheinet, ſie müßten jedermann einfallen. Sie hätten dieſe Gedanken ſelber gehabt, ſprechen ſie, und indem ſie es ſagen, betrügen ſie ſich; lügen aber nicht. Denn es iſt natürlich,

daß wir gewiſſe Dinge, welche man uns erſt geſagt hat, gedacht zu haben, glauben, an welche wir doch niemals gedacht haben. Nun aber erwecken dergleichen Dinge keine Verwunderung; es iſt wahr, wir geben einem Verfaſſer allzeit recht, wenn er, wie wir, denkt. Wir bewundern ihn aber alsdenn erſt, wenn er macht, daß wir ſo, wie er denken. Es mag nun ſeyn, daß er uns bey unſerer Unwiſſenheit unterrichtet, oder uns von unſern Irrthümern befreyet. Man hat alſo Urſache gehabt, zu ſagen, wenn man in moraliſchen und metaphyſiſchen Anmerkungen wohl fortkommen wolle, ſo müſſe man nicht nur beſſer denken, als andere, ſondern auch beſſer, als ſie, zu denken glauben.

Wenn hingegen auch dieſe neuen und wahren Anmerkungen, welche ſich in einem Werke befinden, eine feinere, weitgeſuchtere, und von den gemeinen Begriffen weit entfernete Wahrheit in ſich halten, ſo kommen ſie vielen Leſern unrichtig, oder zum wenigſten zu hoch vor.

Uebrigens iſt nichts gemeiner, und mein Buch wird vielleicht eine neue Probe davon ſeyn; nichts ſage ich, iſt gemeiner, als daß man auf falſche und wunderbare Gedanken geräth, wenn man ſo ſehr nach dem Neuen ſtrebet, und bey gemeinen Gedanken bleibet, wenn man ſich befürchtet, das Wahre zu verlieren.

Leipzig, gedruckt mit Saalbachiſchen Schriften.

151

9 . 3 . 201

Digitized by Google

152

9.3.201

Digitized by Google

Digitized by Google

00566517

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google